

HEYNE
BÜCHER

Das Schwarze Auge

DER SCHARLATAN

ULRICH KIESOW



ROMAN


Schmidt
Spiele



Das Schwarze Auge

ULRICH KIESOW

DER SCHARLATAN

*Erster Roman
aus der aventurischen Spielwelt*

herausgegeben
von **ULRICH KIESOW**

Originalausgabe

Ebook by »Zerwas«



WILHELM HEYNE VERLAG MÜNCHEN

Aventurien - das Land des Schwarzen Auges

Die Weltbeschreibung Aventuriens, seiner Provinzen, Bewohner, magischen Phänomene, Götter und Kreaturen, umfaßt mittlerweile weit mehr als 1000 Seiten, so daß wir hier gar nicht den Versuch unternehmen wollen, Ihnen das Reich des Schwarzen Auges in seiner ganzen Vielfalt zu beschreiben. Diese kleine Einführung kann kaum mehr leisten, als Ihnen ein wenig Appetit auf das Gesamtwerk zu machen. Eine Übersicht über das gesamte bisher erschienene Hintergrundmaterial zu unserem Spiel erhalten Sie bei Ihrem Buch- oder Spielehändler oder (bei Einsendung eines mit DM 3,- frankierten A4-Rückumschlags) direkt bei *Das Schwarze Auge*, Postfach 1165, 85378 Eching.

Geografie

Der Kontinent Aventurien ist eine der kleineren Landmassen auf Dere, einer erdähnlichen Welt, die die meisten Aventurier für scheibenförmig halten. Zwar wurde in neuerer Zeit mehrfach die Hypothese aufgestellt, die Dere sei kugelförmig, aber diese Annahme läßt sich einstweilen nicht beweisen: Bisher ist es keinem aventurischen Seefahrer gelungen, die Welt zu umrunden - im Osten wird der Kontinent nämlich von einem schier unbezwinglichen, mehr als 10000 Schritt (m) hohen Gebirge begrenzt, dem ›Ehernen Schwert‹. Auf der Westseite des Landes erstreckt sich ein tückischer Ozean, geheißen das ›Meer der Sieben Winde‹. Jenseits dieses Meeres liegt ein sagemuwobener Kontinent namens ›Güldenland‹, und ob die Welt hinter dem Güldenland zu Ende ist oder nicht, entzieht sich der Kenntnis aventurischer Geografen.

Aventurien selbst mißt vom äußersten Norden bis zu den Dschungeln des Südens etwa 3000 Meilen (km) - keine sehr weite Strecke für einen Kontinent, mag es scheinen, aber immerhin würde ein Aventurier gewiß mehr als drei Monate benötigen, um diese Entfernung zu durchreisen. Es kämen jedoch nur wenige Menschen auf den Gedanken, eine solche Reise zu wagen, denn ihr Weg würde sie durch weite Gebiete führen, wo jede Hoffnung, auf eine menschliche Ansiedlung zu stoßen, vergeblich wäre, wo sie aber immer damit rechnen müßten, feindseligen Orks, gefräßigen Ogern oder wilden Tieren zum Opfer zu fallen.

Der äußerste Norden Aventuriens - so er nicht von Eis bedeckt ist -, wird bestimmt von Wald- und Steppengebieten. Ansiedlungen gibt es hier kaum, die wenigen Menschen, denen man begegnen kann, gehören meist zum Volk der Nivesen, den Steppennomaden, die dem Zug der großen Karenherden folgen. Im Nordwesten liegt auch das Orkland, ein von mehreren Gebirgszügen eingeschlossenes Hochland, das - wie sein Name vermuten läßt - hauptsächlich von Orks bewohnt wird. Die zahlreichen Orkstämme liefern sich häufig blutige Fehden um Jagdgründe, Weideland und Sklaven. Nur vereinzelt schließen sie sich zu einem großen Verband zusammen und dringen auf einem blutigen Beutezug weit nach Süden vor, in das Reich der Menschen.

Auf gleicher Höhe mit dem Orkland liegt ganz im Westen des Kontinentes Thorwal, das Reich eines streitbaren und räuberischen Seefahrervolkes. Mit ihren leichten einmastigen Schiffen - ›Ottas‹ oder ›Drachenboote‹ genannt - stoßen die Thorwaler zu allen Küsten Aventuriens vor. Finden sie einen kleinen Hafen unbefestigt und unvorbereitet, wird er überfallen und geplündert; stoßen die rothaarigen Hünen auf überraschenden Widerstand, versuchen sie, mit den Städtern Handel zu treiben.

Im Nordosten des Kontinents erstreckt sich das Bornland, das an seiner Ostseite von den unüberwindlichen Gipfelketten des Ehernen Schwertes begrenzt wird. Das Bornland ist ein sehr walddreiehes Gebiet, bekannt für seine strengen Winter und seine zähe und arbeitsame Bauernschaft, die als Leibeigene einer Vielzahl von Baronen, Grafen und Fürsten ein sorgloses Leben ermöglicht. Festum, die Hauptstadt des Landes und Amtssitz des Adelsmarschalls, gilt als eine der schönsten und sinnenfrohesten Hafenstädte Aventuriens.

Im Herzen des Kontinents liegt das ›Neue Reich‹, eine Zone gemäßigten Klimas, relativ dicht besiedelt und mit einem gut ausgebauten Straßennetz ausgestattet. In der langen Zeit der Besiedlung wurden viele Rodungen vorgenommen, aber in der Umgebung der Gebirgszüge finden sich noch immer dichte, undurchdringliche Wälder: Die Gebirge selbst, vor allem Finsterkamm, Koschberge und Amboß, sind von Zwergen bewohnt. Die Hauptstadt des Mittelreiches, Gareth, ist mit etwa 120 000 Einwohnern die größte Stadt Aventuriens.

Südlich an das Mittelreich schließt sich die Khom-Wüste an, die Heimstatt der Novadis, eines stolzen Volkes von Wüstennomaden. Das Gebiet zwischen dem Khoram-Gebirge und den Unauer Bergen wird im Westen von den Eternen und den Hohen Eternen begrenzt. Diese beiden Gebirgszüge schirmen die Khom auch von den Regenwolken ab, die fast ausschließlich mit dem Westwind ziehen.

Ein regenreiches Gebiet ist dagegen das Liebliche Feld; so heißt das reiche Land im Westen, dessen Hauptstadt Vinsalt ist. Das Liebliche Feld ist angeblich das Land, in dem sich die ersten Einwanderer aus dem fernen Gùldenland ansiedelten. Das Gebiet um die Städte Grangor, Kuslik, Belhanka, Vinsalt und Silas gilt als der fruchtbarste Bereich des ganzen Kontinents. Hier findet man den intensivsten Ackerbau und die blühendsten Ansiedlungen.

Die meisten Städte und Dörfer im Lieblichen Feld sind sehr wehrhaft gebaut, weil die Region ständig von Überfällen bedroht ist: Von der Landseite dringen immer wieder Novadi-Stämme in die Provinz ein, und die Küste wird häufig von den Drachenschiffen der Piraten aus Thorwal heimgesucht.

Südwestlich der Eternen beginnt die aventurische Tropenregion. Das Land ist von dichtem Urwald bedeckt, nur die Gipfelkette des Regengebirges ragt aus dem undurchdringlichen Blätterdach. Die Dschungelregion wird von Ureinwohnern und Siedlern aus Nordaventurien bewohnt. Die Siedler leben in Handelsniederlassungen entlang der Küste, die Ureinwohner - sie sind zumeist kleinwüchsig, haben eine kupferfarbene Haut und werden ›Mohas‹ genannt - wohnen in kleinen Pfahldörfern tief im Dschungel. Die Gifte, Kräuter, Tinkturen und Tierpräparate der Mohas sind in den Alchimisten-Küchen ganz Aventuriens heiß begehrt, und auch die Mohas selbst gelten mancherorts als wertvolle Handelsware.

Vor allem in den südlichen Regionen des Kontinents ist die Sklavenhaltung weit verbreitet, und in vielen reichen Häusern gilt es als schick, sich einen echten ›Waldmenschen‹ als Pagen oder Zofe zu halten. Al'Anfa, der an der Ostküste des Südzipfels gelegene Stadtstaat, ist das Zentrum des Sklavenhandels und hat schon vor langer Zeit den Beinamen ›Stadt des roten Goldes‹ erworben, während es von Gegnern der Sklaverei als ›Pestbeule des Südens‹ bezeichnet wird.

Erbitterter Gegner Al'Anfas ist vor allem das kleine, an der Südküste gelegene Königreich Trahelien, das sich erst kürzlich seine Unabhängigkeit vom Mittelreich erstritten hat, dessen südlichste Provinz es einmal war.

Im äußersten Südwesten läuft der aventurische Kontinent in eine Inselkette aus, deren größte Inseln, Token, Iltoken und Benbukkula heißen, vor allem als Gewürzlieferanten bekannt sind.

Politik und Geschichte

»Für den Landmann, sei er Bauer oder Knecht, gibt's in der Welt nicht Gold noch Recht!«

Zitiert aus dem Lied ›Der Ritter und die Magd‹, gedichtet von einem unbekanntem Wanderarbeiter aus dem Lieblichen Feld

»Im Namen des Herren Praios, seiner Schwester Rondra und der anderen unsterblichen Zehn, im Namen der Ehre, des Mutes und der göttlichen Kraft, im Namen der Treue, des Reiches und der kaiserlichen Majestät, im Namen der Liebe und der Achtung vor jeglicher gutherziger Kreatur, senke ich diese Klinge auf deine Schultern, die fortan eine ehrenvolle, aber schwere Bürde tragen sollen. Erhebe dich nun Ritter... «

Die in weiten Teilen Aventuriens verbreitete Ritterschlag-Formel

Die Zeitepoche, in der Aventurien sich befindet, ist nicht unbedingt mit dem irdischen Mittelalter, sondern eher mit der Frührenaissance vergleichbar, und ähnlich wie die Herrscher in jener Zeit verhalten sich auch die aventurischen Potentaten: Sie bedienen sich aller Mittel, die die Politik schon immer zu bieten hatte - Diplomatie, Korruption, Krieg und Intrige. Dennoch kann man davon ausgehen, daß die meisten von ihnen das Wohl ihres Volkes und Reiches im Auge haben. Die beiden bedeutendsten Staaten in Aventurien sind das ›Mittel- oder Neue Reich‹ und das ›Liebliche Feld‹. Beide werden von einem Kaiser regiert, wobei der Herrscher des Mittelreiches, Kaiser Hal I., jedoch kürzlich auf rätselhafte Weise verschwunden ist (an seiner statt regiert Prinz Brin I.) und die Regentin des Lieblichen Feldes, Amene III., erst vor einem Jahr wieder den Titel einer Kaiserin angenommen hat (im Lieblichen Feld ›Horas‹ geheißen). Beide Staaten sind nach dem klassischen Lehenssystem organisiert, in dem der Bauer seinem Baron

Abgaben zu entrichten hat, dieser dem Grafen, der wiederum dem Fürsten usf., wobei der Kaiser / die Kaiserin jeweils der oberste Lehensherr ist.

Die aventurische Geschichte, auf die wir hier nicht im einzelnen eingehen wollen, ist übrigens mit Erscheinen des Spiels *Das Schwarze Auge* keineswegs zum Stillstand gekommen, sondern befindet sich in stetem Fluß. Der *Aventurische Bote* - das DSA-Magazin - berichtet regelmäßig über die Geschehnisse der Mächtigen und der Völker; (einige Abenteuer und Romane sind an Wendemarken der Geschichte angesiedelt und ermöglichen den Spielerhelden eine aktive Teilnahme am aventurischen Weltgeschehen. Bei ihren Entscheidungen über den Fortgang der Geschichte war und ist die DSA-Redaktion stets bemüht, Spieleraktionen, -wünsche und -anregungen einzubeziehen, damit die DSA-Spieler in ihrer Gesamtheit einen nicht unbeträchtlichen Anteil an der Entwicklung ihrer Spielwelt nehmen können.

Götterwelt

»Denn siehe: Den Götterlästerern und Meuchlern, den Brandschatzern und Brunnvergiftern und was dergleichen Gesindel mehr sein mag, den Verstockten und Verhärteten, die nit Reu' noch Buße kennen, wird Boron nit den Schlüssel geben, zu öffnen die paradiesisch Pforten.«

Zitiert aus ›Die Zwölf göttlichen Paradiese‹ von Alrik v. Angbar, zuletzt abgedruckt im *Aventurischen Boten*, Praios, 17 Hai.

So mächtig einige aventurische Potentaten auch sein mögen, sie sind dennoch nicht die wahren Lenker der Geschehnisse der Welt und ihrer Bewohner: Eine Vielzahl von Göttern herrscht über Land und Leute. Diese Gottheiten beziehen zwar ihre Macht aus dem Glauben derer, von denen sie verehrt werden, aber sie sind keineswegs reine Idealvorstellungen oder Gedankenbilder, sondern reale, überaus machtvolle Wesenheiten, die sich bisweilen ihren Gläubigen zeigen, Wunder tun

oder auf andere durchaus spürbare Weise in das Weltgeschehen eingreifen.

Am weitesten verbreitet ist in Aventurien der Glaube an die Zwölfgötter. Es sind dies Praios (Sonne, Macht, Herrschaft), seine Brüder Efferd (Regen, Meer, Seefahrt), Boron (Schlaf, Tod), Firun (Jagd, Winter), Phex (Handel, Diebeszunft), Ingerimm (Feuer, Schmiedekunst) und die Schwestern Rondra (Krieg, Blitz und Donner), Travia (Gastfreundschaft, Ehe), Hesinde (Künste, Wissenschaft, Zauberei), Tsa (Erneuerung, Jugend), Peraine (Aussaat, Heilkunde) und Rahja (Liebe, Rausch, Wein).

Diese Götter werden im Bornland, dem Mittelreich, dem Lieblichen Feld und an vielen anderen Orten des Kontinents verehrt. Nach ihren Namen sind auch die Monate des am weitesten verbreiteten Kalenders benannt. Die Nomaden der Wüste - Novadis genannt - huldigen dem Eingott Rastullah, die Bewohner der Insel Maraskan beten zu Rur und Gror, einem göttlichen Zwillingsspaar.

Zwischen diesen Göttern - zu denen sich noch eine Reihe Halbgötter gesellt - mag es Zwistigkeiten und ernsten Streit geben, möglicherweise auch blutige Fehden, aber sie alle haben ihren stetigen unversöhnlichen Widersacher in einer übersinnlichen Kreatur, die man den ›Gott ohne Namen‹ nennt. Auch dieser, der Inbegriff des Bösen und der Verderbtheit, besitzt eine beträchtliche geheime Anhängerschar in Aventurien, denn er versteht es, seine Gefolgsleute mit Reichtum und Macht auszustatten, wie sie die anderen Götter nicht gewähren wollen (oder können?). Tempel und Bethäuser bestimmen das Straßenbild der meisten aventurischen Städte. Es hat wenig Sinn, in Aventurien ein Leben als Atheist oder Agnostiker zu führen, denn die Gottesbeweise sind zahlreich und greifbar. Außerdem wären die Menschheit sowie die Völker der Elfen und Zwerge längst untergegangen, wenn die Götter ihnen nicht im ewigen Kampf gegen das Reich der Dämonen zur Seite

stunden...

Nachbemerkung

Wie schon anfangs gesagt: Viel mehr, als Sie ein wenig neugierig zu machen, konnte dieser kurze Blick auf Aventurien kaum leisten. Wir würden uns natürlich freuen, wenn Sie nun Lust bekommen hätten, sich ein wenig intensiver mit der Welt des Schwarzen Auges auseinanderzusetzen, denn Aventurien - entstanden aus der gemeinsamen Arbeit von mehr als zwei Dutzend Autoren und Hunderten von kreativen Spielerbeiträgen - ist gewiß eine der stimmungsvollsten und interessantesten Fantasywelten, die je geschaffen wurden.





1. Kapitel

Der Gong im Tempel des Sonnengottes schlug zwölfmal, um den Ferdokern zu verkünden, daß die Mittagsstunde angebrochen sei, die hellste Stunde des Tages, aber in den Straßen herrschte so trübes Dämmerlicht, als ob der Abend bereits nahte. Dichte graue Wolken hingen schwer über den Dächern, Wasser troff daraus wie aus einem nassen Wollgespinst. Es wehte kein Wind, die Wolken zu vertreiben, und so fielen die schweren Tropfen schnurgerade dem Boden entgegen. Sie zeichneten lange wäßrige Striche in die Luft, zerplatzten auf den glänzenden Pflastersteinen, liefen zusammen zu stetig wachsenden Pfützen, kleinen Seen, auf denen Wellenringe sich zerschnitten und große Blasen trieben. ›Du kannst es an den Blasen seh'n: Efferd will nicht weitergeh'n...‹

Auch die Tauben auf dem Giebel des Praiostempels hatten die Hoffnung auf eine Ende des Regens aufgegeben. Mit aufgeplustertem Gefieder und eingezogenen Köpfen hockten sie auf der Kante des steinernen Dreiecks, unbewegt und in so regelmäßigen Abständen, als wenn sie vorgeben wollten, zum gemeißelten Zierrat des Gotteshauses zu gehören. An anderen Tagen holte sich schon einmal ein Ferdoker Gassenjunge mit geschicktem Schleuderschuß eine Taube vom Tempeldach - die Vögel vom Praiosplatz galten zwar als elendig zäh, doch wenn man sie nur lange genug kochte, erbrachten sie allemal eine kräftige Suppe -, aber heute ließ sich von den kleinen Jägern niemand blicken, heute war kein Tag für eine Pirsch. An einem Tag wie diesem blieb der Ferdoker,

wenn er es nur irgendwie einrichten konnte, daheim und dankte den Zwölfen, daß sie ihm ein festes Dach über dem Kopf geschenkt hatten. Diese Erkenntnis hatte sich voller Bitterkeit auch bei den Markthändlern eingestellt, die auf dem weiten Geviert des Praiosplatzes verloren hinter ihren Ständen ausharrten und wider besseres Wissen auf ein Ende des Regens und die Ankunft der Kundschaft hofften. Ganz ähnlich den Tauben hatten sie die Köpfe zwischen die Schultern gezogen und waren sorgsam bedacht, sich möglichst wenig zu bewegen, um ein Verrutschen der tropfnassen Kleider auf der Haut zu vermeiden. So standen sie stocksteif und mit leicht abgespreizten Armen da und sahen zu, während ihnen das Wasser von Hutkrempe und Hauben tropfte, wie ihnen der Regen die zarten Blumen zerschlug und die frisch gepflückten Beeren verderbte, wie er durch die Tuchbahnen der Baldachine sickerte, um auf die am Morgen voller Sorgfalt ausgebreiteten Stoffballen, Strohpuppen und Lederwaren zu tropfen. Der Regen trommelte auf die Fässer der Fischhändler und füllte spritzend die Teller und Schalen der Töpfer, er tränkte die Felle der Zugtiere, die mit hängenden Köpfen am Rande des Platzes standen und lustlos an nassen Heuballen rupften. Hier und da rann er zu kleinen Bächen zusammen, die quer über den Marktplatz strömten, dunkle Schwaden von Tierdung, Heuhalm und Blütenblätter mit sich führend, um sich glucksend in der breiten Gasse vor der *Goldenen Lanze* an der Stirnseite des Platzes zu vereinigen.

»Mach die Luke zu, Alter! Hier zieht es, daß einem der Arsch gefriert!« Gerion zuckte die Achseln, löste den Blick von Marktständen und Regenfäden und schloß sorgfältig die kleine hölzerne Lüftungsklappe unterhalb der hohen Butzenscheiben, durch die zwar ein mildes bernsteinfarbenes Licht in die Schenke fiel, die aber so trüb waren, daß man nicht hindurchschauen konnte. Er wandte sich um, um zu erkunden,

wer ihn da so barsch angefahren hatte. Vom Tisch, wo die drei Gardistinnen saßen, schaute eine stämmige Frau zu ihm herüber. Sie mochte gut vierzig Jahre zählen; eine breite Narbe verunzierte ihre Stirn und setzte sich in ihrem roten Haar als fingerbreiter kahler Streifen fort. »Geh raus auf die Straße, wenn du neugierig bist, aber halt die heidnische Frischluft aus diesen heiligen Hallen fern!« Sie hob ver-söhnlich grinsend den Bierhumpen zum Gruß.

Gerion nickte knapp. Soso, dachte er, so weit sind wir schon, daß eine Vierzigerin uns ›Alter‹ schimpft. Unwillkürlich fuhr er sich mit der Linken durch das krause graue Haar. »Was lernt man eigentlich bei den berühmten Ferdoker Lanzerinnen«, knurrte er zornig, »außer Saufen, Hauen und das Ausmisten von Ställen...? Gutes Benehmen wohl nicht?« Er biß sich auf die Lippe. Wie alt mußte er eigentlich werden, um endlich schneller zu denken als zu sprechen?

Die Gardistin stellte ihren Krug so heftig auf der Tischplatte ab, daß es knallte und das Bier einen guten Schritt in die Höhe spritzte. »Sei froh, daß ich mich nicht an Krüppeln und Greisen vergreife, du Zausel, sonst würde ich dir gutes Benehmen lernen!«

Jetzt schweig still! mahnte eine kluge Stimme in Gerions Innerem, aber laut sagte er: »Es heißt nicht ›dir lernen‹, sondern ›dich lehren‹, du Cella unter den Reiterinnen!« Dabei hob er schulmeisterlich streng und nicht ohne Hochmut den rechten Zeigefinger.

Ein Stuhl stürzte um, schlitterte polternd über die Dielen. Die Gardistin war aufgesprungen und bahnte sich, Tische und Stühle zur Seite stoßend, einen Weg quer durch die Schenke. Die wenigen Gäste hatten sich erhoben und - die Bierkrüge sorgsam umklammernd - zu den Wänden zurückgezogen. Als die Gardistin Gerions Platz beim Fenster erreichte, kroch mit schabenden Krallen ein grauschwarzes Etwas unter dem Tisch hervor und stellte sich der Frau knurrend in den Weg. Sie packte mit beiden Fäusten einen Stuhl, hob ihn hoch. »Ruf deinen

Köter zurück, oder ich schlage ihn zu Mus!«

»Zisch ab, Gurvan!« sagte Gerion und stand nun ebenfalls auf.

Während der Hund - immer noch leise grummelnd und knurrend - auf seinen Platz unter dem Tisch zurückkehrte, schlenderten die Gefährtinnen der Gardistin heran. Zu dritt formierten sich die Lanzerinnen zu einem Halbkreis vor Gerion. Die jüngste von ihnen, die wegen ihrer langen schwarzen Locken und ihrer dunkelglänzenden Augen Gerion schon aufgefallen war, als sie die Schenke betreten hatte, rümpfte die Nase. »Was stinkt denn hier so götterlästerlich? Ist das dein Köter, oder hast du dich vor Angst in deine Beinkleider erleichtert, alter Schlawmeier?«

Gerion deutete eine Verbeugung an. »Gerion Eboreus Eberhelm von Tisal«, sagte er, »und mit wem habe ich das Vergnügen?«

»Selissa von Jergenquell«, erwiderte die hübsche Schwarzhaarige.

»Fiona Dergelstein«, sagte die Stämmige, die immer noch den Stuhl vor dem schweren Busen erhoben hielt. »Tsaiane vom Weidenbruch«, fügte die dritte hinzu. Sie mochte dreißig Götterläufe zählen, hatte ebenfalls schwarze Haare und wies eine gewisse Ähnlichkeit mit ihrer jungen Gefährtin auf. Alle drei trugen die typischen kurzen ledernen Streifenröckchen und hohen Stiefel der Ferdoker Lanzerinnen, allerdings, da sie nicht im Dienst waren, weder Helm noch Kürasse, sondern hochgeschlossene Wämser aus dunkelblauem Samt mit dem Regimentswappen, dem löwenköpfigen roten Roß auf dem Rücken und kleine blaue, mit je einer Häherfeder geschmückte, Barette.

»Was soll das nun werden?« fragte Gerion, während er, um Raum zu gewinnen, langsam einen Schritt zur Seite wich. »Werden mir alle drei Damen gemeinsam die Ehre geben, oder halten wir eine gewisse Reihenfolge ein?«

»Bei Rondra! Der Gesell glaubt, daß ich Hilfe brauchte, um ihn zu zerquetschen!« Tiefe Empörung schwang in der Stimme der rothaarigen

Veteranin. Sie stellte den Stuhl ab, warf ihr Barett zur Seite und hob die Fäuste.

»Hau zu, Dicke!« rief eine Stimme von der Schenkentür.

Fiona warf einen zornigen Blick zur Seite, und Gerion knallte ihr mit aller Macht die Faust ans Kinn. Er wußte, daß er die Gardistin schwer getroffen hatte. Darum setzte er nicht nach, sondern wartete darauf, während er sich die schmerzende Rechte rieb, daß Fiona zu Boden ging. Aber die Lanzerin stürzte nicht. Sie schüttelte den Kopf, bis die roten Locken flogen, und nahm wiederum Kampfstellung ein.

»Mach ihn fertig, Mopsendronning!« rief es von der Tür. Aber Fiona sah nicht hinüber. Sie fintete mit der Linken, einmal, zweimal, und stieß die rechte Faust vor. Ihre Handknöchel schrammten über Gerions Wange, der im allerletzten Augenblick den Kopf zur Seite gerissen hatte. Er versuchte es mit einem Tritt, traf aber nur das verstärkte Knie des Reiterstiefels, da die Gardistin blitzschnell das Bein angezogen hatte. Ein Geschoß aus massivem Felsgestein landete in Gerions Magengrube.

»Hast du gesehen: ein Widderkopf!« kommentierte die hübsche Gardistin sachkundig den beidhändig geführten Schlag.

Gerion rang nach Luft, tauchte mit knapper Not unter einer mörderischen rechten Geraden durch und wich ein paar Schritte zurück. Er mußte Zeit gewinnen.

Unter dem Tisch drang Gurvans Gebell hervor; höchste Aufregung verrieten die schrillen Töne. »Hast recht, alter Kämpe«, murmelte Gerion keuchend, »wir stecken in echten Schwierigkeiten!«

»Was soll das sein«, höhnte Fiona im Nachrücken, »ein Faustkampf oder ein Wettlauf?«

Gerion wich zurück, duckte sich, pendelte hin und her, gab sich Mühe, die Fäuste oben zu behalten, obwohl seine Arme nach mehreren Treffern dämonisch schmerzten. Eine kleine Pause, nur ein kurzer

Augenblick zum Atemholen: Nicht der kleinste Zauber, nicht die schäbigste Illusion konnten ihm gelingen, wenn er ständig so übel bedrängt wurde! Außerdem würde sein Zauberwerk wahrscheinlich nutzlos abprallen - an diesem Kampfgolem! Der schöne Trick mit der Stimme von der Tür hatte nicht eben viel ausgerichtet. Gerion tat einen halben Schritt nach hinten, Fiona holte zu einem wüsten Haken aus, aber der Grauhaarige sprang plötzlich vor, umklammerte die massige Gardistin und hieb ihr mit aller Kraft die Stirn auf die Nasenwurzel. »Eine Honinger Kopfnuß!« erläuterte er mit einem Seitenblick auf die schwarzhaarige Gardistin. Er gab seine Gegnerin frei, trat auf Armeslänge zurück und streckte ihr die Hand entgegen. »Plum...« Fiona hieb seinen Arm wütend zur Seite. Zwei Blutfäden rannen ihr aus der Nase über Mund und Kinn. »Halt das Maul und kämpfe!« stieß sie zornbebend hervor.

Gerions Fuß verhakte sich zwischen den Beinen eines umgestürzten Stuhls. Er trat nach dem Möbelstück, versuchte freizukommen. Eine Bärenpatze prallte ihm gegen den Kopf, warf ihn zur Seite wie ein Herbstblatt, brachte alle Geräusche ringsumher zum Verstummen und löschte das Licht in der Schenke...

Gerion blickte auf zwei glänzende Stiefelspitzen. Eine kräftige Hand krallte sich in seinen Kragen, zog ihn hoch. Dann stand er inmitten eines Kreises von Gaffern, blinzelnd bemüht, sich in dem wild schwankenden Gastraum zurechtzufinden und nicht auf das schrille Pfeifen zu achten, das ihm im linken Ohr gellte.

»Du magst dich nun bei mir entschuldigen, alter Straßenköter!« hörte er eine großgewachsene rothaarige Frau sagen, die ihm irgendwie bekannt vorkam und auf Anhieb unsympathisch war.

Er hob die bleischweren Arme. »Ein von Tisal entschuldigt sich nicht«, murmelte er, »und bei einem Oger schon gar nicht!

Als Gerion wiederum erwachte, lag er auf knisterndem Stroh. Jemand wischte mit einem feuchten Lappen aufgeregt in seinem Gesicht herum und blies ihm gleich-eitig einen üblen, fauligen Geruch in die Nase. »Gurvan, du stinkst wirklich duglummäßig!« murmelte der Zauberer und schlug die Augen auf. Er starrte in ein dunkles Hundegesicht. Warmer Atem hechelte zwischen blitzenden Reißzähnen hervor, trocknete die kalte Feuchtigkeit, die die lange rosige Zunge auf Gerions Wangen hinterließ. Der Zauberer seufzte und hob mühsam einen Arm, um den Hundekopf zurückzudrängen. Die Schulter schmerzte, der Oberarm schmerzte, die zerschundenen Handknöchel brannten, und als Gerion sich mit dem Jackenärmel über das Gesicht wischte, schmerzten auch sein Kiefer und seine Augenbraue. Gerion deckte den Unterarm über die Augen und ließ sich ins Stroh zurücksinken. »Gurvan, Stinker, wie es scheint, hat es uns böse erwischt.« Der Hund winselte zur Antwort und versuchte, die kalte Nase zwischen Gerions Ärmel und Gesicht zu bohren. »Nun beruhige dich endlich! Alles in allem hätte es viel schlimmer kommen können: Ich könnte tot sein, und dann wärest auch du übel dran. Du bist nämlich einfach zu dumm, den Schlachter nach seinen Abfällen zu fragen.« Gurvan stieß ein fast menschliches Wimmern aus. »Nicht wahr, da kriegst du es mit der Angst zu tun?« fuhr Gerion hämisch fort. »Das weißt du schon, daß du nicht schön genug bist, damit ein anderer dich zu sich nimmt... Eine Prinzessin womöglich, die dir jeden Tag feinsten Pansen auf einem silbernen Tellerchen serviert... Kannst du vergessen, Stinker! Manche Leute haben Glück, und andere sitzen zeitlebens in der Muhrsape. Schau uns an! Ich warte jetzt schon seit fast sechzig Jahren darauf, daß die Götter auf mich aufmerksam werden, und du bist ein ausgesprochener Glückspilz... Warum...? Weil du mich hast, du blöder Hund, darum!

Mit geschlossenen Augen betastete Gerion seinen Kinnwinkel.
»Gebrochen scheint er nicht zu sein. Hm... Bei Ingerimm, hatte dieses Weib einen Schlag... Ogermäßig!«
»Fiona ist die beste Faustkämpferin in unserem Banner«, sagte eine Stimme von der Seite.
Gerion fuhr hoch, sank aber sofort wieder mit einem Seufzer auf das Stroh. »Ach, Ihr seid es... äh... Tsaiane...«
»Ich heiße Selissa. Tsaiane ist meine Freundin. Wir sehen uns recht ähnlich, nicht wahr? Manchmal geben wir uns zum Spaß als Schwestern aus.«
»Ist ja hochinteressant!« murmelte Gerion mit matter Stimme und ohne die Augen zu öffnen. »Dennoch sollte ich nicht verwechseln - Ihr seid die hübschere von Euch beiden. Entschuldigt also den... äh... Fehlgrieff meiner Zunge...«
»Da braucht Ihr Euch gar nicht zu entschuldigen! Was wißt denn Ihr? Es ehrt mich, mit Tsaiane verwechselt zu werden. Sie ist eine sehr gute Lanzerin. Ich fühle mich sicher, wenn ich im Feld an ihrer Seite reite...«
Gerion stieß einen erneuten Seufzer aus. »Das mag so sein, und es sei Euch unbenommen.« Er schnitt eine Grimasse. »Wißt Ihr, daß Ihr eine sehr kräftige Stimme habt? Aber nun sagt, was wollt Ihr eigentlich von mir? Habt Ihr darauf gewartet, daß ich erwache, damit Ihr mich wieder zusammenschlagen könnt?« Bei den letzten Worten hob er den Kopf und musterte mißmutig seine Umgebung. »Wo bin ich hier überhaupt, und wie komme ich hierher. Bin ich etwa in die Kriegsgefangenschaft der Lanzerinnen geraten?«
Selissa schüttelte lächelnd die schwarzen Locken. »Die Lanzerinnen machen keine Gefangenen. Wußtet Ihr das nicht? Unser Schlachtruf: ›Für Rondra, für den Fürsten - keine Gefangenen!‹ Nicht geläufig?«
Gerion schnaufte und blickte zu den Deckenbalken hinauf. Neben ihm erhob sich eine Wand aus Stroh. Durch ein offenstehendes großes Tor

fiel mattes Dämmerlicht auf sein Lager. Draußen plätscherte und gluckste der Regen. »Eine Scheune«, stellte er fest, »aber wo?«

Selissa, die im Scheunengang auf einer Kornkiste saß, wippte mit der Stiefelspitze. »Na, wo denn schon? Hier in Ferdok, natürlich. Die Scheune gehört Fobol, der auch die Schenke *Hammer und Amboß* betreibt: Fobol, Sohn des Farnim. Ihr solltet ihn eigentlich kennen.« Sie stand auf, kam zu Gerion herüber und betastete mit kühlen Fingerspitzen sein Gesicht. Während sie behutsam über den scharf gekrümmten Rücken der schmalen Nase fuhr, sagte sie: »Ihr habt eine hübsche Nase. Zum Glück ist sie heil geblieben... Überhaupt scheint Ihr recht glimpflich aus der Sache herausgekommen zu sein. Wenn Ihr Euch hättet sehen können, wie Ihr da auf den Dielen in der *Lanze* gelegen habt! Ich hatte schon gedacht, Ihr wäret tot.« Um Gerions aufgeplatzte Braue zu untersuchen, beugte sich Selissa so tief über sein Gesicht, daß ihm ihre Haare auf die Stirn fielen.

»Ihr duftet wie eine Rose«, sagte Gerion.

»Das hat übrigens auch der Lanzenwirt gedacht«, fuhr Selissa unbeirrt fort, »daß Ihr tot wäret. Tot oder kurz davor. Jedenfalls hat er uns dringend gebeten, Euch fortzuschaffen. ›Wenn der Bursche mir hier in der *Lanze* krepirt«, hat er gesagt, ›dann bekomme ich nichts als Ärger. Also macht mir die Freude und bringt ihn zum *Hammer und Amboß*. Da wohnt er nämlich.« Also haben wir Euch auf einen Karren geladen und hierhergefahren, um Euch auf Euer Zimmer zu tragen. Allein, der hiesige Wirt...«

»Ein kleinlicher Angroschim«, warf Gerion ein.

»...bestand darauf, daß erst einmal Eure Zeche zu bezahlen sei. Sonst habe er kein Bett für Euch.«

»Kleinlich, wie ich schon bemerkte!«

»Da war dann nichts zu machen. Immerhin hat er uns gestattet, Euch hierher zu bringen, in die ›Fürstensuite«, wie er sagte.«

»Wie lange liege ich schon hier?« fragte Gerion.

»Fünf Stunden mögen es wohl sein...«

»Und in der ganzen Zeit sitzt Ihr an meinem Lager und haltet Wache? Das ehrt mich!«

»Ach, Unsinn!« Selissa stand auf. »Ich bin eben erst gekommen, um kurz danach zu sehen, ob Ihr wieder unter den Lebenden weilt.« Sie trug eine große irdene Wasserschüssel heran und tupfte mit einem weichen Lappen das getrocknete Blut von Gerions Wange und Kinn. Der Zauberer verzog das Gesicht. Selissa ließ den Lappen sinken und zuckte die Achseln. »Wenn Euch meine Behandlung nicht gefällt, kann ich Euch ja wieder Eurem Köter überlassen. Der ist gewiß zärtlicher zu Euch.«

Gerions Versuch, freundlich zu lächeln, geriet zu einer jämmerlichen Grimasse. »In einem klugen Buch habe ich gelesen, der Speichel eines Hundes könne Wunden heilen, der eines Welpen sogar innere...«

Selissa setzte ihre Arbeit fort. »Kann ich mir nicht vorstellen. Und wenn: Gilt das für alle Köter? Auch für solche, die so stinken wie der Eure?«

»Das ist wie bei den Arzneien«, erläuterte Gerion. »Je besser sie wirken, desto kräftiger riechen sie.« Er schob Selissas Hand zur Seite und richtete sich auf. »Wieso seid Ihr so nett zu mir?«

Selissa wischte ihm ein letztesmal energisch über die Stirn. »Man kann Euch doch nicht einfach verrecken lassen. Da ist nichts Nettes dabei. Nur ein Gebot der Göttin.«

Gerion erhob sich und klopfte sich Strohhalme und Häcksel von der Jacke. Sofort sprang Gurvan auf und lief zum Scheunentor, wieder zurück und noch einmal hinaus. Dabei wedelte und bellte er eifrig.

»Laß den Unsinn!« ermahnte ihn der Zauberer. »Was sollen wir draußen anfangen bei diesem heidnischen Wetter? Oder halt, wart einmal! Vielleicht hast du recht.

Er wandte sich Selissa zu: »Darf ich Euch zu einem Gläschen einladen? Schlagt es mir bitte nicht ab«

Sie lachte. »Wie wollt Ihr das anstellen? Euren letzten Taler haben wir dem Wirt in der *Lanze* geben müssen, und ansonsten hättet Ihr nicht einen Kreuzer in den Taschen...«

»Ihr habt meine Taschen durchwühlt? Das sind mir feine Sitten...« Ein rötlicher Hauch huschte über Selissas Wangen. Trotzig warf sie den Lappen in die Schüssel, bis das Wasser nach allen Seiten spritzte. »Was hätten wir wohl anderes tun sollen? Wir wollten schließlich Euer Bett hier im *Hammer und Amboß* bezahlen.«

Gerion hob die Hand. »Schon gut, schon gut, erregt Euch nicht. Ihr werdet schon das Richtige getan haben. Aber ganz ohne Mittel bin ich, Phex sei Dank, noch nicht.« Bei diesen Worten klappte er den Umschlag seines linken Stiefels zweimal herauf, und zwei Goldstücke sowie mehrere Taler rollten auf den Scheunenboden.

»Schau an!« versetzte Selissa. »Da seid Ihr ja recht wohlhabend, und dennoch prellt Ihr den guten Fobol um seine Zeche... Nun, wie dem auch sei - wie käme ich dazu, mit Euch zu trinken? Ich habe nach Euch geschaut, mich vergewissert, daß es Euch wohl ergeht, und damit gewiß genug getan. Ihr habt meinen Weibel beleidigt und Eure angemessene Lektion erhalten, wir sind Euch nichts schuldig. Erlaubt also nun, daß ich mich verabschiede...«

»Nein.«

»Bitte?«

»Ich erlaube es nicht.«

Selissa stutzte für einen Augenblick. »Nun, so werde ich wohl ohne Eure Erlaubnis gehen müssen. Es ist ohnehin nur eine Redensart.«

»Beim feixenden Phex! Wie seid Ihr plötzlich ernst geworden! Hat Euch meine Einladung trübsinnig gemacht? Ich hingegen sehe der Unternehmung ausgesprochen frohgemut entgegen: Ihr seid eine sehr

gutaussehende Frau und trägt eine schicke Uniform. Die Gäste in der Schenke werden raunen, wenn ich Euch an meinen Tisch geleite.« Ein Lächeln huschte über Selissas Züge. »Nun, das waren recht artige Worte, aber sie betrafen nur Euren Vorteil. Nennt mir einen guten Grund, warum ich gerade mit Euch, einem arg ramponierten Scheunenbewohner, ausgehen sollte.«

Gerion trat dicht an die Gardistin heran und blickte ihr in die Augen, die im Dämmerlicht schwarz wie Jettstein schimmerten. »Einen Grund, sagt Ihr? Nun, ich will es versuchen, indem ich Euch folgendes zu bedenken gebe...« Danach wurde seine Stimme immer leiser und erstarb schließlich ganz.

»Was habt Ihr eben gemurmelt?« fragte Selissa halblaut und wie in Gedanken versunken. »Eure allerletzten Worte habe ich nicht verstanden.«

»In der *Lanze* kehre ich nicht wieder ein«, erklärte Gerion, während er hinter Selissa an einer Hauswand entlangstapfte, von dem überkragenden niedrigen Dach einigermaßen vor dem stetig fallenden Regen geschützt. »Am Ende hockt da Eure gute Freundin Fiona und wartet auf mich.«

»Das wohl kaum«, erwiderte Selissa über die Schulter hinweg. »Weibel Dergelstein kommandiert in dieser Nacht die Wache. Ihr könnt unbesorgt sein. Aber wenn Ihr eine andere Schenke vorzieht - wie war's mit dem *Bardenkrug*, der liegt gleich hinter der nächsten Ecke?«

»Wenn Euer Köter naß ist, stinkt er noch seemitischer als sonst«, sagte Selissa, wobei sie sich den rechten Zeigefinger waagrecht unter die Nase hielt. Unter dem Tisch stieß Gurvan einen schier endlosen Gähnlaut aus, rollte sich zusammen und legte die Schnauze auf die Vorderpfoten. »Ihr solltet ihn an die Goblins verkaufen. Wie man sagt, schätzen die für ihre Fleischöpfe gerade die alten Hunde, wahrscheinlich

wegen des Aromas, wie ich nun weiß.«

»Ach, was soll's.« Gerion hob das Glas mit dem roten Yaquirtaler.

»Hunde stinken, und Vögel singen. Wie verwirrend wär's umgekehrt. Riecht an dem Wein und trinkt. Wenn man genug getrunken hat, bemerkt man den ollen Gurvan gar nicht mehr. Erzählt mir lieber ein wenig von Euch. Wo kommt Ihr her, und was hat Euch ausgerechnet zu den Ferdoker Lanzerinnen verschlagen?«

Es bedurfte einiger Neckereien und eindringlicher Bitten, bis sich Selissa Gerions Wunsch fügte, dann aber berichtete sie recht freimütig von ihrer Kindheit und Jugend auf Burg Albumin. Die Burg lag nur ein paar Tagesritte entfernt und war seit etwa einhundertdreißig Jahren der Sitz derer von Jergenquell, seit die Fürstin Lorinai von Eberstamm Selissas Urururgroßmutter Jandelinde zur Baronin von Albumin ernannt hatte. Alles in allem hatten die Jergenquells eine glückliche Hand mit ihrer Baronie, und besonders jener Passus in der Schenkungsurkunde, in dem es hieß, ›*mit allem, was im und auf dem Boden ist*‹, sollte sich in späteren Jahren als ein wahrer Segen erweisen, denn seit etwa siebzig Jahren wurde in Jergenquell Erz abgebaut, und seit mehr als vierzig Jahren gab es die ›Albuminer Hütte‹, eine von Zwergen betriebene Gießerei, die der Baronie inzwischen zu beachtlichem Wohlstand verholfen hatte. Selissa war das mittlere von drei Kindern des Barons Lechdan und seiner Frau Elvine. Den jüngeren Bruder Ulfing, so erzählte Selissa, habe sie recht lieb, der ältere aber, Reto, sei ein rechter Fatzke, zumindest gebe er sich alle Mühe, so zu erscheinen. Doch dann warf sie ein, daß sie ihm möglicherweise Unrecht tue, denn eigentlich kenne sie ihn nicht sonderlich gut. Er sei eben mehr als zehn Jahre älter als sie, während sie Ulfing nur zwei Jahre voraus habe. Dieser knappe Vorsprung habe wiederum dazu geführt, daß sie während ihrer gesamten Kindheit mit dem jüngeren in einen Topf geworfen worden sei. Immer

habe es geheißen, die ›beiden Kleinen‹ dürften dieses oder jenes nicht tun oder müßten nun ins Bett gehen, während sie, Selissa, eigentlich stets der Meinung gewesen war, es gebe nur einen wirklich ›Kleinen‹ auf Burg Albumin, nämlich den quengelnden und lästigen Ulfing.

»Als wir älter wurden«, fuhr sie fort, »habe ich ihn immer mehr lieb-gewonnen. Wir haben zusammen das Reiten und Fechten gelernt, haben unsere Falken gemeinsam gezähmt und unseren ersten Geliebten geteilt: einen Fechtlehrer aus Almada, einen hübschen Burschen, stark wie ein Arenakämpfer, fröhlich, mit blitzenden Zähnen. Leider hat ihn der Vater irgendwann fürchterlich geschunden und davongejagt, nachdem er uns drei im Weinkeller erwischt hatte.« Sie lachte, hob das Glas an die Lippen und tat einen tiefen Zug. »Meine Liebschaften finden selten Gnade vor meines Vaters Augen, will mir scheinen. Er mochte den Fuhrmann nicht, auf dessen Bock ich bis nach Elenvina reiste, und nicht einmal den jungen Wengholm. Dabei ist der immerhin der Sohn von unserem Grafen... Aber warum erzähle ich Euch das eigentlich alles? Mir scheint, ich habe einen Schwips. Das Weintrinken bin ich nämlich nicht gewohnt. Wir Lanzerinnen ziehen das gute Ferdoker vor.«

»Ach, was redet Ihr da?« Gerion winkte ab. »Eine echte Lanzerin sollte in jedem Sattel zu Hause sein: ›Schenk Schnaps, schenk Wein, schenk Ferdoker ein!‹« summt er leise.

»Ihr kennt unser Lied?« Selissa war überrascht.

»Gewiß, es ist ein schönes Lied, wenn auch ein wenig traurig. Aber fahrt doch bitte in Eurer Geschichte fort. Ihr wart gerade an einem sehr interessanten Punkt angelangt. Von Liebschaften - glücklichen und unglücklichen - höre ich immer gern. Von den Wengholms war die Rede: Was hatte Euer Vater am Sproß der Wengholms auszusetzen? Familiäre Bande zur Grafenfamilie, das sollte doch jeder Baron zu schätzen wissen.«

»Der junge Graf - er heißt Erlan - ist ein seltsamer Zeitgenosse: un-

durchschaubar, womöglich ein wenig verschlagen, aber geistreich und über alle Maßen auf die Form bedacht; der geborene Höfling eigentlich und kein Mann, mit dem ich glücklich würde. Nun, das weiß ich heute. Aber Erlan ist recht gutaussehend und kann sehr charmant sein. Seinerzeit hat es mir geschmeichelt, daß er mir den Hof machte. Von Anfang an trafen wir uns heimlich, denn mein Vater ist auf die Wengenholms nicht gut zu sprechen. Seit langer Zeit liegen unsere Familien miteinander im Zwist, und immer geht es um die Erzminen, die die Wengenholms für sich beanspruchen. Zwei Prozesse hat es schon gegeben, einen hier in Ferdok und einen gar am Hofgericht zu Gareth, und beide Male haben die Wengenholms verloren, doch sind sie immer noch unsere Lehnsherren und kennen natürlich Mittel und Wege, um meinem Vater das Leben sauer zu machen. Aber nun mag hoffentlich alles anders werden, denn Graf Hakan, Erlans Vater, ist im letzten Winter gestorben, und Erlan und seine junge Stiefmutter Ilma streiten sich um das Erbe. Da haben sie natürlich keine Zeit, sich auch noch mit uns Jergenquells herumzuschlagen. Mein Vater will nun die Gelegenheit nutzen und am Fürstenhof vorstellig werden, damit unsere Baronie einer anderen Grafschaft zugeschlagen wird. Vielleicht gibt es dann endlich Frieden. Es bleibt natürlich die Frage, ob es ratsamer wäre, daß wir uns unter den Schutz von Graf Falkenhag stellen, oder ob wir uns in Richtung Schetzeneck orientieren. Für den Falkenhager spräche - immer vorausgesetzt, Fürst Blasius stimmte meines Vaters Wünschen überhaupt zu -, für den Falkenhager also... Sagt, Ihr scheint mir nicht mehr recht zuzuhören?«

Gerion, der eben wieder einmal sein schmerzendes Kinn betastet hatte, sah auf. »Mache ich den Eindruck? Nun, ich habe mich nur gerade gefragt, ob wohl alle Jergenquells so gut aussehen wie Ihr. Davon abgesehen aber bin ich Eurer Erzählung aufmerksam gefolgt, auch wenn Ihr leider das spannende Feld der Liebschaften verlassen hattet. Wie kam

es zum Bruch mit Graf Erlan? Ihr habt Euch doch gewiß nicht einfach den Wünschen Eures Vaters gefügt - das sähe Euch nicht ähnlich.«

»Ach was, so gut glaubt Ihr mich schon zu kennen? Aber Ihr habt ja recht. Die wahre Liebe, so denke ich, wird sich niemals von elterlichen Verboten unterdrücken lassen.«

»Bei Rahja, so soll es sein!« warf Gerion schmunzelnd ein und hob das Glas. »Darauf laßt uns trinken!«

Selissa führte ihr Glas an die Lippen. Ihre Wangen hatten sich gerötet, die dunklen Augen blitzten fröhlich. »Nein, nein, mit Erlan und mir kam es, wie es meistens kommt, wenn eine Liebschaft endet: Eine neue Liebe trat dazwischen.«

»Aha, nun wird es interessant.« Gerion beugte sich nach vorn und verschränkte die Arme über der Brust.

Selissa schüttelte lächelnd den Kopf und strich die schwarzen Locken zur Seite, die ihr ins Gesicht gefallen waren. »Ihr seid ein merkwürdiger Mensch, neugierig wie ein Klatschweib... Aber mich beschleicht immer mehr das Gefühl, daß Ihr nur einen seltsamen Spott mit mir treiben wollt.«

»Wie kommt Ihr denn auf diesen Gedanken, um der Zwölfe Willen? Habt Ihr mich nicht heute mittag noch ›Alter‹ geschimpft? Euch ist also durchaus aufgefallen, daß ich nicht mehr allzuviel Lebenszeit zu Verschwenken habe. Wenn dem aber nun einmal so ist, so möchte ich die verbleibende Zeit nutzen. Mit einer schönen Frau über Liebe und Leidenschaft zu plaudern, das heißt für mich, meine Zeit aufs trefflichste auszukosten. Als schiere Verschwendung erscheint mir hingegen jener Zeitvertreib, der allenthalben ›Konversation‹ genannt wird. Was hätten wir davon, wenn wir uns den ganzen Abend lang über Vinsalter Sänger, Garether Politik, Hühner- und Pferderassen oder tulamidische Schmiedekunst unterhielten. Das wäre fürwahr ein echter ›Zeitvertreib‹. Es kommt jedoch nicht darauf an, die Zeit zu vertreiben,

sondern sie zu genießen. Aber vielleicht seid Ihr noch zu jung, um das zu verstehen.«

Gerion winkte den Wirt herbei, um eine neue Weinkaraffe zu ordern. In den *Bardenkrug* hatten sich um diese frühe Abendstunde erst wenige Gäste eingefunden. Ein paar Stammkunden standen beim Wirt an der Theke und verspeisten gemeinsam weichen weißen Käse und dunkles Brot. An einem kleinen Tisch beim Fenster saß ein Liebespaar, das fortwährend die Köpfe zusammensteckte und kicherte, in ihrer Nähe zeigten zwei Musikanten einander Akkorde und Melodien auf der Laute: Zaghafte angesummte Liedchen und einzelne verlorene Töne schwebten bisweilen durch die Schenke, sprachen von Sehnsucht, von Reisen und fremden Ländern und schufen einen seltsamen Kontrast zu dem behaglich selbstbewußten Gelächter des Wirtes, zum Knacken und Knistern des Herdfeuers, zu der warmen Geborgenheit, die jeder der mächtigen Deckenbalken, die bauchigen Krüge auf dem Kaminsims und die vom Rauch dunkel gefärbten Wandbehänge zu verströmen schienen.

Gerion und Selissa saßen an einem Tisch direkt neben einer kleinen, etwa einen halben Schritt hohen Bühne, auf der, wie Selissa berichtet hatte, später gewiß noch einige Barden und Gaukler auftreten würden. Der Wirt brachte den Wein und trug Gerion einen kleinen Plausch über das Wetter an, das zu Kaiser Retos Zeiten eindeutig besser und unter Kaiser Hal eben noch zu ertragen gewesen sei, nun aber, unter der Ägide des jungen Prinzen sich noch einmal spürbar zum Schlechteren verändert habe. Tage wie heute habe es jedenfalls früher nicht gegeben, im fernen Havena vielleicht, aber niemals hier, im sonnigen Kosch. Gerion pflichtete höflich bei, verwies aber auf das bekanntlich traditionsgemäß noch unerträglichere Wetter in Tobrien und gab, vom Wirt nach der Ursache für die Schrammen in seinem Gesicht gefragt, aus dem Stegreif eine bissige Tirade auf die gewissenlosen Eilkutschen-

fahrer zum besten, vor denen heute niemand mehr sicher sei. Während Gerion sprach, betrachtete Selissa ihn gedankenversunken über den Tisch hinweg und nahm sich vor, ihn so bald wie möglich nach seinen Jahren zu fragen. Gewiß, das krause eisgraue Haar, das dicht wie ein Schaffell seinen Kopf bedeckte und sich bis auf die Schultern ringelte, sprach für ein recht hohes Alter, und auch die scharfen Falten, die in den Augenwinkeln zusammenliefen und über den buschigen Brauen die kantige Stirn zerfurchten sprachen dafür. Der Mund hingegen mit den elegant geschwungenen und keineswegs blassen Lippen war der eines jungen Mannes, und erst recht jugendlich erschienen die aufmerksamen leuchtendblauen Augen, die unter den auffällig langen Wimpern stets in Bewegung waren. Der Körper konnte wenig Aufschlüsse geben, denn er war unter einer schweren hüftlangen Jacke verborgen, wie sie die Flußschiffer gern während der Winterzeit trugen. Unter der Jacke schauten die verknitterten Spitzen eines ehemals weisen Hemdes hervor und verliehen ihrem Träger einen Anstrich von Ärmlichkeit und zugleich von Geckentum: eine unmögliche Tracht! Es war schon einigermaßen beruhigend, daß sie mit ihrem Begleiter im *Bardenkrug* saß und nicht etwa im *Marschall* oder in der *Lanze*, wo die Gardistinnen zu verkehren pflegten. Wenn ihre Kameradinnen sie mit diesem kauzigen Gesellen zusammen sähen - mindestens eine Woche lang hätte sie alle möglichen Hänseleien zu ertragen. Wieso war sie überhaupt mit ihm gegangen? So sehr sie auch ihr Gedächtnis anstregte, sie konnte sich nicht mehr darauf besinnen, mit welchen Worten Gerion sie schließlich zu dem Umtrunk überredet hatte. Ein wattiger Schleier lag über der Begebenheit in der Scheune, klarer wurde die Erinnerung erst wieder, wenn Selissa sich auf den Augenblick besann, als sie den *Bardenkrug* betreten hatte. Das muß an diesem Yaquirtaler liegen, dachte sie. Ich sollte wirklich aufhören, soviel Wein zu trinken. Als sie diesmal das Glas hob, nippte sie nur daran.

Gerion strich mit der Fingerkuppe über die Innenseite ihrer rechten Hand. »Welch schöne, kleine, kräftige Hände«, stellte er fest, »und welch entzückende kleine Schwielen, hart und rund.«

Selissa zog ihre Hand zurück. »Die kommen vom Reiten«, entgegnete sie. »Wenn Ihr an jedem Tag ein paar Stunden...«

Gerion hob abwehrend die Linke. »Schon gut, schon gut. Mir gefallen sie ja. Sie geben Eurer schmalen Hand etwas - wie soll ich sagen - etwas Ernsthaftes, Energisches. Doch nun bitte ich Euch, in Eurer Geschichte fortzufahren. Wir waren bei der spannenden Stelle angelangt, in der eine Liebelei durch den Auftritt der echten Liebe beendet wurde.«

Selissa fragte sich wieder einmal, ob sie Gerions Lächeln als freundlich oder spöttisch bewerten sollte, aber in seinen Augen leuchtete eine so jugenhafte Wißbegier, daß sie nicht widerstehen konnte. »Eigentlich hing alles mit den Ferdoker Lanzenreiterinnen zusammen«, erklärte sie.

»Wäre ich nicht zu den Lanzerinnen gestoßen... Also, hätte uns nicht Graf Growin, Sohn des Gorbosch, daheim auf Albumin besucht, und hätte der Vater Brüderchen Ulfing und mir nicht aufgetragen, dem Gast ein paar Attacken gegen den Haukerl vorzureiten, wer weiß, vielleicht säße ich heute noch zu Hause in unserer Burg... Nein, den jungen Wengenholm hätte ich dennoch nicht geheiratet«, warf sie ein. »Das war damals schon abzusehen. Nun, Graf Growin war von meinen Reitkünsten schier begeistert. Zumindest behauptete er das und versprach, gleich nach seiner Rückkehr nach Ferdok den Fürsten aufzusuchen und für meine Aufnahme bei den Gardereiterinnen zu sorgen. Ich weiß noch, wie der kleine Graf sagte: ›Da sucht Fürst Blasius in der ganzen Welt herum, um seine Garde zu schmücken, und hat kein Auge für die heimischen Gewächse‹. ›Gewächse‹ - na ja!« Selissa rümpfte die Nase. »Kaum vierzehn Tage später erhielt ich einen Brief aus Ferdok, geschrieben von Govenä Glaidis von Hirschingen-Berg, unserer Frau Oberst. Ich sollte auf der Stelle nach Ferdok kommen, um mich dort

vorzustellen. Das ist nun drei Jahre her. Vor zwei Jahren bin ich mit meiner Kameradin Yasinde zur Wintersonnenwende ins Bornland gereist, denn dort ist Yasinde zu Hause, in Geestwindskoje, das liegt zwischen Festum und Vallusa, und dort habe ich ihren Bruder, den Grafen Arvid, kennengelernt.« Selissa blickte auf und lehnte sich im Stuhl zurück.

Gerion sah sie erwartungsvoll an und nickte. »Ach, ich verstehe. Das ist er nun, der Weltbeweger: Graf Arvid aus dem Bornland...«

»Graf Arvid von Geestwindskoje«, verbesserte Selissa.

»Groß, blond, grundgütig und weltgewandt, nehme ich an.«

»So ist es. Woher wißt Ihr...?« Selissa lächelte versonnen. »Wie groß seid Ihr?«

»Na, gut einen Schritt und vierzig Finger. Er ist vermutlich doppelt so groß?«

»Das nicht gerade, aber knapp zwei Schritt mißt er schon. Und er kann wunderschön singen. Wenn er bornische Lieder singt, läuft das ganze Gesinde zusammen, und alle weinen... Man kann nicht anders! In zwei Jahren werde ich meinen Dienst quittieren, und wir werden heiraten, und dann werde ich nach Geestwindskoje gehen. Aber vorher wird er mich besuchen, vielleicht in einem Monat schon. Und dann werde ich ihn auch auf Albumin vorstellen.«

»Was sagt denn Euer Herr Vater zu Eurer Wahl. Ist er diesmal endlich zufrieden?«

Selissa schob zornig die Brauen zusammen. »Was soll er wohl sagen? Einen mitgiftjagenden Habenichts und Brückenfürst hat er ihn geschimpft. Vater ist nämlich der Ansicht, alle bornischen Adligen seien so arm, daß sie nächtens unter einer Brücke kampieren müßten... Nun ja, Geestwindskoje ist nicht Albumin, aber ich werde im Bornland schon nicht verhungern. Außerdem ist der Dukat nicht alles, was zählt!«

»Fürwahr, ein beneidenswerter Mann, der Herr von Geestwindskoje!

Ach, blond müßte man sein und zwei Schritt groß. Das habe ich mir ein Leben lang gewünscht. Ich wußte nie so recht, warum ich einen so seltsamen Wunsch hegte, aber nun, da ich Euch begegnet bin, habe ich die Erklärung.« Gerion seufzte so tief, daß Gurvan erwachte, unter dem Tisch hervorkroch und dem Zauberer die Pfote aufs Bein legte. Gerion kraulte ihm den Kopf. »Ich weiß, du liebst mich so, wie ich bin, Kumpel, aber ich sage dir, es ist nicht das gleiche...«

Selissa wedelte mit der Hand unter ihrer Nase und murmelte:

»Andererseits, wenn ich es recht bedenke, vielleicht stinkt er doch mehr, wenn er trocken ist.«

Gurvan warf ihr einen langen Blick zu, dann zog er sich wieder unter den Tisch zurück, wo er noch eine Zeitlang damit beschäftigt war, seine Gliedmaßen zu ordnen, bis sie eine befriedigende Schlafstellung eingenommen hatten. Gerion rief den Wirt herbei und ließ ein Krüglein Meskinnes bringen; Selissa war gerührt: »Das ist sehr lieb von Euch. Gewiß wollt Ihr mich ans Bornland erinnern. Auf Geestwindskoje haben wir auch immer Meskinnes getrunken.« Sie leerte das kleine dickwandige Gläschen und schleckte die Reste des Honigschnapses mit der Zunge aus. »Gerion, Ihr seid ein merkwürdiger Mensch. Nun habt Ihr mir so lange zugehört und noch kein Wort über Euch erzählt, obwohl es da gewiß eine Menge zu berichten gibt. Macht mir nur nicht vor, daß Ihr zu schüchtern seid ... Und für sonderlich bescheiden halte ich Euch auch nicht. Also, was habt Ihr zu verbergen?«

»Nie verschwiege ich Euch etwas, schönste Gardistin. Fragt mich, was immer Ihr möchtet. Ihr könnt in mir lesen wie in einem offenen Buch.«

»Nun, wie alt seid Ihr?«

»Neunundfünfzig Jahre, aber im nächsten Hesinde werde ich sechzig.«

»Soso! Woher stammt Ihr?«

»Aus Tobrien, von der Insel Tisal.«

Selissa stutzte. »Gehört die Insel etwa Eurer Familie?«

»Nicht daß ich wüßte. Mein Vater war dort Mühlknecht. Ich denke, wir hätten bessere Tage gehabt, wenn er der Inselherr gewesen wäre.

Später erbte er eine Mühle in der Nähe von Ilsur.«

»Aber Ihr heißt doch von Tisal? Nicht wahr, das habe ich richtig behalten?«

»Nun, nicht direkt. Ich stamme von Tisal. Meinen Familiennamen habe ich, wenn ich mich recht erinnere, heute mittag gar nicht genannt.«

»Und wie lautet er?«

»Ach, erspart mir das! Ich mag ihn nicht.«

»Bitte, habt die Güte! Nun habt Ihr mich erst recht neugierig gemacht.«

»Rottnagel.«

»Gerion von Rottnagel - das ist doch kein übler Name...«

»Gerion Eboreus Eberhelm Rottnagel... Ohne ›von‹. Von Tisal halt, Ihr versteht...?«

Selissa warf den Kopf zurück und lachte. »Ihr seid wirklich und wahrhaftig ein seltsamer Kauz! Wie seltsam auch, daß Ihr Euch in einer Scheune einquartieren laßt, während Euch die Dukaten nur so aus den Stiefeln purzeln. Ist das die bekannte tobrische Sparsamkeit?«

»Was daran tobrisch ist, kann ich nicht beurteilen. Seht, ich bin hierher nach Ferdok gekommen, um auf dem Jahrmarkt meine Kunst zu zeigen. Der Markt beginnt aber erst in zwei Wochen. Bis dahin muß ich mit meinen Finanzen haushalten. Auch habe ich noch einige bedeutende Anschaffungen zu tätigen.«

»Bedeutende Anschaffungen - das klingt geheimnisvoll. Was habe ich mir darunter vorzustellen?«

Gerion winkte ab. »Dinge, die ich für meine Kunst benötige. Es würde Euch nur langweilen, wenn ich hier auf Einzelheiten einginge.«

»Was für eine Kunst das wohl sein mag...? Seid Ihr ein Gaukler?«

»So könnte man es nennen.«

»Dann müßt Ihr gewiß neue Keulen und Bälle und solche Dinge

kaufen.«

Gerion zuckte die Achseln.

»Werde ich Euch auf dem Jahrmarkt finden?«

»Oh, ich denke schon. Ich habe einen kleinen Wagen, der zur Zeit auch im *Hammer und Amboß* untergestellt ist. Den werdet Ihr schon entdecken.«

Gerion hatte wieder nach Selissas Hand gegriffen. Diesmal entzog sie sie ihm nicht. Sie leerte ihr Meskinnesgläschen mit der Linken. »Einen sehr schönen Ring tragt Ihr da«, bemerkte Gerion. »Ich betrachte ihn schon den ganzen Abend. Kann ich ihn mir einmal genauer ansehen?«

Selissa hielt ihm die Hand vor das Gesicht. »Da bitte schön, schaut her. Er zeigt unser Familienwappen: die Schelle und das Quert...« Sie kicherte. »Ach, Quatsch, die Quelle und das Schwert. Abnehmen mag ich den Ring nicht, er läßt sich so schwer vom Finger ziehen.

Immerhin, so kann er mir nicht gestohlen werden...«

»Da seid Euch nur nicht so sicher«, erwiderte Gerion, »ein wirklich geschickter Dieb... Ja, sogar ich könnte ihn Euch ohne weiteres stehlen.«

Selissa hob die Brauen und sah Gerion fragend an. »Das würdet Ihr tun? Na, das könnt Ihr nicht! Ich meine, Ihr wäret doch nicht so gemein und schnittet mir den Finger?«

Gerion faßte wieder nach ihrer Hand. »Wo denkt Ihr hin? So etwas Scheußliches würde ich niemals zustandebringen. Außerdem wäre das dann Raub und nicht Dieberei.«

»Nun, dann schafft Ihr es nicht! Niemals!« Selissa schüttelte die schwarzen Locken. »Ohne Gewalt schafft Ihr es nie!«

»Wie war's mit einer Wette, wenn Ihr Euch so sicher seid?«

»Jederzeit!«

»Sagen wir, um fünf Dukaten«, schlug Gerion vor.

»Pah, das ist keine Wette, die den Namen verdient. Ich sage hundert, alter Freund! Schlagt ein oder laßt es bleiben! So wettet man bei den

Lanzerinnen!« Selissa hieb die linke Faust auf den Tisch. Gurvan schoß aus seinem Versteck hervor, blickte aufgeregt in die Runde und knurrte zur Theke hinüber, wo er einen einbeinigen Zwerg entdeckt hatte, der ihm offenbar verdächtig erschien.

»Dann kann aus der Wette nichts werden. Ich besitze keine hundert Dukaten, und ich sehe auch keine Möglichkeit, diese Summe aufzutreiben.«

Selissa hielt den Meskinneskrug über ihr Glas und beobachtete mit kritischem Blick, wie die letzten Tropfen einer nach dem anderen von der Krugtülle fielen. »Da will er nun nicht mehr wetten«, murmelte sie dabei. »Da hat er es mit der Angst zu tun bekommen, der Hasenfuß... Na gut, dann mache ich Euch einen anderen Froschlach...« Sie mußte so heftig lachen, daß ihr dicke Tränen in die Augen traten. Nachdem sie wieder Atem geschöpft hatte, setzte sie noch einmal an: »Ei-nen ande-ren Vor-schlag: Wenn Ihr gewinnt, bekommt Ihr von mir hundert bli-hinkende Dukaten, verliert Ihr aber, so werde ich Eurem sti-hinkenden Ungeu-heuer den Kopf abschlagen und die Reste an die Goblins verkaufen. Nun, was haltet Ihr davon?«

Gurvan setzte sich neben der Gardistin nieder und legte ihr die Schnauze aufs Knie. Sie schob den Hundekopf zur Seite und verzog das Gesicht. »Habe ich dir schon gesagt, daß du einen schlechten Atem hast, hm?« Und zu Gerion gewandt: »Na, habt Ihr Euch entschieden?« Der Zauberer warf einen langen Blick auf seinen graubärtigen Hund und streckte endlich der Gardistin die Rechte entgegen. »Es sei!« Selissa schlug ein.

Tatsächlich trat, wie Selissa es angekündigt hatte, wenig später der erste Gaukler auf die Bühne des *Bardenkrugs*, aber die Gardistin vermochte der Nummer nicht mehr recht zu folgen, und Gerion war der Meinung, er habe schon Besseres gesehen. Also schlug er Selissa vor, der Schenke den Rücken zu kehren.

»Wohin gehen wir, zu dir oder zu mir?« fragte Gerion, als sie vor dem *Bardenkrug* standen. Er hatte die Gardistin, die er um halbe Haupteslänge überragte, um die Taille gefaßt. Sie lehnte den Kopf gegen seine Schulter. Der Regen hatte ein wenig nachgelassen, aber ein kalter Windstrich durch die leere Gasse.

»Zu mir können wir nich. Keine Kerle in der Kaserne nach acht Uhr, sacht Operst Praiodaningen-Berg. Und du, du wohns inner Scheune!« Selissa kicherte albern. »Inner ollen Scheune wohnt der Herr Verführer! Aber warum eigentlich nicht? Ich habs soo lange nicht mehr im Stroh gemacht.« Sie tat einen Schritt nach vorn, den Zauberer mit sich ziehend.

Auf dem Weg durch die nächtlich stillen Gassen der Ferdoker Unterstadt sang Selissa das Lied der Lanzerinnen: »Reit, Rondra, reite voran, reit Boron, reit uns zur Seit - schenkt Schnaps, schenkt Wein, schenkt Ferdoker ein!« Je weiter sie mit Gerion durch die Nacht marschierte, desto langsamer und leiser wurde ihr Gesang. Als sie durch das Scheunentor schritt, verstummte sie ganz, warf sich über Gerions Strohlager und war einen Wimpernschlag später fest eingeschlafen. Gerion zog ihr die hohen Stiefel aus, holte eine schwere Decke aus seinem Wagen und breitete sie über der Gardistin aus.





2. Kapitel

Zweite Schwadron: Zu Pferd!« Für einen Augenblick geriet die lange Reihe aus stehenden Menschen und Rössern in eine bunte turbulente Bewegung: Messinghelme und Kürasse blinkten im wäßrig blassen Schein der ersten Morgensonne, blaue Umhänge flatterten, Lanzen­spitzen mit rot-blauen Wimpeln neigten sich, Pferde tänzelten vorwärts und zurück. Dann saßen dreißig Lanzerinnen in den Sätteln, wandten die Köpfe nach links und rechts, dirigierten mit sanftem Schenkel­druck die Pferde, bis diese, Brust an Brust, wieder eine geschlossene Front bildeten. Nur hier und da schlug noch ein aufgeregtes Pferd den mächtigen Kopf nach unten und hob die Reiterin auf seinem Rücken mit einem Ruck aufwärts. Tätschelnde Hände und halblaut gemurmelte beruhigende Worte sorgten dafür, daß endlich fast jede Bewegung erstorben war.

Mit ernster Miene starrten die Reiterinnen geradeaus, scheinbar in endlose Ferne. Dreißig schlanke Lanzenschäfte stachen senkrecht in den Himmel. Ein kräftiger Wind von Süden strich über den Kasernenhof, trieb ein paar feuchte Strohhalm­e über den Platz, brachte die Dreiecks­wimpel unter den blitzenden Lanzen­spitzen zum Flattern, spielte in Mähnen und Schweifen und auch in den dicken Strängen aus schwarz­gefärbtem glänzenden Pferdehaar, die den Gardistinnen von der hohen Helmzier bis tief hinunter auf den Rücken fielen.

»Schaut llinks!«

Die Köpfe der Reiterinnen ruckten zur Seite. Durch die Gasse zwisch-

en den Ställen und dem Koch- und Waschhaus trabten auf kräftigen, makellosen Schimmeln zwei Frauen heran. Die eine trug einen Offiziershelm mit einem hohen Busch aus roten Straußenfedern und einem Stirnschmuck aus Pardelfell; der grauhaarige Kopf der anderen war unbedeckt. Für eine kurze Weile blieben die beiden bei der Gruppe der Karren, Packtiere und Waffendiener stehen, die sich neben den Ställen versammelt hatten, dann setzten sie ihren Weg fort.

Weibel Fiona Dergelstein, die das ›Frontmachen‹ der Lanzerinnen vom Rücken ihres stämmigen grauen Wallachs aus kommandiert hatte, hob die Rechte zum Gruß und meldete mit kräftiger Stimme: »Erstes Gardebanner in Front und dienstbereit!«

Die Frau mit dem Offiziershelm erwiderte den Gruß mit förmlicher Geste, die Grauhaarige beschränkte sich auf ein sparsames Kopfnicken und wandte die Brust ihres Schimmels der Linie der Reiterinnen zu.

»Guten Morgen, Gardistinnen!«

»Guten Morgen, Frau Oberst!« hallte es hell über den Platz - danach ein schrilles, einsames Wiehern und anschließend leises, unterdrücktes Gelächter.

Oberst Govenä von Hirschingen-Berg grinste. »Gardistin Hornschuh, wann wird dein Gaul es jemals lernen, die Schnauze zu halten, wenn er nicht gefragt ist?«

»Ich weiß es nicht, Frau Oberst.«

»Hast du ihn nicht aus Gareth mitgebracht?«

»Doch, Frau Oberst... äh... jawohl, Frau Oberst.«

»Dann wundert mich gar nichts mehr. Jeder Garether ist eine Plappertasche!«

»Jawohl, Frau Oberst!«

»Gardistin Jergenquell!«

»Frau Oberst?«

»Wie siehst du aus? Blaß wie ein Gletscherwurm! Und dein Pferd? Wie ein Truthahn in der Mauser! Schon mal etwas von einem Werk-

zeug namens ›Striegel‹ gehört?«

»Jawohl, Frau Oberst.«

»Kann es sein, daß du eine Viertelstunde vor dem Wecken unter meinem Fenster vorbeigeschlichen bist, Jergenquell?«

»Das ist möglich, Frau Oberst.«

»Nun, darüber werden wir uns bei Gelegenheit unterhalten. Jetzt sind andere Dinge wichtiger. Leutenant Singer, den Tagesbefehl!«

Die Reiterin mit dem roten Helmbusch, eine breitschultrige blonde Mittdreißigerin, trieb ihren Schimmel ein paar Schritte nach vorn.

»Rondra zum Gruße, Gardistinnen!«

»Rondra zum Gruße, Frau Leutenant!«

»Um es kurz zu machen: Wir erhielten gestern nachmittag Kunde von einem Answinistenhaufen, der sich knapp zwanzig Meilen südwestlich von hier in den Wäldern herumtreiben soll. Wie es heißt, handelt es sich um einen darpatischen Grafen, eine Baronin, ein paar Ritter und etliche Waffenknechte. Die Schurken haben sich teilweise verstreut und bereits einige Gehöfte in der Gegend überfallen und ausgeplündert. Die ganze Schar dürfte vermutlich versuchen, sich unten am Großen Fluß wieder zusammenzufinden, um dann durch die Koschberge zu schleichen und schließlich nach Albernien weiterzuziehen. Wie ihr wißt, gilt Albernien noch immer als unruhige Provinz, der ideale Zufluchtsort für Schurken und Aufrührer aller Art. Die Bauern aus der Gegend um den Dinkelwald schätzen die Anzahl der Eindringlinge auf etwa ein halbes Hundert. Die meisten sind unberitten und nicht sehr gut bewaffnet.

Darum sollte es uns...«

»Euer Auftrag lautet«, warf Oberst Hirschingen ein, »die Anführer der Rebellen festzunehmen und nach Ferdok zu schaffen, damit ihnen später hier oder in Gareth der Prozeß gemacht werden kann. Auch von dem bewaffneten Volk sind so viele wie möglich gefangenzunehmen: Die fürstlichen Minen können jederzeit kräftige Hände gebrauchen.

Seht also zu, daß ihr recht viele zu fassen bekommt! Aber, daß wir uns recht verstehen: Das Leben einer Lanzerin ist mir stets wichtiger als eine Schurkenhaut, Geht also keine unnötigen Risiken ein! Wer von der Bande sich widersetzt, wird ohne viel Federlesens niedergemacht.« Mit einem Kopfnicken gab die grauhaarige Obristin das Wort an Leutnant Singer zurück, und die blonde Offizierin fuhr fort: »Abrücken in einer Viertelstunde. Der Einsatz sollte nicht länger als zwei, höchstens drei Tage dauern. Wir werden das Banner aufteilen. Zwanzig Reiterinnen werden mit mir kommen und im weiten Bogen südöstlich am Fluß entlang vorrücken. Weibel Dergelstein, zehn Lanzerinnen und der Troß reiten direkt nach Südwesten zum Dinkelwald, erkunden dort die Lage und erwarten uns oder weitere Befehle in dem Dorf Ziegenhain. Beide Gruppen sollten Ziegenhain spätestens um die vierte Stunde heute nachmittag erreicht haben. Für den Fall, daß eine Gruppe ausbleibt, gelten die üblichen Befehle betreffs Botenreiter und Codierungen. Die Parole für heute heißt: ›Rabenbrut‹. Noch Fragen?«

Die Gardistinnen blieben stumm.

»Also dann... Rondra sei bei euch!«

»In Zweierreihe! Bee-quem!« kommandierte Weibel Dergelstein. Selissa trieb ihre Fuchsstute Phexkind auf der baumgesäumten Allee nach vorn, um zur Gardistin Zelda aufzuschließen, wandte sich dann im Sattel um und schaute noch einmal auf das Tor, die Mauern und die spitzen schieferschwarzen Dächer Ferdoks zurück. In der hellen Morgensonne glänzten die noch immer regennassen Mauersteine und Schieferplatten wie frisch poliert. Die Stadt am Großen Fluß sah aus wie ein eben der Schachtel entnommenes und sorgfältig aufgebautes Spielzeugdorf. Wie aus Rindenstückchen geschnitzt erschienen auch die winzigkleinen Schiffe im Hafen jenseits der Stadt. Selissa ließ den Blick über die Dächer wandern, bis sie den Giebel des Praiostempels, die Kuppel des Rondratempels und das hohe rote Ziegeldach der

Gardekaserne identifiziert hatte. »Schön«, murmelte sie. Dann hob sie die Hand an den Helm, schirmte die Augen ab, sah kurz hinüber nach Osten, wo die Sonne gleißendhell über der weiten Ebene stand, und richtete schließlich den Blick nach Westen zu den blauen Fernen der Koschberge. Die zerklüfteten kahlen Gipfel jenseits des Flusses und die dunklen Waldsäume auf den Hängen waren an diesem Morgen erstaunlich klar zu sehen und schienen zum Greifen nahe. »Es wird heute wohl wieder Regen geben... hm... Zelda?«

Die blonde Zelda war eben damit beschäftigt, ihren Helmriemen um den Sattelknauf zu wickeln. Dabei hatte sie den Arm durch die Hand-schlaufe der Lanze geschoben, um die Hände frei zu haben, aber der Lanzenstiel war aus der Halterung am rechten Steigbügel gerutscht, und nun hatte die Gardistin arge Probleme, Helm, Lanze und Zügel im Griff zu behalten, während gleichzeitig der Wind in ihren Haaren zauste. Sie stieß nur ein mißmutiges Knurren aus.

»Oh, die Gardistin Gutnot ist schlechter Dinge«, stellte Selissa sarkastisch fest und beschloß, einstweilen auf eine Plauderei zu verzichten und lieber noch ein wenig ins Land zu schauen.

Im Vorüberreiten riß sie eine dicke gelbe Birne von einem Alleebaum, eine ›Fürsten‹-Birne. »Alles Obst, das an den Bäumen wächst, welche im Kosch die Straßen säumen, ist dem Fürsten von Kosch zu eigen, aber Bürger und Bauern dürfen von diesem Obst nehmen, sofern sie hungrig sind«, murmelte Selissa leise in sich hinein. Die Birne war außerordentlich süß und so saftig, daß Selissa sich beim Abbeißen seitlich aus dem Sattel beugen mußte, um zu verhindern, daß ihr der Saft auf Rock und Kürß tropfte. Solche Birnen erntet nur der Reiter, dachte sie zufrieden. Alle Früchte, die in Armesreichweite der Fußgänger gehangen hatten, waren längst abgepflückt worden, noch bevor sie richtig reifen konnten. Nachdem Selissa die Birne verspeist hatte, pflückte sie eine zweite, ein weniger prächtiges Exemplar. Ich

habe einen Hunger wie ein Wolf, stellte sie bei sich fest. Kein Wunder eigentlich, hat es doch mein Gastgeber versäumt, mich zu einem anständigen Frühstück einzuladen. Kopfschüttelnd besann sie sich auf das Erwachen in der frühen Morgenstunde, auf den Schreck, als sie entdeckt hatte, daß sie auf einem Strohhaufen in einer finsternen Scheune lag; auf die bleierne, schmerzhaft dumpfe Dummheit in ihrem Kopf, die einfach nicht weichen wollte, so oft sie auch den Kopf hin und her warf, die Lider aufriß und zusammenkniff. Erst als der alte Gaukler ihr die Hand auf die Stirn gelegt und ihr geraten hatte, an etwas Schönes, Kühles zu denken, an eine taufrische Wiese zum Beispiel, war es ihr etwas besser gegangen. Gerion Eboreus Eberhelm Rottengel - welcher Name! Und wie hatte er Fiona genannt: Cella unter den Reiterinnen. Selissa blickte nach vorn auf den breiten Rücken der Weibelin und grinste. Welch ein seltsamer Tag das gestern gewesen war: die Rauferei in der *Goldenen Lanze*, die Fahrt durch die Stadt mit einem Handkarren, auf dem ein scheinotter Gaukler auf Stroh gebettet lag, und dann dieser merkwürdige Abend im *Bardenkrug*... Wie haltlos sie geschwätzt hatte! So viele Dinge hatte sie noch nie einem Fremden über sich erzählt. Aber es hatte Spaß gemacht, Gerions Aufmerksamkeit zu genießen und sich von seinem freundlichen, klugen Spott necken zu lassen. Ein kauziger Bursche, aber ein Ehrenmann. Was hätte er alles mit mir anstellen können, in dieser Nacht... Ich hätte mich wohl kaum wehren können. Sie zog ärgerlich die Brauen zusammen. Ihr war in den Sinn gekommen, wie aufgeregt sie nach dem Ring getastet hatte, als ihr kurz nach dem Erwachen die alberne Wette wieder eingefallen war. »Er ist noch da. Was denkt Ihr von mir?« hatte Gerion gefragt. »Glaubt Ihr, ich vergehe mich an Betrunknen? Vermutlich seid Ihr der Meinung, nur Leute, die einen Helm tragen, besäßen ein Ehrgefühl, hm?« Auf diese Worte hatte Selissa in ihrem berauschten Kopf keine Antwort gefunden. Röte stieg ihr in die Wangen, während sie daran dachte,

wie sie stumm in die Stiefel geschlüpft war und ohne Gruß das Weite gesucht hatte wie eine alberne Küchenmagd!

›Gewiß billige ich Euch eine Ehre zu‹, hätte sie sagen sollen. ›Nur wer das vermag, darf sich selbst ehrenhaft nennen, alter Fahrensmann. Und was die Wette betrifft: Meinen Rausch hättet Ihr ruhig nutzen können. Man muß des Gegners Schwächen zu gebrauchen wissen. Aber nun ist es zu spät, und eine zweite Gelegenheit werdet Ihr nicht bekommen! So lebt denn wohl, werter Herr!‹ Ja, das wären die richtigen Worte gewesen...

Nun denn, das war's gewesen: Und so hatte sie eben nichts gesagt...! Geschehen war geschehen. Und, bei Rondra, was scherte es sie, was dieser abgerissene alte Herumtreiber von ihr dachte, ein Zechpreller und Leutbetrüger! Und wenn er sich in dieser Nacht nicht über sie hergemacht hatte, dann wahrscheinlich nur deswegen, weil er sowieso schon viel zu alt für solche Dinge war! Selissa warf den Birnenstrunk so heftig auf das Pflaster, daß er zerspritzte.

Die Gardistin nestelte den Helmriemen auf und plazierte die schwere Messinghaube zwischen ihren Schenkeln auf dem Sattelknauf. Die Sonne war weiter am Firmament hinaufgestiegen und brannte jetzt warm auf die nackten Schultern und Beine der Gardistin. Heller Schaum stand auf Kruppe und Flanken der Stute. Von Regenwolken war weit und breit nichts zu sehen. Ein Traviatag war angebrochen, wie er freundlicher kaum sein konnte. Der Reiterzug hatte inzwischen die gepflasterte Allee verlassen und trottete nun, sich stets südwestlich haltend, über eine schnurgerade sandige Landstraße einer bewaldeten fernen Hügelgruppe entgegen. Wenn Selissa zurückschaute, erkannte sie weit hinter sich und etliche Schritt tiefer im Flußtal die Wagen, Reit- und Tragtiere des kleinen Trosses. Fiona hatte ein paarmal traben lassen, darum waren die Waffendiener inzwischen mehr als zwei Meilen

zurückgeblieben.

Selissa grüßte lächelnd zu einem Bauern hinab, der seinen Ochsenkarren von der Straße gelenkt hatte, um die Gardistinnen passieren zu lassen, und nun mit gezogenem Strohhut neben seinem langhornigen braunen Ochsen stand.

Tsaiane von Weidenbruch lenkte ihren grauen Wallach an Selissas Seite und deutete zur Sonnenscheibe hinauf. »Meister Praios meint es heute gut mit uns. Man fühlt sich, als sollte man bei lebendigem Leib gekocht werden. Ich schwitze an Stellen, die ein anständiges Mädchel gar nicht beim Namen nennen darf...« Kein Lächeln begleitete ihren Scherz. Selissa sah sie aufmerksam von der Seite an. »Was ist los, Schwesterherz? Du blickst recht finster aus der Wäsche. Der Tag ist doch prächtig, oder nicht? Und das bißchen Hitze soll doch eine Ferdoker Lanzerin nicht verdrießen.« Sie boxte Tsaiane sanft gegen die Schulter.

»Würde ich dich nicht besser kennen, fürwahr, ich könnte denken, du machtest dir Sorgen über unseren Ritt. Diese paar answinistischen Strolche werden wir jagen wie die Hasen, bei Rondra, du wirst schon sehen!«

Noch immer blieb Selissas Freundin ernst. Sie schaute gedankenverloren über das Land. »Wie jung und ahnungslos du bist! Und wie fest du auf die Göttin vertraust! Kommt dir denn nie der Gedanke, die Herrin könnte einmal anderswo beschäftigt sein, wenn du sie gerade brauchst...?« Tsaiane straffte sich und schüttelte den Kopf. »Ach, ach, was tue ich hier? Liege dir mit meinen düsteren Stimmungen in den Ohren. Solches Geschwätz hört niemand gern. Es ist ja nur...« Nun knuffte sie ihrerseits Selissas runde Schulter. »Schwesterchen, bitte, hab acht auf dich! Das alles hier, es würde mir nicht mehr halb so viel bedeuten, wenn du nicht mehr dabei wärst. Ich will nur...« Tsaiane brach ab und schaute nach vorn.

An der Spitze des Zuges reckte Fiona die rechte Faust in die Luft und

schwenkte sie in einem engen Kreis: das Zeichen zum Sammeln. Selissa tippte ihrer Füchsin mit den Fersen in die Flanken, und Phexkind schoß nach vorn, als hätte man sie eben aus dem Stall geführt. Die endlosen Meilen auf den Straßen schien sie gar nicht bemerkt zu haben. Selissa mußte ihr recht brutal den Kopf zur Seite reißen, um sie rechtzeitig vor dem Pferd der Weibelin zum Stehen zu bringen.

Nachdem die Gardistinnen sich in einem losen Halbkreis um Fiona versammelt hatten, wies die Weibelin nach vorn auf die dunklen Hügel. »Seht ihr diese auffällige Doppelkuppe in Südsüdost, die so aussieht wie ein Paar Arschbacken?«

Die Lanzerinnen lachten und nickten.

»Einen Daumensprung links davon eine kahle Stelle, eine Rodung - erkannt?«

»Jawohl.«

»Das ist dieses götterverlassene Ziegenhain. In zwei Stunden sollten wir dort sein; wir sind also mehr als pünktlich. Darum sitzt ab und vertretet euch ein wenig die Beine.«

»Weibel, da ist eine Rauchfahne zu sehen, ein Stück rechts und etwas näher zu uns als Ziegenhain.«

Die Nivesin Juahan hatte die besten Augen im ganzen Banner - da konnte es keinen Zweifel geben.

»Ja, nun sehe ich es auch«, bestätigte Fiona. »Ein Herdfeuer, möglicherweise.«

»Für ein Herdfeuer ist der Rauch sehr dunkel«, gab Juahan zu bedenken. »Auch ist er erst seit kurzem in der Luft, und welcher Bauer zündet erst nach der Mittagsstunde sein Kochfeuer an?«

Weibel Dergelstein blickte auf den fernen Rauch, dann auf ihre Reiterinnen und biß sich auf die Unterlippe. Dann richtete sie sich im Sattel auf. »Helm auf! Iiin Zweierreihe! Mir nach! Tee-rab!«

Die Gardistinnen banden die Kinnriemen fest, lenkten die Pferde von

der Straße auf die herbstlich kahlen Felder und trabten dem fernen Waldrand entgegen.

Kurz bevor die Gruppe die ersten Bäume erreichte, gab Fiona das Zeichen zum Halten. Die Rauchfahne war dicker geworden. Eindeutig stammte sie von einem größeren Feuer, das höchstens noch eine knappe Meile entfernt war. Ein Karrenweg führte in den Wald hinein und wies unmittelbar in die Richtung, aus der der wehende Rauch aufstieg. »Keine Zeit mehr für lange Erkundigungen«, sagte die Weibelin mehr zu sich selbst als zu den Reiterinnen. Dann hob sie die Stimme: »Tsaiane, Selissa, zu mir! Die anderen folgen! Lanzen frei! Gaa-lopp!«
Einzelnen oder zu zweit, die Lanzen schräg abwärts gerichtet, folgten die Reiterinnen der Dreiergruppe auf den Waldweg. Schwerer, dumpfer Hufschlag drang durch die Waldesstille, Grassoden und Erdbrocken flogen durch die Luft, während die Frauen, die Köpfe tief über die Pferdehäuse gebeugt, ihre Tiere zu immer wilderem Tempo anstachelten, während sie ihnen das helle, trillernde ›Heyheyheyhey‹ der Ferdoker Lanzerinnen in die Ohren schrillten.

So ging es in rasendem Lauf durch die enge dunkle Gasse zwischen den Bäumen. Niedrige Zweige schlugen klatschend gegen Panzer und Lanzenhäuse, Sonnenflecken huschten schnell wie Schwalben über blinkende Helme. Nur die Reiterinnen an der Spitze sahen, wohin die Reise ging, wer weiter hinten ritt, mußte sich blindlings darauf verlassen, daß vor ihm niemand strauchelte oder den Weg verfehlte. Plötzlich riß der Wald auf, und die Lanzerinnen schossen auf eine lichtüberflutete weite Lichtung hinaus. Fiona stieß die Faust in der Luft nach rechts und links, um ihren Gardistinnen das Ausschwärmen zu befehlen. Gleichzeitig riß sie ihrem schaumtriefenden Grauen den Kopf nach unten, um ihn so weit zu bremsen, daß die hintersten Reiterinnen wieder aufschließen konnten.

In breiter Front donnerten die Lanzerinnen jetzt über einen Acker, die Lanzen gesenkt und fest umklammert, den Schaft in die Armbeugen gepreßt. Rotblaue Wimpel knatterten im Wind.

Jenseits des Ackers schlugen lodernde Flammen aus dem Strohdach eines Bauernhauses. Vor dem Haus war etwa ein Dutzend Bewaffneter zu sehen. Mit lautem Gebrüll hatten sie die Tür des brennenden Hauses berannt, aber nun, da sie die Gardistinnen entdeckt hatten, liefen sie unschlüssig durcheinander. Ein Teil hastete zu einigen abseits stehenden Pferden hinüber, andere formierten sich zu einer lockeren Linie und hoben Speere oder Schwerter. Eine dunkelhaarige Frau legte einen Pfeil in ihren Bogen.

Selissa entschied sich für einen bärtigen Burschen mit Helm und Kettenhemd, der, das lange Schwert in beiden Händen haltend, den anstürmenden Reiterinnen geduckt und sprungbereit entgegensah.

Phexkind flog in langgezogenen weiten Sprüngen dahin wie der Wind, den runden Bauch dicht über dem Acker - ein unglaublich schneller, aber ruhiger Galopp, gerade so, als wolle die Füchsin ihrer Reiterin das Zielen mit der Lanze erleichtern.

Selissa sah abwechselnd auf die Lanzenspitze und den Mann mit dem Schwert und taxierte ihn in Gedankenschnelle: Die rechte Hand liegt über der linken am Schwertgriff: ein Rechtshänder, also weicht er auch nach rechts aus. Ich stoße nach links. Ohne, daß sie sie denken mußte, standen die Worte in ihrem Kopf: Allzuoft hatte Fiona ihnen diese Lektion eingebleut.

Nie, niemals die Ruhe verlieren, dachte der Mann aus Darpatien, als er die schwarzhaarige Kriegerin auf dem roten Pferd heranfliegen sah, und schloß die Fäuste fester um den Schwertgriff. Im allerletzten Augenblick erst bewegen: eine kleine Finte, dann zur anderen Seite weg, dann das Schwert herum mit vollem Schwung, die Schneide trifft quer über den Rücken. Wenn du es richtig machst, haust du das Weib in

Stücke! Da war der Mann, die breite Brust, das Ziel. Dennoch: Das Ziel wird nicht an seinem Platz bleiben, darum die Lanzenspitze im allerletzten Augenblick einen halben Schritt zur Seite...! Noch nicht... Jetzt! Oh, Rondra, er weicht zur falschen...! Nein...! Doch...!

Ein harter Schlag riß Selissa die Lanze aus der Hand, fuhr hinauf bis in ihre Schulter und betäubte ihren Arm, so daß er schlaff herabfiel. Sie warf sich nach links, riß an den Zügeln und lenkte die rasende Phexkind mit Mühe an dem brennenden Haus vorbei. »Ho«, rief Selissa, »hoh, hoh!«, und preßte sich schwer in den Sattel. Wild mit dem Kopf schlagend blieb die Stute stehen.

Selissa umklammerte den rechten Arm mit der Linken, schüttelte und massierte ihn, bis endlich das Leben in ihn zurückkehrte. Dann nahm sie die Zügel wieder auf, riß den Säbel aus der Scheide und blickte sich nach allen Seiten um.

Ganz in der Nähe hatte Tsaiane eine Frau in einem Lederpanzer gegen die Scheunenwand getrieben. Die Fremde warf eben ihren Säbel zur Seite. Fiona schlug gemeinsam mit Tirelle auf einen schwer gepanzerten Reiter ein; draußen auf dem Feld sprengten Yasinde und sechs oder sieben Lanzerinnen hinter einer Handvoll Fliehender her. Mitten auf dem Hof, ein paar Schritt neben dem Brunnen, kniete der bärtige Mann auf dem Boden und sah zu Selissa herüber. Seine Hände hielten den Schaft einer Lanze umklammert, deren Spitze ihm mehr als eine Handbreit aus dem Rücken ragte. Blut quoll dem Mann aus dem Mund und troff ihm in den Bart.

Im Dorfkrug zu Ziegenhain herrschte drangvolle Enge. Dreißig Sitzplätze hatte die Schenke zu bieten, gerade genug, damit nach dem Ferainegebet am Praiostag die durstigen Familienoberhäupter der Ziegenhainer Gehöfte bei einem guten Krug Selbstgebrautem die Ernte und das Wetter bereden konnten. An diesem Abend war jedoch

das halbe Dorf in der Schenke zusammengekommen. Dichtgedrängt standen die Landleute bei der Theke und längs der Wände, an den Tischen aber saßen die Ferdoker Lanzerinnen und scheuchten ihre Troßleute und Waffendiener immer wieder zum Tresen, wo Wirt und Wirtin mit dem Zapfen der Krüge kaum nachkamen. An die einhundertfünfzig Leute mochten so in der niedrigen Schankstube zusammengekommen sein. Es war heiß in der Schenke wie in einer schwülen Rondranacht, die Luft zum Schneiden dick, geschwängert vom teuren Kraut, das die Lanzerinnen aus ihren kurzen Tonpfeifen bliesen, und dem billigen Knaster, mit dem die Ziegenhainer Bauern dagegenhielten. Auf den Tischen der Gardistinnen türmten sich Helme, Wehrgehänge, Krüge und leergegessene Holzteller zu unordentlichen bunten Stillleben. Auf dem Boden lagen weitere Krüge, abgestreifte Reiterstiefel und Lanzen herum, dazwischen krabbelten spielende Kinder umher. Es herrschte ein Lärmen wie im finstersten Heidenland.

Die Ferdoker Schar war auf zwei dutzend Reiterinnen, die Weibelin und Leutenant Singer geschrumpft: Yasinde und zwei andere Lanzerinnen hatten sich bei dem Gefecht auf dem Bauernhof üble Verletzungen zugezogen, Fedora hatte beim Löschen des Hauses eine schwere Brandwunde abbekommen. Zwei Gardistinnen hatten den Zug der Verwundeten und ihre vier Gefangenen nach Ferdok begleitet.

»Gute Arbeit, Mädels«, sagte Leutenant Singer - zum zweiten oder dritten Mal an diesem Abend. »Die Frau Oberst wird begeistert sein.« Die Offizierin saß gemeinsam mit Fiona, Selissa und Juahan an einem Tisch nahe der offenstehenden Schenkentür, wo immerhin gelegentlich eine feine Brise ein wenig frische Luft herantrug. Dennoch standen den Lanzerinnen dicke Schweißperlen auf der Stirn. Selissa spürte, wie der Schweiß in einem Bächlein zwischen ihren Brüsten hindurchsickerte und die Polsterweste unter ihrem Küras tränkte. Sie preßte den kühlen

Krug gegen die Stirn.

Eine kleine warme Hand legte sich auf Selissas Schul-ter. Die Gardistin blickte auf und sah in das runde Gesicht eines blonden Mädchen. Sieben oder acht Götterläufe mochte die Kleine zählen. Sie lächelte strahlend und fuhr mit dem Finger über Selissas Küraß. »Ihr seid so schön!« murmelte das Mädchen verzückt. »Wenn ich groß bin, werde ich auch eine Lanzerin.«

Das Bild des Darpatiers sprang vor Selissas Augen auf: der Eisenhelm, ein Kettenpanzer, von dem die rußigen Fetzen eines gelben Waffenrocks herabgingen, die blauschimmernde lange Schwertklinge, das Gesicht mit den schmalen Augen und dem struppigen schwarzen Bart. Die weißblitzenden Zähne in dem dunklen Gestrüpp, als der Mann den Mund zu einem Grinsen öffnete. Ja, er hatte gegrinst! Im letzten Wimpernschlag vor dem Zusammenprall war ein triumphierendes Grinsen über seine Züge gehuscht, und Selissa hatte gedacht, daß es Boron selber sei, der aus den Augen des Fremden schaute, und daß alles nun vorüber sei, vorüber, noch bevor es recht begonnen hatte. Ein kalter Hauch wehte ihr über den schweißnassen Rücken. »Bleib auf dem Hof und heirate Nachbars Alrik«, sagte sie zu dem Mädchen, das ob der Schärfe in Selissas Stimme erschreckt zusammenfuhr und mit zuckender Unterlippe zurück wich.

»Manchmal kann es dämonisch lästig sein, das kleine Bettelvolk!« rief Leutenant Singer, die die Szene beobachtet, aber den Wortwechsel nicht verstanden hatte, über den Tisch hinüber.

»Ich bitte Frau Leutenant, mich zu entschuldigen«, sagte Selissa, zwängte sich zwischen den Gaffern hindurch und trat in die kühle Nacht hinaus.

Die Gardistinnen ritten auf einer Landstraße, die geradewegs nach Westen, hinab in das Tal des Großen Flusses, führte. Vor ihnen stand,

halb in eine breite rosige Wolkenbank eingesunken, die abendlich rote Praiosscheibe am Himmel. Zu ihrer Linken erstreckten sich die Ausläufer des Dinkelwaldes. Irgendwo in diesem dunklen Gehölz mußten die darpatischen Rebellen stecken, vermutlich in zwei oder drei Gruppen aufgeteilt. Am Ende des Waldes, in den Flußauen bei einem Weiler namens Bareckshaus, wollten die Eindringlinge sich zusammenfinden, um dann gemeinsam einen Weg über den Großen Fluß und hinauf in die Koschberge zu suchen. Es war Leutenant Singer nicht sonderlich schwergefallen, diese Informationen aus einem der gefangenen Waffenknechte herauszuholen. Zwar war der Baronin von Neuborn, die ebenfalls in die Hände von Fionas Trupp gefallen war, kein Wort zu entlocken - auch unter der verschärften Befragung, auf die Juahan sich ausgezeichnet verstand, hatte die answinistische Rebellin eisern geschwiegen -, aber dem Söldner, einem Mietling aus Kuslik, hatte Leutenant Singer nur freien Abzug zu versprechen brauchen, und schon hatte er geschwätzt wie ein Almadaner Weinhändler auf dem Markt: Der Anführer der Answinisten hieß Graf Gernot von Streitzig. Er hatte als Landvogt über die Mark Rommilys geherrscht und gehörte zu einem Haus, das dem des Thronräubers Rabenmund von alters her eng verbunden war.

Als nach Answins Sturz die Kaiserlichen zwei Banner nach Burg Streitzig schickten, um den Grafen festsetzen zu lassen, war Gernot rechtzeitig gewarnt worden und hatte Zeit gefunden, seine Leute zu einem ordentlichen Abzug zu versammeln und Burg Streitzig in Brand zu setzen. Der gräflichen Familie und den Soldaten hatten sich die Baronin Gwynna von Neuborn sowie einige dem Grafen besonders treu ergebene Edle und Bauern angeschlossen. Ursprünglich hatte Graf Gernot wohl geplant, seinen Weg durch die Ländereien befreundeter Adliger zu wählen, aber dann waren überall im Lande die Answinisten und ihre Sympathisanten so schnell und gründlich von ihren Lehen verjagt

worden, daß Graf Gernots Truppe sich plötzlich wie ein Freischärlerhaufen durch Feindesland schlagen mußte. Das bedeutete Kampieren am Tag und Märsche in der Nacht und niemals über gute, aber belebte Straßen, sondern nur über Acker- und Waldwege oder querfeldein. Die Bauern in Gernot von Streitzigs Gefolge hatten ihre Wagen mit ihren wenigen Habseligkeiten zurücklassen müssen, die meisten Söldner waren ihm davongelaufen. Nun, da er auch noch die Gruppe um Baronin Gwynna verloren hatte, mochte seine Schar noch gute drei Dutzend Häupter zählen. Diese aber seien, so hatte der Söldner berichtet, dem Grafen treu ergeben und zum Äußersten entschlossen.

Leutenant Singer hatte daraufhin den Befehl ausgegeben, den Dinkelwald in möglichst scharfem Tempo zu umreiten und die Rebellen, statt sie zu verfolgen, bei ihrem Treffpunkt zu erwarten, um ihnen »den Empfang zu bereiten, den sie verdienen«. Also hatten die Gardistinnen fast den ganzen Tag im Sattel verbracht und die Pferde zu einem Eiltrab nach dem anderen gezwungen. Den Troß, der in möglichst raschem Tempo folgen sollte, hatte man längst abgehängt, und auch die berittenen Waffendiener, die die Verbindung zwischen dem Versorgungstrupp und den Lanzerinnen aufrechterhalten sollten, waren außer Sichtweite zurückgefallen.

Nun, da der Abend nahte, ließen die Rösser der Gardistinnen die Köpfe hängen, und die Hufe schlurften schwerfällig durch den Straßenstaub. Auch den Gardistinnen war die Erschöpfung anzusehen. Viele von ihnen hatten zusätzliche Kundschaftsritte hinter sich. Marscherleichterungen wie am Vortag hatte es nicht gegeben, da Leutenant Singer ihr Banner ständig einsatzbereit halten wollte, und so brummte mancher Gardistin der Schädel unter dem schweren Helm, auf den den ganzen Tag über die Herbstsonne gebrannt hatte. Alle Gespräche waren längst verstummt. Die lange Linie der Reiterinnen zog schweigend die Straße entlang. Selbst die vom Abendwind bewegten Wimpel an den senk-

rechten Lanzenschäften schienen nicht so munter zu flattern wie sonst. Selissas Wimpel regte sich gar nicht: Er war steif von getrocknetem Blut.

Selissa lag auf dem Rücken und sah zu den hohen Sternen hinauf. Sie fand den strahlendhellen Ucuri im ehrwürdigen Greifen und die vielen kleinen Lichtpunkte, die gemeinsam die wilde Stute an den Himmel zeichneten. Seltsam, dachte sie, daß die Leute im fernen Bornland dieselben Sterne sehen. Wenn Arvid drüben in Geestwindskoje nun gerade in diesem Augenblick auch in den Nachthimmel schaut und wenn die Sterne Spiegel wären, dann könnte ich ihn sehen... Ach, Arvid, wahrscheinlich liegst du im Bett und schläfst, wie es jeder vernünftige Mensch um diese Stunde tut. Selissa gab sich einen Ruck und stand auf. Nur nicht zu lange liegenbleiben! Der Schlaf war ein listiger Gesell, er nutzt jede kleine Unachtsamkeit.

Sie schlenderte zu Phexkind hinüber, die zur Begrüßung ein leises Blubbern ausstieß, und legte ihr die Hand über die weichen Nüstern. »Du schläfst auch nicht, hm? Warum nicht? War doch ein harter Tag für dich.«

Ein langgezogener Käuzchenruf wehte durch die Nacht heran. Selissa formte die Hände vor dem Mund zu einer Muschel und erwiderte den Ruf. Angestrengt spähte sie quer über die mondbeschienene Wiese zu der Baumgruppe in etwa zweihundert Schritt Entfernung hinüber, wo Serindai ihren Posten bezogen hatte, aber weder von der Gardistin noch von ihrem Pferd war eine Spur zu entdecken. Vorsorglich führte Selissa ihre Fuchsstute ein paar Schritte tiefer in das Gebüsch hinein, das sie als Versteck ausgewählt hatte. Dann wandte sie sich wieder der dunklen Wand des Dinkelwaldes zu.

Nichts regte sich.

Immer wieder einmal prüfte Selissa auch den Himmel über dem Wald, ob sich nicht dort eine schwache Blässe zeigte, um den herannahenden

Morgen zu verkünden. Dann nämlich konnte sie ihre Wache aufgeben und zum Lager hinüber reiten. Sie schloß für einen Moment die Augen und versuchte, an Arvid zu denken, aber das Gesicht des grinsenden Darpatiers schob sich wieder einmal dazwischen. Selissa riß die Augen auf und stampfte zornig mit dem Fuß auf den Boden. Müßte sie nun für immer an dieses Erlebnis denken - an diesen Augenblick höchster, rondralästerlicher Todesangst? Wenn sie auch Angst gehabt hatte, so hatte sie doch im richtigen Augenblick das Richtige getan - die Feigheit hatte sie nicht überwältigt. Zählte das gar nichts?

Der Darpatier, schoß es ihr plötzlich durch den Sinn, was hat er gesehen, dort auf dem Hof? Hat er meine Angst bemerkt? Oder hat auch ihn Boron aus meinen Augen angeblickt? Hat er mir angesehen, daß ich ihm den Tod bringe? Daß ich ihm alles nähme, worauf er noch wartete, das er noch für sich erhoffte? Warum war Rondra bei mir und nicht bei ihm, der lächelnd in den letzten Kampf ging? War sie denn wirklich bei mir, oder ist sie in Wahrheit nur bei denen, die sie zu sich ruft? Nein, gab sie sich selbst die Antwort, wenn die Frau Oberst uns ihr ›Rondra sei bei euch!‹ mit auf den Weg gibt oder wenn ich Tsaiane ›Rondra steh dir bei!‹ zurufe, dann ist das wahrhaftig kein Todeswunsch. Also ist die Göttin doch bei mir, auch wenn ich vielleicht keine gute Kriegerin bin. Vielleicht mag sie mich einfach, weil ich... weil ich nett bin... und recht hübsch... und nicht hinterlistig? Aber dennoch: Es ist gut, wenn ich in zwei Jahren meinen Abschied nehme. Fünf Jahre sind lange genug... Gewiß kann ich der Göttin auch auf andere Weise dienen. Kein grinsender Männerkopf kam ihr dazwischen, als sie nun wieder an Geestwindskoje dachte, an die dunklen Balkenwände in der Halle. Im hohen Kamin prasselte ein Feuer, Arvid saß an ihrer Seite und summete ein trauriges bornländisches Lied. Die Tür flog auf, Schneeflocken wirbelten herein und mit den Flocken ihre drei Töchter, alle so blond wie Arvid...

Selissa wartete ab, bis der graue Streifen am Himmel über dem Dinkelwald so hell geworden war, daß die Silhouette der Baumkronen sich scharf vor dem Licht abzeichnete, dann stieg sie auf Phexkind und trieb die Stute im gemessenen Trab zum Lager hinüber. Etwa gleichzeitig mit Selissa trafen die letzten Gardistinnen aus der langen Wachlinie ein, die während der Nacht einen fast zwei Meilen breiten Geländestreifen zwischen Wald und Flußauen gesichert hatten; niemand hatte etwas Außergewöhnliches zu melden. Nur Tsaiane, die am fernen Ende der Linie gewacht hatte, fehlte noch. Als Selissa wenig später bemerkte, daß Leutenant Singer im Begriff stand, eine Gardistin nach Tsaiane auszuschicken, trat sie schnell vor und bot an, zu dem Posten hinauszureiten. Wie sie wußte, hatte Tsaiane stets Schwierigkeiten, auf Wache dem Einschlafen zu widerstehen, und sie wollte ihrer Freundin eine peinliche Szene ersparen. Also ließ sie sich rasch ein paar Merkmale beschreiben, an denen sie Tsaianes Versteck erkennen konnte, und sprengte davon.

Bald hatte sie die kleine Feldscheune, die man ihr genannt hatte, umrundet und kurz darauf fast den Erdhügel erreicht, hinter dem die Freundin Stellung bezogen hatte.

Dreißig Schritt von dem Hügel sprang Selissa vom Pferd. Sie hatte beschlossen, den Rest der Strecke zu schleichen, um Tsaiane einen Schrecken einzujagen. Das Anschleichen über das weiche Gras war ein Kinderspiel - nicht einmal ein Darpatbulle hätte auf diesem Boden ein Geräusch verursacht. Von jenseits des Hügel war kein Laut zu vernehmen. Auch Tsaianes schweren Wallach hörte man weder Gras rupfen noch schnaufen. Es war unheimlich still. Selissa rannte die letzten paar Schritte um den Hügel herum. Von dem Pferd war nichts zu sehen und auch von der Gardistin keine Spur! Nein, da, ein paar Schritte abseits, lag eine Gestalt im Gras, bäuchlings, lang ausgestreckt, ohne Helm, Stiefel und Säbel, die Haare naß vom Tau, das

Kinn in einer riesigen dunklen Lache.

Selissa warf sich über die Freundin, schreckte wieder zurück, als sie die eiskalte Haut ihrer Schultern berührte, und faßte wiederum zu.

Weich und nachgiebig ließ sich der reglose Körper auf den Rücken drehen. Über die gesamte Breite des Halses klaffte ein tiefer Schnitt, ein Paar brauner Augen starrte unbewegt in den Himmel.

»Tsaiane... Wieso... ? Schwesterherz...«

In Selissas Kehle stak ein Klumpen, groß und fest, würgte sie und machte ihr das Atmen schwer. »Dein Helm, dein schöner Helm, Schwesterherz, sie haben deinen Helm geklaut!« Sie griff nach Tsaianes schlaffer kalter Hand und hob sie an die Wange, als ob sie sie wärmen wollte. »Schwesterchen, Schwesterchen, wie können sie so etwas tun?

Etwa eine Viertelstunde später traten drei Gardistinnen, von Leutenant Singer ausgeschickt, von hinten an Selissa heran. Sie hatte sie nicht kommen hören und schrak zusammen, als eine feste Hand sie an der Schulter berührte. Dann aber schüttelte sie den Kopf und blickte auf. »Sie haben ihr den Helm und die Stiefel geklaut, Serindai«, sagte sie sehr leise. »Das hätten sie nicht tun dürfen!«

Zu der Dreiergruppe, die man ausgesandt hatte, um nach Selissa und Tsaiane zu schauen, hatte auch die Kundschafterin Juahan gehört. Die Nivesin war, kaum daß sie die Szene überblickt hatte, mit wenigen Sätzen auf den Erdhügel hinaufgesprungen und hatte eine Zeitlang in das weite Flußtal hinuntergespäht. Dann war sie stumm zurückgekehrt und hatte den Boden ringsum untersucht. Schließlich hatte sie ihr Pferd bei den Zügeln ergriffen und war mit ihm in Richtung des Flusses gewandert, wobei sie immer wieder niedergekniet war, mit den Händen das Gras umgewendet und den Boden betastet hatte.

Kurz nachdem man den Leichnam der Gardistin Tsaiane von Weidenbruch auf einer Decke ins Lager getragen und Leutenant Singer ein

paar karge Worte über Verlust, Trauer, Rache und die Hallen Rondras gesprochen hatte, kam Juahan in vollem Galopp ins Lager gesprengt und meldete, daß sie die Rebellen aufgespürt habe. Die ganze Gruppe habe die Postenkette der Gardistinnen im Süden umgangen. Zur Zeit halte sie sich in der Nähe eines kleinen Auwaldes auf und sei noch etwa zwei Meilen vom Großen Fluß entfernt. Vermutlich werde sie versuchen, bei dem Dörfchen Olkstubben überzusetzen.

»Das ist gut möglich«, warf Weibel Dergelstein ein. »Es gibt eine kleine Fähre dort und ein paar Flußfischer, so daß genügend Boote vorhanden wären.«

»Wie groß ist der Vorsprung der Schurken?« fragte Leutenant Singer.

»Etwa vier Meilen«, antwortete Juahan. »Die meisten von ihnen haben keine Pferde. Sie kommen nicht sehr gut voran. Die drei, die die Gardistin von Weidenbruch getötet haben, waren jedoch beritten. Offenbar hatten sie die Flanke der Rebellen zu sichern; dabei sind sie wohl auf Tsaiane gestoßen...«

›Hättest du nicht dieses eine Mal wach bleiben können, große Schwester‹, dachte Selissa mit einem Blick auf das Deckenbündel, aus dem unten ein Paar nackter Füße herausschaute, ›nur dieses eine, götterverfluchte Mal?‹

»...die drei haben sich inzwischen wieder den anderen angeschlossen. Mehr als zehn Reiter haben die Rebellen auf keinen Fall...«

Ohne das Ende von Juahans Bericht abzuwarten, gab Leutenant Singer Fiona einen Wink. »Zu Pferd!« brüllte die Weibelin. Leutenant Singer, die noch nicht aufgesessen war, ging zu der toten Gardistin hinüber und schlug die Decke über dem bleichen Gesicht auseinander. Mit fahrigem Bewegungen ordnete sie die dunklen Locken. Zwölf Jahre lang war Leutenant Singer mit der Gardistin geritten. Tsaiane war stets eine der besten gewesen. Singer hob den Kopf und blickte auf die Lanzerinnen, die ungeordnet, auf tänzelnden Pferden auf den Befehl

zum Angaloppieren warteten.

»Ihr wißt, was uns die Frau Oberst mit auf den Weg gegeben hat!« rief Leutenant Singer. »Vom Einfangen der adligen Anführer und von den fürstlichen Minen, die Arbeiter brauchen. Nicht wahr, ihr erinnert euch an diese Worte?«

Die Lanzerinnen nickten mit den helmbewehrten Köpfen. Hier und da war ein halblaut gemurmertes »Jawohl!« zu hören.

»Ich aber frage euch«, fuhr Leutenant Singer mit heiserer Stimme fort, »wie unser Schlachtruf heißt!«

»Für Rondra, für den Fürsten!« riefen ein paar Stimmen, einige mehr fielen ein: »Keine Gefangenen!«

»Lanzerinnen, ich habe euch nicht verstanden!«

»Für Rondra, für den Fürsten!« hallte es in den Morgen. »KEINE GEFANGENEN!«

Weibel Dergelstein brachte mit ein paar knappen Kommandos Ordnung in die Schar der Lanzerinnen. Sie steckten die Lanzenschäfte in die Halter am Steigbügel, richteten die schlanken Spitzen in den Himmel, warteten ab, bis sich Leutenant Singer an den Kopf des Zuges gesetzt hatte, und trabten an.

Stets nach Westen ging der Ritt über die weiten Grasflächen des Auenlandes, vorüber an dösenden Rinder- und Schafherden, großlos vorbei an mützenschwenkenden Hirtenkindern. Bald war inmitten der Wiesen ein kleines Erlengehölz zu sehen, darin verstreut silbrig glänzende Wasserflächen; hinter dem Wäldchen wiederum Wiesen und jenseits davon in dunstiger Ferne das schimmernde Band des Großen Flusses. Dicht am Flußufer standen auf einem langgezogenen Hügel ein paar Dutzend Häuser. Die graugrünen Schilfdächer waren in dem Morgendunst, der über dem Flußtal hing, gerade noch zu erkennen. Riesige alte Kastanienbäume wölbten ihre herbstgelben Kronen über die Dächer.

Schmale Stege, an denen kleine Boote angetäut waren, ragten hier und

da in den Fluß hinein. Auf einem hellen Sandweg zwischen Weiden und Äckern, etwa halbwegs zwischen den Lanzerinnen und dem Dorf, bewegte sich, winzig klein und langsam wie ein Wurm, ein dunkler Menschenzug. Etwas deutlicher hoben sich einige Reiter ab, die sich teils an der Spitze, teils am Ende des Zuges bewegten.

»Lanzen frei!« rief es von der Spitze des Banners.

Leutenant Singers Säbel fuhr in die Luft, wies nach rechts und links, um die Lanzerinnen in Linie zu kommandieren.

Paarweise schwenkten die Reiterinnen zur einen, dann zur anderen Seite vom Weg auf den Acker hinaus und trieben ihre Pferde an, bis sie auf einer Linie mit Weibel Dergelstein waren. Einzig Leutenant Singer sprengte der Front voraus, wich dabei aber immer mehr zum rechten Flügel hinüber. Als alle Pferde ihren Platz eingenommen hatten, fielen sie wieder in einen schnellen Trab. Lässig wippten die Lanzerinnen in den Sätteln - wie bei einem tulamidischen Reiterspiel. Sie schauten abwechselnd nach vorn und zur Mitte der Linie, wo ihre Fahnen flatterten, das rotblaue Löwenroß und der Gareth Greif (nur nicht zurückfallen, aber auf gar keinen Fall ›vor die Fahne reiten‹!), und warteten darauf, daß Leutenant Singer endlich das Zeichen zum Sturmgalopp gab.

In den Zug der Rebellen, der die äußersten Gehöfte des Dorfes fast erreicht hatte, war Leben gekommen: Kleine dunkle Gestalten formierten sich zu einem unordentlichen Rechteck, aus dem Schwertklingen, Speere und auch ein paar Sensen ragten. Neun Reiter umrundeten die Schar der Fußkämpfer und bauten sich zwischen ihnen und der Linie der Lanzerinnen auf.

»Für Rondra!« Leutenant Singer stach die Säbelklinge in die Luft.

»Für den Fürsten!« erwiderten die Gardistinnen und: »KEINE GEFANGENEN!«

Selissa ritt unweit der Fahne, fast in der Mitte der Linie; sie würde zu-

nächst auf die feindlichen Reiter treffen. Der kleine Haufe der Berittenen hatte sich inzwischen in Bewegung gesetzt und kam den Gardistinnen in einem langsamen, zögernden Galopp entgegen. Weit rechts und damit außerhalb von Selissas Reichweite ritt ein großer Mann mit Vollhelm und geschmiedetem Panzer an Armen und Brust. Der Graf? Nun, mir kann es gleich sein. Ihr Blick flog über die drei Gegner, die für sie in Frage kamen: zwei Frauen in Lederpanzern, davon eine mit einem Halbschild, Säbel in den Fäusten, und ein junger Bursche in einem leuchtendblauen Rock mit einer Art Jagdspeer.

Zwei, drei Galoppsprünge näher heran.

Gut, mein hübscher Blonder, du wirst es sein!

Und näher.

Bei Rondra, Junge, was hast du mit dem Speer vor? Der ist doch viel zu kurz!

Der blonde Bursche hielt seinen Speer wie eine Ritterlanze mit dem Ellenbogen gegen die Taille gepreßt, gleichzeitig versuchte er, den Oberkörper mit dem hochgerissenen Pferdekopf abzuschirmen.

Selissa zielte kurz, trieb dem Jungen die Lanzenspitze durch den Hals, ließ die Waffe fahren und riß den Säbel heraus. Sie warf keinen Blick zurück. Gut hundert Schritt voraus stand der zusammengewürfelte Haufe der Fußkämpfer.

»Phexkind, lauf!«

Die gesichtslose Menge löste sich in einzelne Gestalten auf. Selissa suchte ein Ziel. »Niemals blindlings gegen eine Infanteriereihe anreiten.« So hatte Fiona sie gelehrt. »Such dir einen aus! Sieh ihm ins Gesicht! Er soll wissen, daß er gemeint ist. Wenn du Glück hast, verliert er die Nerven. Dann erwischst du ihn von hinten und hast zugleich die Lücke, in die du hineinstoßen kannst.«

Da war eine Frau mit einem flachen Helm und einem Schwert.

»Heyheyheyhey!« schrie Selissa, machte den Rücken krumm und

streckte die Säbelspitze der Frau entgegen. Die Gardistin hing so weit vorn über dem Pferdehals, daß Phexkinds weitaufgerissenes Auge fast neben ihrem Gesicht war.

Die Frau hob das Schwert, sah aufgeregt nach rechts und links, warf sich plötzlich herum. Phexkinds breite Brust prallte gegen ihren Rücken, schleuderte sie weit durch die Luft.

Selissa stemmte sich in den Sattel und riß die Zügel mit aller Kraft gegen ihren Bauch. Phexkind stoppte so hart, als sei sie gegen eine Mauer geprallt, brach mit der Hinterhand ein und rutschte auf dem Bauch über den Acker. Selissa ließ der protestierend wiehernden Stute kaum Zeit, wieder auf die Beine zu kommen. Die Gardistin entdeckte ihre Gegnerin etwa zwanzig Schritt hinter sich. Die Frau lag auf dem Boden, hatte den Helm verloren und zog eben das rechte Bein an, um sich wieder zu erheben. Als sie wieder auf den Füßen stand, war Selissa bei ihr und ließ ihren Säbel auf den ungeschützten Nacken niederfallen.

Verwirrung, Geschrei, Durcheinander ringsumher. Keine Gardistin in unmittelbarer Bedrängnis. Selissa tauschte einen Blick mit Zelda, die auch keinen unmittelbaren Gegner hatte, dann entdeckte sie jenseits des Kampfgetümmels in einem Obstanger dicht beim Dorf ein paar fliehende Gestalten. Sie deutete mit der Säbelspitze auf die Flüchtenden, Zelda nickte, und gemeinsam sprengten sie los.

Wenig später galoppierten sie zwischen den niedrigen Obstbäumen hindurch, eine Baumreihe zwischen sich. Am Ende der Wiese hielten sie Ausschau: Die Answinisten waren verschwunden. Ganz in der Nähe ein Gehöft. Neben einer Hausecke stand ein alter graubärtiger Mann und winkte verstohlen mit der Hand. Selissa und Zelda lenkten die Pferde im Schrittempo zu ihm hinüber. »Sie sind in die Scheune gelaufen«, raunte der Alte.

»Wie viele sind es?« fragte Zelda leise.

»Drei oder vier.«

»Reiten wir zurück, holen wir Verstärkung«, schlug Zelda vor, doch Selissa war schon aus dem Sattel gesprungen und hatte die Hausecke umrundet. Leise fluchend lief Zelda ihr nach.

Selissa stieß nacheinander die beiden hohen Torflügel der Scheune auf.

»Wollen wir ein wenig Licht in dieses dunkle Loch lassen!« rief sie laut. »Ratten mögen kein Licht.«

Seite an Seite mit Zelda, den Säbel halb erhoben, trat sie in den Scheunengang. Nach ein paar Schritten blieb sie stehen und hob die Hand. Zelda erstarrte.

Aus der halbdunklen Tiefe der Scheune, wo ein zweirädriger Karren mit zerbrochenem Rad abgestellt war, hörte man schwere Atemzüge. Selissa nickte mit dem Kopf in die Richtung. Gemeinsam mit Zelda stürmte sie vor, die eine links, die andere rechts an dem Karren vorbei. Vor der lehmgelben Scheunenwand stand eine Frau, mittelgroß, hager, mit schmalen Schultern. Sie hielt eine hölzerne Mistforke quer vor der Brust, die unter heftigen Atemstößen bebte. Hinter der Frau, den Rücken gegen die Wand gepreßt, zwei schwarzhaarige Kinder, Junge und Mädchen, dreizehn oder vierzehn Jahre alt. Ihre dunklen Augen waren weit aufgerissen. Stumm und reglos standen sie da.

Die Frau klammerte die dünnen Finger fester um den Forkenstiel.

»Schlagt mich tot, wenn ihr wollt«, murmelte sie, »aber verschont meine Kinder!«

Selissa sah auf ihre erhobene Waffe, auf die Frau und die stummen Kinder und versuchte, an die tote Tsaiane zu denken. Ein Schluchzen drang aus ihrer Kehle, als es ihr gelungen war, das Bild der niedergemeuchelten Freundin zu beschwören, und mit einem Schluchzen stieß sie den Säbel in den Scheunenboden aus festgestampftem Lehm.

»Packt euch, Answinistengesindel!« rief sie. »Los, los! Habt ihr nicht verstanden? Ihr sollt euch verpissen!«





3. Kapitel

Graf Erlan von Wengenhalm sprang federnden Schrittes die letzten Treppenstufen hinauf, durchquerte die alte Waffenkammer im Südturm seiner Burg und spähte durch eine Schießscharte in das Land hinaus. Von diesem Turm aus hatte man den besten Blick in das Dorf Wengenhalm, die Brücke über die Ange und die gewundene Straße, die zur Burg hinaufführte. Über viele hundert Schritt hinweg sah man jeden Reisenden herannahen. Mehrere Male schon war der junge Graf in der letzten Stunde zu diesem Beobachtungsplatz geeilt, denn er erwartete seine Gäste voller Ungeduld. Dieses Mal erspähte er endlich eine Gruppe von vier Reitern, von denen zwei auf großen Rappen saßen. Sie ritten eben über den Dorfplatz und erwiderten den Gruß vorübergehender Bauern. Kein Zweifel, das mußten sie sein!

Erlan wandte sich um und eilte zum Palas hinüber, um der Dienerschaft letzte Anweisungen zu erteilen, wie die Gäste zu begrüßen seien. Die Besucher sollten sich willkommen und behaglich fühlen. Darauf kam es an. Flüchtig überlegte er, ob er Ismene zu sich rufen lassen sollte, doch dann beschloß er, selbst zu der Kammer der Magierin zu eilen. Ohne die Antwort auf sein Pochen abzuwarten, trat er ein. »Sie kommen!« verkündete er.

Die Magierin hatte über einem Buch gesessen. Sie hob langsam den Kopf und strich mit beiden Händen die schnurdünn geflochtenen grauen und schwarzen Zöpfe nach hinten, die ihr über die Schultern gefallen waren. Mit einem Lächeln der Belustigung grüßte sie den

Grafen und sagte: »Bei der guten Hesinde! Wie aufgereggt Ihr seid! Ihr seht aus wie ein jungvermählter Gatte vor der Hochzeitsnacht - eine Stimmung, die mir nicht so recht zu Eurem Vorhaben zu passen scheint. Oder bedeuten Euch Dukaten ebenso viel wie anderen die Liebe?«

»Erstens geht es mir nicht um Gold, wie Ihr wißt, und zweitens bin ich jetzt nicht aufgelegt für Eure Spötteleien«, erwiderte der Graf unwirsch. »Eigentlich bin ich nur zu Euch heraufgekommen, um mich zu vergewissern, daß Ihr bereit seid...«

Ismene hob die Brauen. »Zerbrecht Euch nur nicht den Kopf über meine Dinge, lieber Graf. Wenn die Reihe an mir ist, werde ich meinen Teil erfüllen. Achtet Ihr nur darauf, daß Ihr nicht vor lauter Aufregung Eure eigenen Pläne durchkreuzt...«

»Nun gut.« Graf Erlan hob beschwichtigend die Hände. »Wollen wir einander zubilligen, daß jeder seine Sache richtig macht. Ich werde Euch rufen lassen, wenn es an der Zeit ist.«

Er schloß die Tür wieder, verharrte kurz und zwang sich, ruhiger zu atmen. Dann ging er gemessenen Schrittes hinunter in die Halle, um seine Gäste zu begrüßen.

Baron Lechdan von Jergenquell zog ein großes weißes Tuch aus dem Ärmel und betupfte sich sorgfältig die Lippen und den kurzgestutzten grauen Bart. »Fürwahr, Hochwohlgeboren, das nenne ich einen Wildschweinbraten.« Der Baron wies mit ausladender Geste über die mit weißen Tüchern belegte Tafel, über silberne Schüsseln und Leuchter und über die großen Silberplatten, auf denen die knusprig braunen Reste eines Bratens und kaum abgetragene Pyramiden aus goldgelben Koschklößen ruhten. »Wollt Ihr die Güte haben und Eurer Köchin bestellen, daß sie jederzeit auf Burg Albumin willkommen ist, wenn sie Wengholm einmal den Rücken kehren möchte.«

»Ich danke für das Kompliment.« Graf Erlan neigte den Kopf. »Wie ich

weiß, speist man nicht schlecht auf Albumin, besser als an manch anderer Baronstafel im Reiche, so heißt es. Euer Lob kommt also aus Kennermund, lieber Baron. Aber wenn nicht nur wohlmeinender Scherz aus Eurer Rede klang, sondern die Spur eines ernsthaften Wunsches, nun, so bin ich gern bereit, Euch die gute Vermilla zu überlassen. Seht, ich bin kein Mensch, der allzu großen Wert auf die Freuden des Gaumens legt, und darum sind Vermillas Künste eigentlich an mich verschwendet.«

Der Baron hob abwehrend die Hand. »Nein, Hochwohlgeboren, das wäre dann doch zuviel der Ehre: eine Grafenköchin in einem Baronshausstand. Nein, nein, ein jeder soll das Feld bestellen, das ihm zukommt. Das sagte schon mein Vater, und das ist auch meine Devise. Aber mein braver Reto hier, der ist aus anderem Holze und noch dazu ein rechtes Leckermaul. Stets bringt er von seinen Reisen Rezepte für die Küche mit. Was meinst du, Reto, sollen wir das großzügige Angebot von Hochwohlgeboren annehmen?«

Der Angesprochene zwang sich zu einem Lächeln. »Du weißt, wie ich es schätze, lieber Vater, wenn du meine Eßgewohnheiten zum allgemeinen Gesprächsthema machst, aber ich fürchte, es könnte unseren Gastgeber langweilen, wenn wir dieses Thema nun noch weiter vertiefen.«

Der grauhaarige Baron schmunzelte. »Er versteht keinen Spaß und lebt in ständiger Sorge, ich könnte ihn blamieren - wie die jungen Leute heute eben so sind...« Immer noch lächelnd wandte er sich dem Grafen zu: »Übrigens erstaunt es mich, Euer Hochwohlgeboren, daß Ihr so profund darüber informiert seid, wie gut oder schlecht daheim in Albumin unsere Tafel bestückt ist. Da scheint die echte Anteilnahme eines Lehnsherrn aus Euren Worten zu sprechen.«

Für einen Moment wurde es still an der Tafel. Der Graf und die Gräfin tauschten einen Blick, dann erhob sich Gräfin Ilma von ihrem Stuhl.

»Kommt, Kinder!« sagte sie zu Jallik und Nadyana, den jüngeren Halbgeschwistern Graf Erlans. »Für uns wird es nun Zeit, uns in die Gemächer zurückzuziehen. Die Herrschaften werden nun gewiß über die hohe Politik parlieren wollen - das ist kein Thema für eure Ohren. Jallik, bitte!« erwähnte sie ihren halbwüchsigen Sohn, der eben zu einem Protest ansetzen wollte. »Wir wollen unsere Gäste doch nicht mit einem familiären Disput über Gehorsam und gutes Betragen bei Tisch langweilen, nicht wahr?«

Der Junge brummelte ein paar unverständliche Worte, verneigte sich dann aber knapp und schloß sich seiner Mutter und Schwester an, die gemessenen Schrittes die Halle verließen.

»Eure Stiefmutter ist eine sehr anziehende Frau, Euer Hochwohlgeboren«, sagte der Baron.

Graf Erlan nickte. »Da mögt Ihr recht haben. Es fehlt einem der rechte Blick, um die Erscheinung naher Verwandter korrekt einschätzen zu können. Ich sehe in der Gräfin nur eine vertraute Hausgenossin, nicht aber eine Frauensperson, über deren körperliche Vorzüge ich mir jemals Gedanken gemacht hätte...« Erlan brach ab und drehte den schweren Kristallpokal in der Hand, bevor er fortfuhr: »Um auf das von Euch zuletzt angeschnittene Thema zurückzukommen, lieber Baron. Haltet Ihr es denn nicht für geraten, daß ein Lehnsherr sich in seinen Landen und mit seinen Leuten auskennt? Mein Vater legte stets großen Wert darauf, über alles, was in Wengenholms Baronien geschah, im Bilde zu sein, und ich habe vor, es genauso zu halten.«

»Mein Vater wollte Hochwohlgeboren gewiß nicht kritisieren, das kann ich versichern«, warf Reto ein, und mit einem Seitenblick auf seinen Vater fuhr er fort: »Schließlich sind wir ja nicht zusammengekommen, um uns Vorhaltungen zu machen, sondern um möglichst viel davon zu begraben, was unsere Häuser in der Vergangenheit trennte.«

»So ist es, so ist es, mein Lieber. Darauf wollen wir trinken.« Er hob das

Glas, seine Gäste taten es ihm nach.

Nachdem die Kristallpokale wieder auf dem Tisch standen, wandte sich der Graf an den alten Jergenquell. »Trennendes, wie Euer Herr Sohn es nennt, hat es in vergangenen Tagen wohl allzu viel gegeben, ein gewisser Unmut darüber muß in Eurem Herzen gewachsen sein. Ja, eine so große Verärgerung, daß Ihr gar in Ferdok vorstellig werden wolltet, um Euch von Eurer Lehnspflicht entbinden zu lassen. Das ist bitter, mein lieber Baron, und es schmerzt mich, wenn ich weiß, daß derlei Zwistigkeiten ihre Wurzeln in Zeiten haben, da ich noch gar nicht geboren war.«

Lechdan Jergenquell hatte zu den ersten Worten des Grafen zustimmend genickt, aber seit Erlan auf den Vorstoß im Fürstenhof zu sprechen gekommen war, rang der Baron sichtlich nach Fassung.

»Äh, Ihr wißt...«, stammelte er. »Man hat Euch...«

Graf Erlan fuhr sich spielerisch mit der Hand durch die blonden Locken und lächelte freundlich. »O ja, ich weiß. Ich sagte Euch ja bereits, daß ich es für sehr wichtig erachte, über alle bedeutenden Vorgänge - und auch Stimmungen - in der Grafschaft stets im Bilde zu sein. Wieviel mehr Wert muß ich da erst auf gute Kontakte zum Fürstenhof legen. Schließlich fallen dort die Entscheidungen, die uns alle betreffen. Das ist nun einmal meine Auffassung von den Lehnspflichten. Ich nehme meinen Eid sehr ernst. Aber, lieber Baron, diese kleine Affäre soll Euch kein Unbehagen bereiten. Ich hege ja ein gewisses Verständnis für Euer Vorpellen und bin mir zugleich gewiß, daß es nicht gegen meine Person gerichtet war. Überdies - vielleicht wollt Ihr ja noch von Eurem Anliegen Abstand nehmen, zumal Ihr, wie wir beide wissen, damit noch nicht bis zum Fürsten selbst vorgedrungen seid.«

Baron Lechdan blieb stumm, aber Reto ergriff das Wort: »Gewiß, das wäre möglich. Wir werden die Sache daheim auf Albumin bereden. Das Ganze ist ohnehin nur entstanden, weil Euer Herr Vater in seinen letz-

ten Tagen dem meinen allzusehr zugesetzt hatte. Aber inzwischen haben sich die Dinge auf mancherlei Weise verändert, und da können wir...«

»Nichts können wir!« polterte ihm der alte Jergenquell dazwischen. »Sohn, was redest du da? Es war zwischen uns abgemacht, daß wir dem Wengenholmschen so bald wie möglich den Rücken kehren, und ich bin mir sicher, daß der Fürst, wenn er erst aus der Fremde zurückgekehrt ist, unserer Sache zustimmen wird! Nichts für ungut, Euer Hochwohlgeboren, aber die Heimlichtuerei ist nie meine Sache gewesen. Wenn es nun einmal heraus ist, ist es heraus. Dann soll die Mausehelei ein Ende haben.«

Reto blickte zur Decke und schüttelte seufzend den Kopf.

Der Graf sprach Lechdan an: »Auch ich bin für Klarheit, alter Freund. Mit Euren Worten habt Ihr meinen Geschmack getroffen. Ihr redet wie ein echter Mann des Kosch; aus diesem Holze sollten alle unsere Barone geschnitzt sein. Ich nehme an, auch in der Frage der Erzminen, habt Ihr Euren, ähem« - er lächelte - »eisernen Standpunkt bewahrt.«

Baron Lechdan nickte heftig mit dem grauen Kopf. »Das kann man sagen, Euer Hochwohlgeboren. Ehrlich gesprochen, bin ich der Meinung, daß es überhaupt keine ›Frage‹ der Erzminen gibt. Das Erz in unseren Bergen gehört uns. Punktum. Was gäbe es da zu fragen?«

»Wacker gesprochen, lieber Baron, und ganz so, wie ich es von Euch erwartet hatte.« Wieder fuhr sich Graf Erlan langsam durch sein seidiges Haar. Er warf den Kopf nach hinten und lachte. »Gerade habe ich mir vorgestellt, wie dieser Abend seinen Fortgang genommen hätte, wenn mein Vater noch lebte. Gewiß wären noch ein paar sehr laute Worte gewechselt worden, und dann wären die Jergenquells einem Hinauswurf durch den Wengenholmer durch einen zugleich zornigen und eiligen Aufbruch zuvorgekommen...«

Lechdan schickte sich an, sich aus dem Stuhl hochzustemmen, aber sein

Sohn legte ihm die Hand auf den Arm. »Nun, wir hoffen, daß sich die Zeiten inzwischen geändert haben, Euer Hochwohlgeboren.«

Graf Erlan nickte ihm zu. »Das wollte ich eben sagen: Früher wäre nun manches anders gekommen, aber heute... Heute bin ich schlicht froh darüber, daß ich nun Klarheit habe, und weiß Besseres zu tun, als mit meinen lieben Gästen im Streit auseinanderzugehen. So wollen wir einfach ein neues Krüglein vom Roten herbeibringen lassen und das Thema wechseln, wie wäre das - als ein Zeichen für die neue Zeit?«

Reto nickte heftig, und der alte Lechdan brummelte: »Meinetwegen, so wollen wir es halten, und - ganz im Vertrauen - ich reise gar nicht mehr gern durch die Nacht.«

»Fein, fein.« Graf Erlan winkte einen Diener herbei. »Dann möchte ich, das Einverständnis der Herren vorausgesetzt, einen weiteren Gast an die Tafel bitten. Die Dame hat mir nämlich aufgetragen, daß ich sie erst dann zu uns rufen lasse, wenn wir alle Gespräche über die hiesige Politik beendet haben. Und das dürfte ja nun wohl der Fall sein, nehme ich an.«

Die Jergenquells nickten, und der Graf murmelte seinem Diener ein paar Worte ins Ohr.

Nachdem der Lakai davongeeilt war, sagte Lechdan Jergenquell mit einem versonnenen Lächeln: »Ein Gutes war immer dabei, wenn es Streit zwischen unseren Häusern gegeben hat, lieber Graf: Wir haben immer mit offenem Visier gekämpft. Das muß man Eurem hochwohlgeborenen Vater lassen - man wußte bei ihm immer, woran man war. Wenn ich da zum Beispiel an das umtriebige Almada mit seinen Zauber- und Elfenbaronen denke. Nun, ich glaube nicht, daß es dort ein Adliger überhaupt wagen kann, ohne Bedeckung zu einem Nachbarn zu reiten, mit dem er verfehdet ist. Zuviel Gift und almadanische Meuchelei, wenn Ihr versteht, was ich meine! Nein, da lobe ich mir die Sitten im Kosch. Hier geht es, Praios sei Dank, anders zu. Kürzlich erst

hörte ich von einer Baronie namens Cres - wo sie liegt, mögen die Zwölfe wissen -, in der ein Freiherr...« Er brach ab, denn der Lakai hatte sich bei der Tür der Halle aufgebaut und verkündete nun mit lauter Stimme: »Die Magisterin Ismene Fanfemur!«

Ismene trug ein hochgeschlossenes bodenlanges Kleid aus dunkelroter Seide mit schmalem schwarzen Pelzbesatz an den Handgelenken und am Saum. Ihren Hals umschloß ein hoher Kragen aus schwarzer Drölspitze. Mit ebensolcher Spitze war auch der große Fächer bespannt, den sie beim Eintreten mit ausladender Geste zur Seite schwenkte.

»Die Barone von Albumin, wie schön! Bitte, behaltet doch Platz, werte Herren!« Nachdem sie sich gesetzt und der Diener ihren Stuhl zurechtgerückt hatte, warf Ismene lächelnd einen Blick in die Runde. Ihre Zöpfchen, die über die rote Seide des Kleides flossen, blinkten im Fackelschein, als hätte man lauter Silber hineingeflochten. »Ihr müßt Reto sein«, sagte sie zu dem jüngeren Jergenquell, dann wandte sie sich Erlan zu: »Hattet Ihr mir nicht von drei Gästen gesprochen, lieber Graf?«

»Gewiß sprecht Ihr von meinem Jüngsten, Ulfing«, warf Baron Lechdan ein. »Der ist ein rechter Springinsfeld. Bei unserem Aufbruch war er noch nicht von einem Jagdausflug zurückgekehrt - und wir konnten nicht länger warten. Schließlich will man nicht unhöflich sein... Wenn Ulfing nicht schon öfter so saumselig gewesen wäre, hätten wir uns gewiß Sorgen um ihn gemacht. Aber so haben wir ihm nur eine Nachricht hinterlassen und sind ohne ihn aufgebrochen. Soll er daheim auf Albumin schmoren. Das wird ihm eine Lehre sein. Eine Strafe hat er ohnehin schon hinnehmen müssen: Er hat die Gelegenheit versäumt, Eurer angesichtig zu werden.«

Ismene neigte den Kopf. »In Perricum, meiner Heimatstadt, sagt man bisweilen scherzhaft ›charmant wie ein Koschbaron«, wenn man einen

Tölpel tadeln will. Da habe ich nun soeben gelernt, wie die Entfernung und das Vorurteil Tatsachen in ihr Gegenteil verkehren können. Ich werde daheim berichten, wie es sich tatsächlich mit dem Charme eines hiesigen Barons verhält, und man wird in Zukunft auf das alberne Sprichwort verzichten müssen, habt Dank, Hochgeboren, für die Lektion!«

»Ich danke Euch für Eure freundlichen Worte.« Lechdan deutete seinerseits eine Verbeugung an. »Übrigens habe ich noch ein Kind, eine Tochter. Sie ist mein ganzer Stolz. Falls es Euch interessiert, ich trage stets ein kleines Bildnis bei mir...«

»Vater, ich glaube nicht...«, warf Reto ein, aber Ismene ließ ihn den Satz nicht beenden. »Und ob es mich interessiert! Zeigt einmal das Bildchen, wenn es Euch keine Mühe macht.«

Lechdan zog ein flaches schwarzes Holzkästchen aus der Rocktasche und klappte es auf. Im Innern, kleiner als die halbe Fläche einer Hand, war das Bild eines Kindes mit schwarzen Locken zu sehen.

»Inzwischen ist Selissa viel älter geworden, aber immer noch genau so hübsch.« Er reichte Ismene die Miniatur über den Tisch. »Sie dient bei den Ferdoker Gardistinnen«, fügte er mit stolzer Stimme hinzu.

»Ein sehr hübsches Kind«, sagte Ismene, nachdem sie das Bildchen eingehend betrachtet hatte. »Die gleichen schönen Locken wie Euer Sohn Reto.«

»Nur daß er ein wenig mit dem Welleisen nachhelfen läßt«, sagte Lechdan mit einem vergnügten Seitenblick auf seinen nervös an den Jackenärmeln zupfenden Sohn.

»Es gilt als Auszeichnung für das ganze Haus«, erläuterte Graf Erlan, an den die Miniatur inzwischen weitergereicht worden war, »wenn eine Tochter in die Garde aufgenommen wird. Mein Vater hat es immer bedauert, daß ihm meine Mutter keine Tochter geboren hat, und meine Stiefschwester ist ja noch zu jung... Ich hätte ihm schon gern die Freu-

de gemacht, der Garde beizutreten, allein, es spricht etwas dagegen.«
Baron Lechdan stieß ein fröhliches Lachen aus. »Es spricht etwas da-
gegen« - fürwahr, ein vortrefflicher Scherz! Ihr müßt nämlich wissen,
verehrte Magisterin...«

Ismene hob abwehrend die Hand. »Da unterschätzt Ihr den Ruhm der
Ferdoker Lanzerinnen, Hochgeboren, wenn Ihr glaubt, mir das Bonmot
des Herrn Grafen erklären zu müssen. Selbstverständlich weiß man
auch im fernen Perricum, daß nur Kriegerinnen in die fürstliche Garde
aufgenommen werden. Woher dieser Brauch allerdings stammt und
welchen Sinn er hat - nun, ich muß bekennen, davon weiß ich nichts.«

»Da will ich Euch gern ins Bild setzen«, versicherte der alte Baron.

»Mit den Lanzerinnen kenne ich mich aus - Kunststück, wenn man
einen Sproß bei der Truppe hat. Gegründet wurde die Garde vor vie-
len Jahren - noch vor den dunklen Zeiten, wie es heißt. Ob sie schon
von Anfang an nur aus weiblichen Kämpfern bestand, weiß heute nie-
mand mehr. Urkundlich erwähnt wird sie im Jahre 641 vor Hal - eine
unrühmliche Geschichte: Die Garde floh damals vor dem Priesterpack
ins Gebirge. Immerhin hat sie überlebt - Rondra sei Dank! -, und im
Jahre 393 konnte sie die Scharte wieder auswetzen. Ihr habt doch ge-
wiß von der berühmten Orkschlacht bei Ferdok gehört?« Der Baron
nahm Ismenes interessierte Miene für eine bejahende Antwort und fuhr
fort: »Nicht wahr, jeder hat von der Ferdoker Orkschlacht gehört?!
Unsterblichen Ruhm haben die Ferdokerinnen damals auf ihre Fahne
geheftet! In der Zeit hat die Truppe wohl schon hauptsächlich aus
Frauen bestanden, denn von der Ferdoker Gräfin Niam V. und ihrer
Mutter sagt man, sie seien glühende Verehrerinnen der Göttin Rondra
und des Amazonentums gewesen. Beide sollen wohl auch ihre Jugend-
zeit auf Amazonenburgen verbracht und dort das Kriegshandwerk
nach Amazonenart erlernt haben.

Gräfin Niam jedenfalls hat der Ferdoker Garde ihre heutige Form ge-

geben, und seitdem hat sich die Truppe erhalten, mit ein paar Veränderungen, versteht sich: Die Garde hat nun eine eigene Kommandierende, die direkt dem Kaiser untersteht - traditionsgemäß übrigens im Rang eines Obersten. Früher hatte stets die Gräfin oder der Graf von Ferdok selbst das Kommando. Rondra sei Dank, daß der gute Kaiser Reto das geändert hat: Man stelle sich vor, Graf Growin, Sohn des Gorbosch, auf einem Esel oder einem Pony an der Spitze der stolzen Reiterinnen, da benäht sich der Ork ja vor Lachen den Schurz! Nö, der Graf zahlt den Lanzerinnen zwar einen Extrasold aus seiner Privatschatulle und nennt sie gern ›*seine Mädels*‹, aber sie sind eine echte Kaisergarde, und das ist gut so!

Blasius von Eberstamm, der Fürst des Kosch, verfügt übrigens über eine eigene kleine Leibgarde, zu der aber keine Lanzerin gehört. Statt dessen hat Seine Durchlaucht tatsächlich einige Zwerge aufgenommen, um so die Beziehungen zu den Clans der Koschberge zu verbessern...« Der Baron brach ab und blickte in die Runde. »Ich hoffe, das Thema langweilt nicht...? Wenn ich nämlich auf das Militär des Kosch und zumal auf die Garden zu sprechen komme, gehen leicht die Pferde mit mir durch.«

»Nein, nein, das ist alles sehr interessant«, versicherte Ismene. »Fahrt nur fort. Welchen Rang bekleidet Eure Tochter bei den Lanzerinnen?«

»Oh, sie ist noch einfache Lanzerin, aber sie ist ja erst seit drei Jahren dabei. Aber als ich letztens in Ferdok war, sprach ich mit Oberst Hirschingen, und die Frau Oberst hat bemerkt, Selissa habe das Zeug zur Weibelin, vielleicht sogar zum Leutnant. Ich sage Euch: Laßt zehn, fünfzehn Jahre ins Land gehen, und aus meiner Kleinen wird eine ganz Große werden. Wenn sie nur nicht nach den Kerlen schielen würde, aber diese Flausen werden ihr schon vergehen. Das ist eine Frage der Zeit - meint auch die Frau Oberst.« Selbstvergessen wandte sich Lechdan an seinen Sohn: »Übrigens, Tante Govena ist verdammt alt gewor-

den. Ich dachte noch, als ich sie sah: Das mußt du Reto erzählen, wie grau sie geworden ist. Man sagt, daß sie bald ihren Abschied nehmen wird.«

»Als ich noch sehr klein war, habe ich Frau von Hirschingen-Berg einmal mit ›Tante Goven‹ angesprochen«, erklärte Reto mit leicht geröteten Wangen. »Seitdem nennt der Vater sie so, wenn er zu mir über sie spricht. Er kennt sie schon sehr lange. Sie kämpften auch zusammen in der Ogerschlacht.«

»Ach, Ihr wart bei den Trollzacken dabei, werter Baron?« fragte Ismene mit einem anerkennenden Nicken.

Lechdan lächelte verlegen. »Nun ja, viel habe ich nicht ausrichten können. Immerhin zählte ich damals schon fast sechzig Götterläufe. Aber ich habe die Attacken der leichten Reiterei und mitten darin die Ferdokerinnen gesehen. Ich kann Euch versichern, solchen Mut, solche Verwegenheit kann man im Leben nicht oft beobachten. Fast eine Schwadron hat es damals dahingerafft, aber die Lanzerinnen haben in ihrem Abschnitt den Ogern mehr als eine halbe Meile abgenommen, mehr als eine halbe Meile!« Der Baron stieß seinen Stuhl nach hinten und stützte sich zum Aufstehen schwer auf die Tischplatte. Dann straffte er sich, legte die rechte Hand auf den Rücken und begann mit voller wohltönender Stimme zu singen:

*»Reit, Rondra, reite voran, reit Boron, reit uns zur Seit!
Ferdoker Lanzen ziehen ins Feld, zieh'n mit der Götter Geleit.
Schenkt Schnaps, schenkt Wein, schenkt Ferdoker ein,
Euch soll von den Lanzen gesungen sein.«*

»Bitte, Vater!« Reto zupfte den Baron am Jackensaum.

Lechdan streifte die Hand ab. »So laß mich doch mit deinem ›Bitte Vater‹ in Frieden! Denkst du, ich wüßte nicht, was ich tue? Dies ist ein schönes Lied, und ich bin sicher, daß es unseren Gastgebern gefällt.«

»So ist es, lieber Baron!« bestätigte Graf Erlan, und Ismene bat: »Ich bitt Euch, fahrt fort! Ihr habt eine sehr schöne Stimme.«

Baron Lechdan legte die Hand wieder auf den Rücken und sang, ohne daß er ein einziges Mal nach Worten suchen mußte, alle sechzehn Strophen des Ferdoker Gardeliedes. Als er geendet hatte, applaudierten Ismene und der Graf, und die Magisterin rief lächelnd: »Noch einmal!«, wobei sie ihrer Stimme den rauhen Klang eines Thorwaler Seefahrers gab, aber der Baron hob abwehrend die Hände und ließ sich wieder auf seinem Stuhl nieder. »Nun habe ich aber lange genug die Unterhaltung an mich gerissen«, sagte er. »Verehrte Magisterin, die Reihe ist an Euch. Wollt Ihr nicht ein wenig von Perricum und den Dingen erzählen, die Euch dort beschäftigen?«

Ismenes Zöpfchen huschten um ihren Kopf wie silberne Schlangen, als sie kopfschüttelnd entgegnete: »Nun, das wäre dann wahrhaftig ein Thema, das die Runde nachhaltig zum Gähnen brächte. Die Dinge, die mich in letzter Zeit beschäftigen, sind von so theoretischer und trockener Art, daß sie sich wahrhaftig nicht zu einem Plausch in geselliger Runde eignen. Was aber die Stadt Perricum angeht: Ich kann nicht behaupten, daß ich sie sonderlich schätze. Es ist ein unglücklicher Zufall, der mich dorthin verschlagen hat. In jüngster Zeit hatten wir außer den unvermeidlichen Marinebällen immerhin einmal eine Reihe von neuartigen Festlichkeiten: Die Perricumer feiern sich unentwegt selbst dafür, daß sie nicht den Mut hatten, zu Answin Rabenmund überzulaufen und so durch ein glückliches Schicksal auf der Seite des späteren Siegers geblieben sind.«

»Welch bitterer Spott, verehrte Ismene«, sagte Graf Erlan. »Man könnte fast denken, Ihr nähmt es Euren Mitbürgern übel, daß sie sich nicht auf die Seite des Thronräubers geschlagen haben. Da hütet aber Eure Zunge! Answinisten sind bei uns im Kosch nicht gut angesehen, nicht wahr, lieber Baron?«

»So ist es in der Tat«, erwiderte der alte Jergenquell, »aber ich nähme nicht für einen Wimpernschlag an, daß die reizende Frau Magisterin zu dieser abscheulichen Blase zählte. Nein, nein, sie hat nur den Wankelmut der Städter geißeln wollen, und solchem Tadel kann ich nur von Herzen beipflichten. Ich stimme in dieser Frage dem großen Wort Kaiser Retos zu, das da lautet: ›Das Herz des Reiches schlägt auf dem Land.« Er hob das Glas, die Runde tat es ihm gleich.

Anschließend wandte er sich wiederum an Ismene: »Da habt Ihr Euch aber alles in allem geschickt um eine Antwort herumgewunden. Nun, vielleicht mögt Ihr später doch noch einmal auf Eure persönlichen Dinge zu sprechen kommen. Seid versichert, daß Ihr mein ungeteiltes Interesse hättet. Aber nun verratet uns doch wenigstens, was Euch ausgerechnet nach Wengenhalm verschlagen hat.«

Ismene sah den Baron über den Rand ihres Fächers hinweg an. »Ach, wenn ich diese Frage angemessen beantworten wollte, dann müßte ich doch noch auf mein Forschungsgebiet eingehen, und das wollte ich - wie gesagt - vermeiden. Also gut, Ihr habt es so gewollt: Ich interessiere mich besonders für Verzückungs- und andere Grenzzustände der menschlichen Seele. Hierbei untersuche ich in letzter Zeit die Unterschiede an sich gleicher Gemütszustände bei Menschen, Tieren und solchen Kreaturen, die keinem der beiden Bereiche eindeutig zuzuordnen sind - der Laie kennt sie unter dem Oberbegriff Hybriden. Dem Menschen wird allgemein - und hier besonders von der Praiospriesterschaft - eine sogenannte Geistseele zugestanden, die dem Menschen angeblich eine gewisse Götterähnlichkeit verschafft; den Tierartigen wird eben diese Geistseele von so manchem Wissenschaftler oder Geweihten abgesprochen. Wie aber verhält es sich mit den Hybriden? Man bedenke, daß die Zwölfe - so wird es uns vielfach überliefert - die *Tiergestalt* wählen, wenn sie auf Dere in Erscheinung treten. Ist darum ein teilweise tiergestaltiger Mensch nicht von vornherein

gottähnlicher als ein Nichthybride? Oder aber: Schmälert der Tia-Anteil in den Seelen- und Astralmustern einer solchen Kreatur auch die Ausdehnung ihrer Geistseele? Ihr seht, ich bewege mich auf einem Feld der Wissenschaft, das noch so wenig bestellt wurde, daß der Versuch einer Antwort auf irgendeine Frage sofort das Entstehen einer unbestimmten Anzahl neuer Fragen nach sich zieht.« Ismene klappte ihren Fächer zusammen und legte ihn auf den Tisch. »Diese Hybridkreaturen sind - wie Ihr Euch denken könnt - ungeheuer selten. Mir persönlich ist es bisher nur gelungen, einen kleinen Stamm sogenannter Borbarad-Moskitos in meinen Besitz zu bringen. Die Erforschung dieser Spezies erbringt aber kaum fruchtbare Erkenntnisse. Zwar konnte ich inzwischen immerhin schlüssig darlegen, daß es sich bei diesen Moskitos überhaupt um Tier-Mensch-Hybriden handelt. Dieses Faktum war bisher weitgehend unbekannt und wird - das muß ich zugeben - auch heute noch von konservativen Kollegen bestritten, aber dennoch, ich betrachte meine Theorie als genügend untermauert. Da mag die verehrte Spektabilität Ikanio im *Salamander* noch so poltern und polemisieren... Habt Ihr zufällig ›Vom Hybrid und der Fertilität‹ gelesen? Müßte in der vorjährigen Tsa-Ausgabe erschienen sein.«

Graf Erlan hatte die Ausführungen Ismenes mit einem Stirnrunzeln verfolgt; jetzt nutzte er die Gelegenheit, ihren Monolog zu unterbrechen: »Wie sollten unsere Gäste wohl einen solchen Aufsatz gelesen haben? Ihr hattet schon recht: Dies ist möglicherweise tatsächlich kein Thema...«

Mit der Magierin war eine seltsame Veränderung vor sich gegangen: Das freundliche Lächeln war von ihren Lippen verschwunden. Ihre Augen blitzten zornig, die schmalen Fäuste bogen den zusammengeklappten Fächer zu einem Halbrund. Graf Erlans Einwurf schien sie gar nicht bemerkt zu haben; sie fuhr mit einem heftigen Kopfschütteln fort: »Nur weil es in der Vergangenheit keine überlieferten Fälle von

Fruchtbarkeit unter Hybriden gegeben hat, die B.-Moskitos aber fortpflanzungsfähig sind, gleich davon auszugehen, daß es sich bei dieser Spezies um Tier-Dämon-Hybridität handeln müsse, halte ich - bei allem Respekt - für selemitisches Gefasel! Ich frage Euch: Was wissen wir denn von der Fertilität der Dämonischen?« Baron Jergenquell öffnete, nach Worten suchend, den Mund, aber Ismene gab ihm keine Gelegenheit zu einer Antwort. »Nichts, wenn wir ehrlich sind!« rief sie und unterstützte ihre Worte, indem sie den Fächer auf den Tisch hieb. »Wie kann ein Wissenschaftler, der solche aberwitzigen Theorien aufstellt, die meinigen als ›halbverdaute Windgebilde‹ bezeichnen?« »Das sind grobe Unhöflichkeiten«, versicherte der Baron rasch. Ismene nickte ihm gedankenverloren zu. »Anders kann man das Geplapper wahrhaftig nicht nennen. Nein, nein, es ist erwiesen! Die Verformungen der Mandiblen und die Ernährungsweise der B.-Moskitos lassen keinen anderen Schluß zu: der nichtanimalische Anteil in diesen Kreaturen ist humanoider Art. Punktum!« Ismene blickte fragend in die Runde. »Mir scheint, ich habe den Faden verloren. Die gerechte Empörung, Ihr versteht...? Nun, jetzt weiß ich wieder, worauf ich hinauswollte. Der ursprünglich humanoide Anteil am B.-Moskito-Hybriden ist - eben durch die Tatsache der ständigen Fortpflanzung und des damit verbundenen Generationswechsels - inzwischen so gering geworden, daß er fast nicht mehr nachweisbar ist. Auch ist der ursprüngliche animalische Schöpferanteil an diesen Hybriden von so außerordentlich niederer Art, daß die Kombination von beidem - niedrigste Animalie und minimalste humanoide Komponente - den Borbarad-Moskito für meine eigentliche Forschung, die Bemessung und Erkundung der Geistseele sowie ihrer Extremzustände, weitgehend ungeeignet macht. Und nun« - Ismene setzte wieder das vertraute Lächeln auf - »komme ich endlich zur Beantwortung Eurer Frage, lieber Baron, was mich denn nach Wengholm verschlagen habe. Bei meiner Forschung bin

ich in Ermangelung lebender Objekte vor allem auf die Literatur zu diesem Thema angewiesen. Als absolute Koriphäe auf dem Gebiet der Hybridschöpfung gilt ein gewisser Magister Zurbaran. In einer stümperhaften Abschrift eines der späten Werke dieses Meisters fand ich nun einen Vermerk, daß Magister Zurbaran im Wengenholmschen weilte, als er seine Schrift zu Papier brachte. Für mich war das eine Fügung des Schicksals, denn dem verstorbenen Grafen Hakan von Wengenhholm war ich in alter Freundschaft verbunden. Was lag also näher, als mit schnellster Eilkutsche hierherzueilen, um in der gräflichen Bibliothek zu forschen, ob sich dort nicht noch originäre Handschriften Meister Zurbarans fänden? So, nun wißt Ihr, was mich hierher auf Burg Wengenhholm getrieben hat.«

»Und - habt Ihr Erfolg gehabt? Habt Ihr etwas gefunden, Frau Magister?« fragte Reto.

Ismene zuckte die Achseln. »Bisher war die Suche wenig erfolgreich, das muß ich zugeben, aber die Bibliothek ist riesig, und ich habe gestern einige Blätter entdeckt, die durchaus von der Hand des Meisters stammen könnten. Alles in allem bin ich durchaus guter Hoffnung.« Baron Lechdan wiegte anerkennend den grauen Kopf. »Ich muß sagen, verehrte Magisterin, ich habe mich sehr in Euch getäuscht: Als ich Euch vorhin in den Saal kommen sah, da dachte ich bei mir: Das ist gewiß eine schöne reiche Dame aus Gareth, die zum Zeitvertreib die Welt bereist. Und nun muß ich feststellen, daß Ihr eine sehr ernsthafte und ehrgeizige Wissenschaftlerin seid... Meine Hochachtung! Vor den Wissenschaften habe ich schon immer einen dämonischen Respekt gehabt, aber daß sie so ansehnliche Formen annehmen können, hätte ich nie geahnt.«

Ismene neigte ihrerseits den Kopf. »Ihr seid ein sehr galanter Mann, lieber Baron.«

Der alte Jergenquell griff über den Tisch hinweg nach Ismenes Hand

und tätschelte sie. »Wie wär's, wenn Ihr uns auf Albumin besuchtet? Auch in unserer Bibliothek stehen einige alte Schin... Äh... Folianten, richtige wissenschaftliche Abhandlungen, die seit ewigen Zeiten niemand in die Hand genommen hat. Ihr könntet nach Herzenslust darin herumforschen. Und für beste Unterbringung wäre gesorgt; auf Burg Albumin hat noch kein Gast zu klagen gehabt. Nun, was meint Ihr?« Ismene streichelte ihrerseits Lechdans Hand. »Euer Angebot klingt verlockend. Ich will es mir durch den Kopf gehen lassen... Doch ich könnte mir vorstellen, daß ich mich auf Albumin wie zu Hause fühlen würde.« Sie schlug die Augen nieder und lächelte, auch Graf Erlans Lippen verzogen sich zu einem flüchtigen Grinsen. »Das werdet Ihr, das werdet Ihr, Verehrteste!« Jergenquell erhob sich ächzend aus seinem Stuhl. »Wir werden eine prächtige Zeit zusammen verbringen, da bin ich mir gewiß... Aber nun, bitte entschuldigt mich für einen Moment, Ihr auch, Euer Hochwohlgeboren. Ich muß eben mal nach den Pferden schauen, wie man so sagt.«

Als der Baron durch die Saaltüre schritt, tauschten Isemene und Graf Erlan einen raschen Blick. Die Magierin schlüpfte hinüber auf einen leeren Nachbarstuhl, so daß sie dem jungen Jergenquell nun genau gegenüber saß. »Lieber Reto«, sagte sie, »nun müßt Ihr aber einmal etwas von Euch erzählen. Mir scheint, Ihr seid den ganzen Abend kaum zu Wort gekommen.«

Ein beklommenes Lächeln huschte über Retos Lippen. Er hob abwehrend die Hand. »Ach, was gäbe es da schon zu erzählen... Aber ich danke Euch für Eure Aufmerksamkeit. Doch halt, da fällt mir eine Anekdote ein, die sich in der letzten Woche bei einem Ausritt mit meinem Bruder Ulfing zugetragen hat. Wir waren schon seit dem frühen Morgen unterwegs gewesen und hatten die ganze Zeit kaum auf den Weg geachtet. Was heißt kaum, gar nicht eigentlich. Jedenfalls stellten wir mit einem Male fest, daß wir uns total verirrt hatten. Wir wußten nicht mehr,

wohin wir uns wenden sollten - und das mitten in unseren eigenen Wäldern! Eine peinliche Lage, fürwahr...«

Ismene beugte sich ein wenig über den Tisch. Wie gebannt schien sie an den Lippen des jungen Barons zu hängen. Dann suchte ihr Blick seine Augen. Sie zog ein wenig die Brauen zusammen und murmelte halblaut ein paar Worte, unbetont, formelhaft.

Reto unterbrach seine Erzählung mitten im Satz und griff sich an die Stirn. Dann sprang er auf und schüttelte heftig den Kopf. Zögernd wich er einen halben Schritt vom Tisch zurück. »Was war das?« fragte er mit wirrem Blick. »Was tut Ihr? Sagt, ich glaube wahrhaft Ihr versuchtet, mich zu verzaubern! Vater! Vater, man will...!«

Graf Erlan war hinter den jungen Jergenquell getreten und schlug ihm mit aller Kraft einen schweren irdenen Krug auf den Kopf. Reto stürzte zu Boden, als hätte ihn ein Blitzschlag getroffen. »Los, los! Was steht ihr da und glotzt?« schrie Erlan seine Lakaien an, die mit offenen Mündern von der Saaltür herüberstarrten. »Schnell, packt ihn und schafft ihn in den Turm! Knebeln und fesseln, und der Siebengehörnte wird euch holen, wenn ihr den Burschen nicht anständig verpackt!« Er fuhr zu Ismene herum: »Was ist mißlungen? Ihr verderbt noch alles! Ich dachte, man könnte sich auf Euch verlassen! Wenn Ihr gleich wiederum...«

Ismene hob die Hand. »Nun ereifert Euch nicht! Es wird schon gelingen... Der Alte ist bedeutend empfänglicher für...«

»Still jetzt, er kommt!« zischte Graf Erlan.

Die Diener hatten Reto bei den Armen und am Jackenkragen ergriffen, seinen leblosen Körper über den Fliesenboden gezerrt, ihn ein paar flache Stufen hinaufgewuchtet und waren schließlich hinter einer schmalen Tür an der Stirnseite der Halle verschwunden. Sie hatten kaum die Tür hinter sich geschlossen, als der alte Baron Jergenquell wieder in die Halle trat.

»Ah, da seid Ihr ja wieder, lieber Baron«, begrüßte ihn Graf Erlan.»Eigentlich hättet Ihr Eurem Sohn begegnen müssen, denn der hat soeben den Raum verlassen. Er... äh... benötigte etwas aus seinem Gepäck, das er Frau Ismene zeigen wollte. Ich habe ihn durch einen Diener eskortieren und den Weg zu Euren Gemächern weisen lassen. Er wird gewiß sogleich zu uns zurückkehren.«

»Etwas aus seinem Gepäck?« Baron Jergenquell runzelte die Stirn.

»Was das wohl sein mag? Mir ist gar nicht bekannt, daß der Junge besondere Dinge mit sich trägt...«

»Das finde ich drollig«, sagte Ismene, nachdem der Baron sich wieder auf seinem Stuhl niedergelassen hatte, »daß Ihr den Herrn Reto einen ›Jungen‹ nennt. Euer Herr Sohn hat doch gewiß die Dreißig schon überschritten.«

Jergenquell lächelte. »Nun, das sind alte Gewohnheiten, und außerdem ist er wahrhaftig noch ein rechter Bub. Bisweilen errötet er mitten in einem Gespräch. Habt Ihr es bemerkt?«

Ismene hatte es so eingerichtet, daß sie nun dem alten Jergenquell unmittelbar gegenüber saß. Sie bedeutete einem herbeieilenden Diener, sich zu entfernen, und schenkte dem Baron persönlich nach. »Trinkt, lieber Baron, und erzählt mir ein wenig von Burg Albumin. Euer Haus interessiert mich sehr.«

Da hatte sie ein Thema angeschnitten, das Baron Lechdan über alle Maßen schätzte. Er rückte seinen Stuhl zurecht und begann seine Erzählung mit den Worten: »Nun, damit Ihr versteht, was das Besondere an Albumin ist, werde ich ganz von vorn beginnen.« Dann berichtete er über einen Zollvertrag aus dem Jahre 4 Ugdalf, der in den Archiven des Fürstenhauses aufbewahrt wurde und zum erstenmal das ›trutzge Albumin, ein wehrig und steynern Husen‹ als Wehranlage gegen ›der Gopplin Geschmeysz‹ erwähnt, und kam anschließend auf einen Bauplan des Meister Antogosch, Sohn des Armak, zu sprechen, der zwei-

hundert Jahre später gezeichnet wurde und bereits das Fundament des Bergfrits in seinen heutigen Ausmaßen wiedergab, »versehen mit allerlei Schutzzeichen gegen Steinschrate, die man wohl seinerzeit für den Einsturz so manchen Hauses verantwortlich machte«.

Ismene sah ihrem Gegenüber tief in die Augen und murmelte - wie in Gedanken versunken - einen Satz in einer seltsamen Sprache.

Baron Jergenquell stutzte, unterbrach seine Erzählung und sah die Magisterin fragend an.

Ismene streichelte ihm sanft die Hand. »Ist Euch wohl, lieber Baron?«

Der alte Jergenquell war sehr ernst geworden. Mit feierlicher Miene sprach er: »Wißt Ihr, daß Ihr mir sehr, sehr viel bedeutet, verehrte Magisterin? Ich kenne Euch kaum, aber ich schätze Euch mehr als... als einen Blutsverwandten. Ein solches Gefühl ist mir noch nicht vorgekommen, bei allen Zwölfen!«

Ismene tauschte einen Blick mit dem Grafen und wandte sich wieder Jergenquell zu: »Auch ich freue mich, in Euch einen Freund gewonnen zu haben...«

»Den besten aller Freunde!«

»Nun, es sei, wie Ihr sagt. So möchte ich Euch gleich um einen Gefallen bitten: Versucht einmal, einen Hahnenschrei zu imitieren, diesen Laut finde ich sehr unterhaltsam.«

Der Baron starrte sie verdutzt an. »Einen Hahnenschrei... ? Soll ich wirklich... ?«

»Ich bitte darum.«

Der alte Jergenquell erhob sich mühselig von seinem Stuhl, legte den Kopf in den Nacken, formte mit den Händen einen Trichter vor dem Mund und stieß ein lautes Krähen aus. Dann sah er Ismene fragend an. »Hat es Euch gefallen? Ich habe so etwas noch nie versucht...«

»Ja, so war es gut. Und nun eine andere Bitte: Könnt Ihr mir auf den Silbertaler genau den Betrag nennen, den Eure Schatulle auf Albumin

derzeit enthält?«

Jergenquell warf unwillkürlich einen Blick auf den Grafen.

»Bitte, Herr Baron!« sagte Ismene.

Jergenquell schaute noch einmal auf Graf Erlan, runzelte die Stirn und murmelte: »12 890 Dukaten und ungefähr 200 Taler würde ich meinen.

Warum wollt Ihr das wissen?«

»Zwölftausend...!« Erlan starrte den Baron aus weitaufgerissenen Augen an. »Das ist mehr als ...«

Ismene hob mahnend die Hand und nickte dem Grafen zu. »Alles in Ordnung - es wird keine Schwierigkeiten geben. Nur ein wenig Eile ist geboten. Darum sollten wir sofort beginnen.«

Erlan zog aus einem flachen Holzkasten, der am Ende des Tisches gestanden hatte, einige Blätter, teils beschrieben, teils unbeschrieben, einen Federkiel und mehrere Tintengläschen heraus. Er reichte Ismene ein Dokument; sie legte es vor Jergenquell auf den Tisch, tunkte die Feder in die Tinte und drückte sie ihm in die Hand. »Wenn Ihr bitte dieses Blatt unterzeichnen möchtet, lieber Baron...?«

Jergenquell hatte einen flüchtigen Blick auf das Blatt geworfen. »Aber, das ist... intrigant! Answinistisches Geschmiere! Wieso...?«

Ismene legte ihm die Hand auf die Schulter. »Weil es mein Wunsch ist! Es handelt sich um einen Spaß! Nun schreibt!«

Mit einem Kopfschütteln kratzte Jergenquell seinen Namen unter den Text.

»Und nun weiter! Bitte überträgt diesen Text auf ein leeres Blatt - so als ob es ein Brief wäre, den Ihr geschrieben habt.«

Jergenquell studierte den Zettel, den ihm Ismene gegeben hatte. »So etwas könnte ich doch niemals schreiben! Das... das ist ein Aufruf zur Verschwörung! Übelster Verrat am Hause Gareth!«

»Ein Spaß, ein Spaß! So schreibt endlich, wenn Ihr mich nicht erzürnen wollt!«

Bedächtig schrieb der alte Jergenquell ein Wort nach dem anderen auf den pergamentenen Bogen.

»So, nun das Datum: 5. Rahja, 19 Hal.«

»Das ist mehr als zwei Jahre her.«

»Was kümmert's Euch, Baron? Ihr schreibt, was ich Euch sage.«

Jergenquell versah das Blatt mit dem gewünschten Datum und seiner Unterschrift, anschließend fertigte er nach den Wünschen Ismenes noch einige weitere Schriftstücke an. Graf Erlan ergriff jedes der Blätter, sobald es fertiggestellt war, streute Löschsand darüber, trocknete es we-
delnd an der Luft und ließ es schließlich in seinem Holzkasten ver-
schwinden.

»So, das habt Ihr brav getan, lieber Baron«, sagte Ismene endlich. »Nun seid so gut und folgt mir hinauf aufs Turmzimmer. Ich möchte Euch dort gern etwas zeigen.«

»Nun, da bin ich gespannt.« Jergenquell lächelte erwartungsfroh. »Aber Ihr werdet Geduld mit mir haben müssen: Die alten Beine schätzen das Treppensteigen nicht mehr sonderlich... Wo nur der Junge bleibt? Er ist ein zerstreuter Gesell, am Ende hat er sich verlaufen.«

Ismene schob ihre Hand in die Armbeuge des Barons. Graf Erlan ging den beiden voraus. »Kommt nur mit«, sagte er über die Schulter. Wir werden Euren Sohn schon zu finden wissen. Mir liegt sehr daran, Vater und Sohn wieder vereint zu sehen.«

Sie verließen die Halle; ein paar Bedienstete trugen die Tafel ab.





4. Kapitel

Mit kräftigen Streichen des Rutenbesens trieb Algunde Pferdeäpfel, Stroh und Futterreste durch den Mittelgang des riesigen Stalls. Dabei schaute sie teils auf den Ziegelboden, teils durch die Stallgasse mit ihren vielen niedrigen Türen, hinter denen pralle, langschweifige Pferdehintern in allen erdenklichen Fellfarben aufragten, und dann wieder auf die weit geschwungenen weißen Bögen des Deckengewölbes, das, auf ockergelb gestrichenen Säulen ruhend, die endlosen Reihen der Boxen überspannte. Das Kratzen des Besens wurde vom Schnauben, Stampfen und dem geräuschvollen Mahlen etlicher Kiefer übertönt.

Algunde wischte sich die Hand am Rock ab und schob eine dicke braune Haarsträhne, die unter dem Kopftuch hervorgesprungen war, an ihren Platz zurück. »Ihr wohnt wie die Fürsten! Viel besser als unser-einer«, sagte die Stallmagd zu einem Rappwallach, der ihr den Kopf zugewendet hatte und jede ihrer Bewegungen mit gespitzten Ohren und aufmerksamem Blick verfolgte. Algunde schaute durch eines der vielen halbrunden Fenster zum Himmel hinauf, dachte dabei an die Stube daheim und blieb stehen. Ihre Augen brannten plötzlich, gradeso, wie wenn zu Hause der Rauch vom Wind in die Wohnkammer gedrückt wurde und in beißenden Schwaden durchs Zimmer zog. Dunkel war es dort in der Kate, auch am Tag, beileibe nicht so licht wie im Pferdestall der Garde. Ein einziges winziges Fenster, mit Haut bespannt, ließ ein wenig Licht herein. Darunter stand das wackelige Tischchen, an dem

die Mutter bisweilen ihre Näharbeiten verrichtete. Und neben dem Tisch, dachte Algunde, und zwei dicke Tränen rollten ihr über die runden roten Wangen, da liegt der kleine Erborn in der alten Wiege - und fehlt mir so! Gute Mutter Peraine, wie er mir fehlt! Er ist doch noch so kleinwinzig! Was haben denn Uhlengorms, das wir nicht haben? Hungerleider sind sie, und ihr Haus ist noch kleiner als das unsere, aber Freibauern schimpfen sie sich, und niemand redet ihnen hinein! Uns schikaniert der Mareschall des Fürsten, wie er will! Der Vater und die Brüder pflügen für ihn die fürstlichen Äcker, und mich schickt er zurück in den Stall, kaum daß der kleine Erborn aus meinem Bauch gekommen ist! Mit tränenblinden Augen sah Algunde herab auf die Besenruten, die - wie von einer fremden Hand geführt - immer wieder über dieselben Ziegel schabten. Ela Uhlengorm nimmt die kleine Haldana in einem Korb mit aufs Feld. Überallhin nimmt sie sie mit. Niemand verbietet es ihr. Dabei ist Haldana einen Mond älter als Erborn! Und in der Nacht liegt Bosper in Elas Bett. Er ist dick und nicht sehr schlau, aber er hält sie warm. Und meinen Jangu hat der Mareschall fortgejagt - weil er aufmüpfige Reden hält. Aufmüpfig, pah! Nichts hat er gesagt, was nicht stimmt! Und nun ist er fort, und mein Bett ist kalt. Und was soll aus Erborn kleinwinzig werden, wenn er nun keinen Vater hat? Das ist den hohen Herren und Damen alles gleich. Und was wird aus mir? Und aus allem? Wozu die Mühen, jeden Tag? Ein Leben lang schufteten, und es führt doch nirgends hin! Was haben wir den Göttern getan, daß sie uns nicht liebhaben? Tragen wir nicht zum Tempel, was immer wir übrig haben? Wenn Algunde die braunen Augen schloß, sah sie es vor sich: das trübe kleine Fenster mit der dunklen Wiege davor und die winzige Hand, die durchsichtige Fingerchen in die Helligkeit reckte, als ob sie nach dem gelben Balken aus Sonnenlicht und schwebendem Staub greifen wollte. In Algundes Leib wühlte ein Schmerz, der ihr fast den Atem nahm. Trotzig stampfte sie mit dem Fuß auf und

begann zu singen - ein Lied, das Jangu sie gelehrt hatte. Jangu hatte immer gegrinst, wenn er es sang, aber Algunde weinte. Wie sollte man nicht weinen in diesen Zeiten?

*»Die Augen schließ zu, Kindchen, schlaf ein!
Wenn der Morgen kommt, sind sie all' dein –
all die hübschen kleinen Pferdchen,
braune und weiße, Rappe und Fuchs -
all die hübschen kleinen Pferdchen.*

*Träume von Gold und Ededelstein!
Die Sonne lacht, und sie sind dein,
all die hübschen kleinen Pferdchen,
graue und gelbe, Fohlen und Hengst -
all die hübschen kleinen Pferdchen.*

*Die Sonne lacht nicht für'n Adel allein.
Eines Tages wirst frei du sein,
du und deine kleinen Pferdchen,
Dicker als Cella, schöner als Hal,
all die hübschen kleinen Pferdchen.*

Bald lacht die Sonne für Bauer und Knecht...«

»Was ist das für ein abscheulicher Singsang?« schrillte eine helle Stimme in Algundes Rücken. Die Stallmagd fuhr herum. Da stand eine blonde Gardistin in vollem Putz und griff eben blindlings nach einem Halfter, das über einer Boxentür hing. Algunde wich langsam zurück.

»Ich habe doch gar nicht...«, stammelte sie.

»O doch, du hast!« fauchte die Stimme, und der schwere Halfter sauste durch die Luft, schneller, als Algunde zum Schutz den Besen hochreißen konnte. Lederriemen und eiserne Schnallen trafen sie auf Schultern und Stirn und rissen sie zu Boden. Verzweifelt versuchte sie, auf dem Hintern davonzurutschen, aber die Gardistin war mit zwei Schrit-

ten wieder heran. Ein feines Lächeln kräuselte ihre Lippen, als sie nach einer langen Reitgerte griff, die an einem Nagel neben einer Stalltür hing.

»Bitte, nein!« schluchzte Algunde und riß die Arme vor das Gesicht. Ein leises Fauchen war zu hören, als die schmale Gerte niederging, gefolgt von einem lauten Klatschen. Algundes dünne Bluse war über dem Rücken aufgeplatzt, eine feine rote Linie zog sich über die helle Haut.

»Ich werde dich Singen lehren, du lästerliches Luder!«

Algundes helles Winseln brach ab, als die Gerte ihr wieder in den Rücken schnitt.

»Wenn ich mit dir fertig bin, wirst du dir wünschen, nicht geboren zu sein! Bei Praios und Rondra, das kannst du mir glauben!«

Die Gerte sauste durch die Luft. Algunde krümmte sich zusammen, spannte alle Muskeln an, aber der Schlag blieb aus. Statt dessen war ein hämisches Lachen zu hören. »Darauf habe ich lange gewartet, du Schlampe! Du wirst nicht noch einmal lästerliche Lieder singen, und du wirst nicht noch einmal der Weibelin in den Ohren liegen und ihr vorfaseln, ich hätte meinem Gaul mit den Sporen den Bauch aufgeschlitzt.«

Der nächste Hieb traf ohne Vorwarnung. Algunde schrie auf und versuchte, den Kopf gegen die Stiefel ihrer Peinigerin zu pressen. Ein wütender Tritt warf sie zurück.

»Gnade!« rief sie. »So habt doch Erbarmen!« Wieder kroch sie näher an die Stiefel der Gardistin heran. Ein flammender Schmerz quer über Rücken und Seite trieb ihr die Luft aus den Lungen. »Ihr schlagt mich tot«, murmelte sie entsetzt mit tonloser Stimme.

»Und was wäre dabei? Wer würde dich schon vermissen?«

Algunde versuchte, davonzukriechen, aber alle Kraft hatte sie verlassen. Sie seufzte wie ein waidwundes Tier und wartete auf den nächsten

Schlag. Da hörte sie seltsame Geräusche hinter sich: Schaben und Rascheln, heftiges Keuchen. Vorsichtig hob sie den Kopf. Der blonden Gardistin war die Gerte aus der Hand gefallen. Sie kauerte am Boden, vom Griff einer schwarzhaarigen Frau in die Knie gezwungen, die immer noch das Handgelenk der Blonden umklammert hielt. »Zelda, du führst dich auf wie ein Schwein!« stieß die Schwarzhaarige hervor. »Ich hätte nicht wenig Lust, dir das Fell zu gerben.« Sie schaute zur Seite, wo die Gerte neben einer Boxentür auf dem Boden lag. Ein lautes Wiehern erscholl, wurde mehrfach erwidert. Wie Echos gellten die Pferdeschreie durch die hohe Stallhalle.

Die blonde Lanzerin hatte den kurzen Moment der Unachtsamkeit genutzt, um sich mit einem heftigen Ruck loszureißen. Ihr Säbel flog aus der Scheide, senkte sich, zielte mit der Spitze auf das Gesicht der Gegnerin. »Versuch es doch, Korporalin Selissa Jergenquell, versuch es nur! Ich warte!«

Selissa hob die Linke in einer lässigen Geste der Abwehr. »Ach, Zelda laß sein! Du bist den guten Stahl und die Mühe nicht wert...« Sie wandte sich ab, als ob sie gehen wolle, flog herum, wie von einer Bogensehne geschnellt, und hieb der Blonden die Faust ins Gesicht.

Zeldas Brünne schepperte laut hallend, als die Gardistin schwer auf den Ziegelboden prallte. Vielfaches Wiehern sprang auf, Schnauben, Hufestampfen. Dann wurde es still. Selissa hatte ihren Fuß auf Zeldas Säbel gestellt und blickte auf sie hinab. »Gib Frieden, du Orkin, und laß dir nicht einfallen, die Kleine noch einmal anzurühren!«

Zelda wischte sich mit dem Handrücken das Blut von den Lippen. »Korporalin, ha?« Sie schnitt eine Grimasse, als müßte sie ein Ekelgefühl unterdrücken. »Rondras Streiterin für die Armen und Schwachen? Du wirst noch an mich denken, Jergenquell, das schwöre ich dir!« Selissa zuckte die Achseln. »Warum sollte ich wohl ausgerechnet an dich denken wollen? Es gibt tausend andere Dinge, an die ich denken

kann, wenn ich mir den Tag versauen will, und davon sind neunhundertneunzig lohnender als du...« Sie gab dem Säbel einen Tritt, so daß er über die Ziegel schepperte, und schlenderte durch den Stallgang davon.

»Nein, wie ich es Euch schon mehrfach versicherte, werter Herr, hier ist nichts dergleichen bekannt.« Die erste Schreiberin der Schreibstube der Fürstlichen Garde zu Ferdok richtete hilfeschend den Blick gegen die Decke, bevor sie ihr Gegenüber wieder ins Auge faßte. Seltsame Leute schickt man dieser Tage aus Gareth ins Land, dachte sie, während sie die glanzlose schwarze Lockenperücke betrachtete, den unmodernen schwarzen Gehrock mit dem verschlissenen Maulwurfskragen und, hinter blinkenden Brillengläsern verborgen, die blauen, ein wenig stechenden Augen, die so gar nicht zum pechschwarzen Vollbart des Mannes und seiner tulamidisch bräunlichen Hautfarbe passen wollten. »Es wurde nicht nur eine, nein, es wurden zwei Botschaften geschickt«, beharrte der Mann mit näselnder Stimme. »Beide Male mit dem kaiserlichen Botendienst der Armee, wenn Euch das etwas sagt, meine Liebe! Beide mit gleichem Inhalt, daß nämlich aus der Kanzlei für Kriegswesen der Herr Sekretarius Frenulfus Grottentuch - das bin ich, wenn's recht ist - in Efferd, Travia und Boron die Lande bereise, um im Auftrage der Kanzlei einen der Orientierung dienenden Apparat, an dessen Entwicklung der Herr Grottentuch nicht ganz unbeteiligt war, vor den diversen Truppen des Kaisers und der Fürsten vorzustellen und seinen Gebrauch - den des Apparates - im Felde zu erläutern, damit die Effektivität und Beweglichkeit der Soldaten im Gelände eine wesentliche Verbesserung erfahre. Ferner hieß es in dem Gareth Schrieb, der Herr Grottentuch werde, so ihm nichts Unwägbares die Reisepläne verwirrt, am Windstag der dritten Traviawoche in Ferdok weilen und so rechtzeitig in der Gardekaserne erscheinen, daß er die normalerweise stets um die zehnte Stunde statthabende Strategieunter-

weisung der Gardistinnen für die Vorführung seines Apparates nutzen kann, damit durch Herrn Grottentuchs Bemühungen nicht etwa wertvolle Übungsstunden an Pferd und Waffe beeinträchtigt würden. Nun, in einer Viertelstunde ist es zehn Uhr. Ich bin wie angekündigt zur Stelle, muß aber bemerken, daß seitens der Schreibstube keinerlei Vorbereitungen getroffen wurden.«

Die erste Schreiberin war Grottentuchs Ausführungen nur mit Mühe gefolgt, hatte dem Redeschwall aber immerhin entnommen, daß der seltsame Herr wohl ein weitgereister und sehr gebildeter Wissenschaftler sein müsse, jemand also, den man möglicherweise nicht so ohne weiteres vor die Tür scheuchen konnte. Daß Botschaften auf dem Weg von der Kanzlei in Gareth zur Kaserne in Ferdok verschwanden, war tatsächlich vorstellbar, wenn es auch nur äußerst selten geschah. Die Schreiberin beschloß, die Weibelin hinzuzuziehen; mochte die sich aus dem wirren Gefasel dieses thorwalschen Tulamids ein Bild machen...

Auch Weibelin Fiona Dergelstein fiel es nicht leicht, das Anliegen des fremden Wissenschaftlers aus seinen Ausführungen herauszufiltern, aber schließlich nickte sie mehrfach verständnisinnig und warf gar den einen oder anderen Blick in den Kasten aus rotem Holz, in dem Herrn Grottentuchs gülden blinkender Apparat auf einem blauen Samtkissen ruhte.

»Nun denn«, entschied sie schließlich mit fester Stimme. »Es scheint alles seine Richtigkeit zu haben. Da die Frau Oberst und Frau Leutnant wie an jedem Markttag außer Haus sind, werde ich Euch wohl unter meine Fittiche nehmen müssen. Es wird das beste sein, wenn Ihr mir sogleich in den Unterrichtsraum folgt. Es hat ohnehin schon zehn geschlagen.«

Grottentuch wies auf den Holzkasten und hob verlegen lächelnd die Hände. »Könntet Ihr vielleicht...? Der Apparat ist recht schwer, und

mir hat der Medicus mehr als einmal geraten, meinem Rücken keine außerordentlichen Lasten zuzumuten.«

Fiona klappte den Holzdeckel zu und klemmte den Kasten unter den Arm, Grottentuch stöhnte auf und tänzelte, mit den Händen wedelnd, um die Weibelin herum. »Bitte Vorsicht! Ich bitt Euch sehr, und wenn Ihr den Kasten waage... äh... gerade halten könntet?«

Auf dem Weg von der Schreibstube zum Wohngebäude der Gardistinnen deutete die Weibelin mit der freien Hand auf die verschiedenen Gebäude, die den Hof säumten, und erläuterte ihren Verwendungszweck. »Das hohe fensterlose Haus dort drüben ist die Stroh- und Heuscheune. Habt Ihr eine Ahnung, wie viele Fuder Heu hier in jedem Jahr eingefahren werden, damit die Gäule gut über den Winter kommen?« Grottentuch runzelte nachdenklich die Stirn, beschloß dann, die Frage als eine der rhetorischen Art zu behandeln, und wies statt dessen darauf hin, daß das Dach des Pferdestalles seiner Meinung nach eine seltsame, ihm nicht vertraute Form aufweise. »Das habt Ihr gut beobachtet«, lobte Weibel Dergelstein. »Fürstin Lorinai hat da nämlich einen tulamidischen Prunkstall nachbauen lassen, den sie auf einer Reise nach Fasar gesehen hatte. Ihr wißt ja, welchen Aufwand diese Wüstenkinder mit ihren Pferden treiben... Sieht aus wie ein richtiger Palast, unser Stall, nicht wahr? Ist aber sehr unpraktisch, weil man über den Boxen kein Heu lagern kann. Aber die Pferde scheinen die hohe Decke zu mögen. Stallfurcht kommt bei uns nicht vor. Der Prunkstall in Fasar soll übrigens längst abgebrannt sein, aber unserer steht noch. Ein Koscher Baumeister baut ebend solider als irgend so ein Tulamid.« Die beiden waren vor einem weißgekalkten hohen Haus mit leuchtend-rottem Ziegeldach angelangt. Drei Türen und lange Fensterreihen in zwei Geschossen wiesen auf den Hof hinaus. »Ihr gestattet, daß ich vorangehe?« fragte die Weibelin und trat ein. Grottentuch hatte Mühe, ihr durch ein geräumiges helles Treppenhaus mit breiten Stufen und

einen langen Gang mit spiegelblankem Steinboden zu einem Unterrichtsraum zu folgen, in dem, auf Schemeln hinter kleinen Pulten sitzend, etwa drei Dutzend Gardistinnen versammelt waren. Die Frauen schnellten von ihren Sitzen hoch, als Weibel Dergelstein und ihr Begleiter den Raum betraten.

»Mor'n Lanzerinnen!« erwiderte die Weibelin den Gruß der Gardistinnen, stellte den Holzkasten auf die Abdeckung des Sandkastentisches und wies auf Grottentuch, der verlegen auf seine Schuhspitzen schielte. »Wir haben heute einen Gast aus der fernen Hauptstadt Grottentuch...« Ein eisiger Blick der Weibelin brachte ein hier und da aufperlendes Gekicher alsbald zum Verstummen, »...aus dem fernen Gareth, den Herrn Sekretarius Grottentuch« - Weibel Dergelstein hob noch einmal mahnend die Brauen -, »der euch jetzt einen neuartigen Südweiser erklären wird. Ich erbitte mir völliges Schweigen einerseits und gebannte Aufmerksamkeit andererseits. Bequem!« Fiona wartete ab, bis sich die Lanzerinnen niedergesetzt hatten, und schwenkte die Hand in einer einladenden Geste: »Herr Sekretarius Grottentuch...« Der Sekretarius verneigte sich tief, warf einen Blick in die Runde und begann: »Leider ist hier, noch bevor die Unterweisung recht begonnen hat, schon ein falsches Wort gefallen, das Ihr, werte Damen Gardistinnen, Euch - ich bitte recht schön - nicht merken wollt. Verzeiht, hochverehrte Weibelin, aber bei diesem Apparat handelt es sich nicht um einen Sürdweiser, nicht einmal in einer - wie Ihr es zu nennen beliebtet - »neuartigen« Form - nun, das konntet Ihr wahrhaftig nicht wissen -, sondern um ein in vieler Hinsicht bahnbrechendes Gerät, für das ich als Bezeichnung den Namen »Allweiser« vorgeschlagen habe. Der Allweiser, in seiner...« Grottentuch brach ab und warf Weibel Dergelstein einen Blick zu, der von milder Verzweiflung geprägt war. »Verehrte Frau Weibelin, auf ein Wort...«

»Nun, bitte, was ist, guter Mann?«

»In der Botschaft, die mein Kommen ankündigte, aber - wie es scheint - nicht eingetroffen ist, hieß es auch, die Gardistinnen sollten für den Verlauf der Vorführung tuchene Wämser, aber keine Helme, Panzer oder Waffen tragen, weil solcherlei Metall den Allweiser in seiner Arbeitsweise beeinträchtigen kann.«

Die Weibelin schaute auf ihre Gardistinnen, die in blinkenden Brünen, die hohen Helme auf die Knie gestützt, hinter ihren Pulten saßen.

»Hm«, machte sie und wandte sich erklärend an Grottentuch. »Wir halten den Unterricht immer im vollen Zeug ab, weil es gleich anschließend zum Gebet im Rondratempel geht. Das spart das Umziehen...

Also, Lanzerinnen, ihr habt es gehört: Herunter mit dem Zeug! Dann bringt Ihr Eure Helme, Kürasse und Waffengurte auf den Flur und legt sie dort ab!«

Für eine kurze Weile herrschten wogendes Durcheinander im Unterrichtsraum und heftiges Gedränge bei der Tür, wenn mehrere Gardistinnen gleichzeitig versuchten, sich mitsamt der sperrigen Helme und Panzer durch die enge Öffnung zu zwängen. Als schließlich wieder Ruhe eingekehrt war, verschränkte Grottentuch die Hände auf dem Rücken, wippte auf den Zehenspitzen und warf, freundlich lächelnd, einen Blick in die Runde. Plötzlich erstarrte er. Mit einem Ruck riß er sich die Brille von der Nase und begann mit tief gesenktem Kopf die Gläser zu putzen.

Auch Weibel Dergelstein hatte ihren Blick über die Gardistinnen schweifen lassen. Ein spöttisches Grinsen breitete sich jetzt über ihre Züge aus. »Gardistin Kufmann, Gardistin Haslingen, Gardistin Orneck, Korporalin Jergenquell: Wie oft ist Euch gesagt worden, daß die Lanzerin auch dann das Unterwams unter dem Küräß trägt, wenn sie den Panzer nur für kurze Zeit und nicht fürs Gefecht anlegt? Nun, wie oft wurde das gesagt, Gardistin Haslingen?... Wie bitte? Ich verstehe Euch nicht!«

»Sehr oft, Frau Weibelin!«

»Willst du nicht aufstehen, wenn du angesprochen wirst?«

Die Angesprochene, eine Rothaarige mit sehr heller Haut, sommersprossenübersätem Gesicht und blitzenden blauen Augen, sprang auf und verschränkte die Arme vor den recht üppig geratenen Brüsten.

»Ein wenig kühl, nicht wahr?« fragte Weibel Dergelstein.

»Ziemlich kühl, zu Befehl, Frau Weibelin.«

Obwohl die Weibelin ein rechtes Firungsgesicht aufgesetzt hatte, dauerte es eine geraume Weile, bis sich das allgemeine Gelächter gelegt hatte.

»Kufmann, Haslingen, Orneck, Jergenquell - habt acht!«

Die anderen drei Frauen sprangen ebenfalls von ihren Schemeln auf. Alle vier legten die Hände an die Schenkel, reckten das Kinn vor und erstarrten mit einem Ruck. Ihre weiblichen Wölbungen bebten noch ein wenig nach...

Grottentuch hatte seine Brille wieder aufgesetzt. Nun schaute er einmal zum Fenster hinaus und dann wieder auf den Boden, doch hin und wieder huschte sein Blick blitzschnell zu den Gardistinnen hinüber.

Weibel Dergelstein durchmaß die freie Fläche vor den Pulten mit langsamen Schritten. »Kühl, möglicherweise«, sagte sie, »aber nicht so kalt, daß ihr der Unterweisung nicht mehr folgen könntet, nicht wahr?«

»Nein, Frau Weibelin!« schallte es vierfach.

»Also gut, dann setzt euch wieder!« Die Weibelin schaute Grottentuch an. Es dauerte eine Weile, bis der Sekretarius ihren Blick bemerkte. »Ich hoffe, die unvollständigen Uniformen werden Euch bei Eurer Lektion nicht verwirren, guter Mann.«

»Äh, wie beliebt? Nein... äh... doch. Mit Verlaub, vielleicht wäre es für die allgemeine Aufmerksamkeit doch besser, wenn die Frau... äh... die Soldatinnen sich ein wenig bedeckten. Ja, mit Verlaub - es erscheint mir angebracht.«

»Nun gut, lauft los, zieht euch etwas über. Gardistin Rotbach, du zählst

bis hundert - wer dann nicht zurück ist, schiebt eine Woche Stalldienst!« Als die vier Gardistinnen, heftig nach Atem ringend, wieder in den Unterrichtsraum gestürmt kamen, hatte Grottentuch seinen Apparat bereits aus dem Kasten heben und auf dem Tisch aufstellen lassen. Der Allweiser hatte die Form eines Zylinders von etwa zehn Fingern Höhe bei einem Durchmesser von zwanzig Fingern und schien ganz aus poliertem Messing oder gar hellem Gold gefertigt zu sein. An seiner Außenseite liefen ein paar dünne, ebenfalls goldblinkende Stangen und Drähte entlang. Allerlei Rädchen und Drehknebel, mit denen die Stangen bestückt waren, schienen vielerlei Justierungsmöglichkeiten zu bieten. In der Mitte des Zylinderdeckels war eine flach gewölbte Glas-scheibe von etwa vier Fingern Durchmesser zu sehen. Darunter bewegte sich ein nadelfeiner Gegenstand eine Zeitlang ruckweise im Kreis, kam aber schließlich zur Ruhe.

Grottentuch beobachtete mit konzentrierter Miene das Spiel der Nadel und begann, die in der Tat bemerkenswerten Funktionen des Allweisers zu erläutern.

»Wir alle kennen die Schwierigkeiten, die uns der herkömmliche Südweiser bereitet: Abweichungen, Ungenauigkeiten und noch einmal Abweichungen! Bei bestimmten Gestirnkonstellationen arbeitet er so ungenau, daß jeder verantwortungsbewußte Navigator - und jede verantwortungsvolle Weibelin - sich lieber auf die Sterne oder die Praiosscheibe verläßt, als sich jenen Apparaten anzuvertrauen. Wenn aber dann noch Wolken aufziehen, bleibt oft nicht viel anderes übrig, als den nächstpostierten Feind aufzuspüren, um ihn nach dem Weg zu fragen.« Höfliches Gelächter antwortete ihm. »Wie anders dagegen liegen die Dinge beim Allweiser! Verehrte Lanzerinnen, ich verspreche Euch eines, und nun merket auf: Orientierungsprobleme wird es für Euch fürderhin nicht mehr geben!«

Unter dem andächtigen Staunen der Gardistinnen legte Grottentuch

ausführlich dar, wie auf dem Allweiser die Richtung des Ziels und sicherheitshalber die des Abmarschortes einzustellen sei. Er zeigte die kleinen Öffnungen am Rand des Zylinderdeckels, in die die mit einer Perle geschmückte Markierung für das Marschziel eingesteckt werden konnte. Selbst Etappenziele - der Sekretarius bat um besondere Aufmerksamkeit -, die nicht in der Hauptmarschrichtung lagen, konnten auf diese Weise markiert und darum im Felde spielendleicht angesteuert werden. Je weiter Grottentuch in seinen Ausführungen kam, desto öfter wurden ungläubige Zwischenrufe laut, aber der Sekretarius vertröstete auf den zweiten Teil der Lektion, in dem er einzelne Gardistinnen aufrufen werde, damit die sich selbst ein Bild von den phantastischen Möglichkeiten des Allweisers machen könnten. Zwischendurch verblüffte er seine Zuhörerinnen damit, daß er auf die Viertelstunde genau die Marschzeiten zu allen möglichen, den Gardistinnen bekannten und unbekanntenen Zielen angab und zugleich die Differenzen für die unterschiedlichen Gangarten benannte. Diese Angaben entnehme er, so sagte er, einer kleinen Skala an seinem Apparat, die abzulesen jedes Kind in ein paar Minuten lernen könne.

Dann bat Grottentuch eine pausbäckige blonde Junggardistin nach vorn und bat sie, eine Perlennadel als Markierung für die Richtung des Praiostempels zu stecken, dessen hoher Giebel durch das Fenster gut zu sehen war. Mit einem entzückten Aufschrei beobachtete die Lanzerin, wie sowohl der schlanke Zeiger im inneren Kreis des Allweisers als auch die auf einem drehbaren Ring befestigte Perle sich sofort immer wieder mit einem Ruck auf den Tempel einstellten, wann immer sie den Apparat auch nur ein Stückchen weiter um seine Mittelachse drehte. Grottentuch rief eine andere Gardistin auf, entfernte die eingesteckte Perle, peilte den Rondratempel an, der eine beträchtliche Strecke westlich vom Praiostempel lag, und steckte eine andere Markierung auf.

Das Spiel wiederholte sich.

Ein Raunen lief durch die Menge der Zuhörerinnen. Der Sekretarius tätschelte andachtsvoll seinen Apparat. »Nicht wahr, verehrte Gardistinnen, da kann man schon ins Staunen kommen, aber wir sind noch nicht am Ende der Vorführung angelangt! Dieser güldene Kasten, so sehr ich ihn schätze, weist noch immer zwei Nachteile auf: Er ist schwer, und er ist unhandlich - auf dem Pferderücken beispielsweise kaum zu gebrauchen. Diese Tatsache hat die Kanzlei für Kriegswesen nicht ruhen lassen. Wir haben probiert und studiert, nicht tage-, nicht wochen-, nein, jahrelang. Und das Ergebnis ist dieses hier!« Eine gewisse Aufregung hatte von dem Sekretarius Besitz ergriffen. Mit zappeligen Fingern nestelte er in den Taschen seines Gehrocks und zog schließlich eine goldene Scheibe hervor die kaum einen Finger dick und nicht größer als eine Handfläche war. »Der Allweiser für den Feld-einsatz!« Ohne recht zu schauen, wohin sein Finger wies, bat er eine zweite Gardistin, zu ihm nach vorn zu kommen.

Selissa von Jergenquell erhob sich. »Habt Ihr mich gemeint?« Der Sekretarius blickte zerstreut in ihre Richtung. »Wie meinen? Ach ja, warum nicht Ihr?«

Als Selissa an seine Seite getreten war, legte er ihr die goldene Scheibe behutsam in die Hand und erläuterte noch einmal, wie die - beim Feld-Allweiser naturgemäß winzigkleinen - Markierungen zu plazieren seien. Selissa tat wie geheißen, aber der kleine Ring mit der Markierung rührte sich nicht, der Zeiger dagegen zuckte wild hin und her.

Grottentuch runzelte die Stirn und tippte ein paarmal mit der Fingerkuppe auf die gewölbte Scheibe, die den Zeiger überdeckte. »Beim grundgütigen Meister Zampanilo, das verstehe ich nicht. Gebt mir einmal das Gerät.«

Selissa reichte ihm die Scheibe. In der Hand des Sekretarius arbeitete der kleine Allweiser einwandfrei. »Versucht Ihr es noch einmal!« Er

gab ihn zurück.

Sobald Selissa nach der Scheibe griff, begann die Nadel heftig, aber völlig unregelmäßig zu zucken.

Wiederum wurde der Allweiser ausgetauscht. Grottentuch schüttelte ratlos den Kopf. »Unverständlich, durchaus nicht nachvollziehbar.« Plötzlich griff er so heftig nach Selissas rechter Hand, daß die Gardistin unwillkürlich zusammenzuckte. »Da haben wir ja den Grund! Euer Ring! So prächtig er ist - streift ihn ab. Ihr wißt ja: kein Metall in der Nähe des Allweisers. Sonst versagt er den Dienst.«

Selissa drehte den Ring um den Finger und zog nach Kräften daran. »Ich fürchte, Ihr müßt eine andere aufrufen, werter Herr. Den Ring bekomme ich nicht vom Finger, ich habe es schon jahrelang nicht mehr versucht...« Sie stutzte. »Wie kann es überhaupt angehen, daß mein Ring den Allweiser verwirrt: Das Gerät ist doch selbst aus Gold, da müßte es sich ja selber stören.«

»Wie meinen?« Grottentuch war für einen Augenblick sichtlich verwirrt. »Ach, nun verstehe ich Euren Einwand. Dieser Allweiser besteht aus alleredelstem Posaunengold, das einzige Metall, aus dem man ein solches Gerät fertigen kann.« Er nestelte wieder in seinen Taschen und zog endlich ein hölzernes Döschen hervor. »Und was Euren Ring angeht, nun, hier habe ich etwas für Euch. Wartet, laßt mich dieses Pulver auf Euren Finger streuen, und Ihr werdet sehen, er läßt sich abstreifen, als hättet Ihr ihn eben erst aufgesteckt.« Der Sekretarius entnahm dem Döschen eine Prise eines weißen Pulvers und streute sie bedächtig über Selissas ausgestreckten Zeigefinger. »Probiert es nun noch einmal.« Die Gardistin umklammerte den Ring mit der Linken, zog einmal heftig und hielt ihn wahrhaftig in der Faust. Beim nächsten Versuch funktionierte der Allweiser auch in Selissas Hand einwandfrei. Grottentuch lobte die behutsame Art, mit der Selissa das Gerät bediente. »Bei Euch weiß ich meinen Liebling in guten Händen«, scherzte er. »Darum sollt

Ihr es auch sein, die ich nun ein kleines, einen Schritt weiter an der Praxis orientiertes Experiment durchzuführen bitte. Stellt bitte den Allweiser noch einmal auf die Kuppel des Rondratempels ein... Ja... so ist es gut. Und nun begeben Euch bitte hinaus und hinüber auf die Rückseite des Pferdestalls. Dort steht, wie ihr wißt, eine alte Ulme. Wenn Ihr Euch mit dem Rücken zur Ulme stellt und dann auf dem Allweiser die Richtung des Rondratempels ermittelt - den Ihr ja von Eurem Standpunkt hinter dem Stall nicht sehen könnt... Wenn Ihr also genau in Richtung des Rondratempels bis hinüber zur Stallwand geht, dann werdet Ihr dort auf dem Boden unter einem Laubblatt verborgen ein kleines Geschenk vorfinden, das ich Euch hierherzubringen bitte. Und nun macht Euch auf den Weg.«

Selissa wandte sich Weibel Dergelstein zu. »Korporalin Jergenquell meldet sich ab zum äh... «

»Allweiser-Gang?« schlug Grottentuch vor.

»Allweiser-Gang!«

Die Weibelin nickte.

Den Blick fest auf die kleine Scheibe in ihrer Hand gerichtet, verließ Selissa den Raum.

Grottentuch verschränkte die Arme auf dem Rücken und wippte auf den Zehenspitzen. »Nun zu den weiteren Möglichkeiten, die uns der Allweiser bieten kann...« Plötzlich brach er ab und blickte aufgeregt zur Tür. »Beim heiligen Rasparatox! Nun habe ich doch wahrhaftig vergessen, der Gardistin das Allerwichtigste mit auf den Weg zu geben.« Weibel Dergelstein gab einer Junggardistin einen Wink. »Du da, lauf Jergenquell nach und hol sie zurück!«

Aber der Sekretarius war schon überraschend behende zur Tür gehuscht. »Nein, nein«, wehrte er ab. »Das muß ich selbst verrichten. Es verdürbe das ganze Experiment, wenn Selissa auf halbem Wege umkehren müßte. Also laufe ich ihr rasch selbst nach.« Die Tür fiel

hinter ihm zu.

»Merkwürdig, merkwürdig«, stellte Weibel Dergelstein nach einer Weile fest. »Der Sekretarius hat ›Selissa‹ gesagt, wer hätte gedacht, daß sich die beiden kennen... und sogar auf vertrautem Fuße stehen? Kennt die Jergenquell einen Sekretarius in der Kriegskanzlei und verliert nie ein Wort darüber... Wo der Herr Grottentuch nur so lange bleibt? Vielleicht sollte man...«

»Frau Weibelin?« fragte eine Gardistin, die in der vordersten Reihe saß.
»Lanzerin?«

»Der Apparat da auf dem Tisch, der große Allweiser, meine ich...«

»Ja, was ist damit?«

»Ich kann mir nicht helfen. Wenn ich ihn so angucke, ich finde, er sieht wie 'ne olle Hutschachtel aus!«

»Ach, was redest du da?« Weibel Dergelstein schaute zum Tisch hinüber und fuhr zusammen. Mehrmals wischte sie sich mit der Hand über die Augen. »Bei allen Zwölfen, du hast recht! Was um aller Welt ist mit dem Ding passiert? Es hat sich verwandelt, will mir scheinen!« Die Gardistinnen, die nichts mehr auf ihren Schemeln hielt, drängten sich um den Tisch zusammen, »'ne alte Hutschachtel, man faßt es nicht!« bestätigten sie einander wieder und wieder. »Schwindel!« - »Zauberei!« - »Augentrug!« riefen sie wild durcheinander, aber es dauerte noch einige Zeit, bis die erste es wagte, Hand an die Schachtel zu legen und den Deckel abzuheben, in dessen Rand ein paar Holzperlen steckten. Ein paar Pflastersteine und alte Hufeisen kamen zum Vorschein. »Darum war das Ding so schwer!« seufzte die Weibelin. In diesem Augenblick flog die Türe auf, und die Gardistin Jergenquell stürzte atemlos und mit wehenden Locken ins Zimmer. Ihr erster Blick galt der leeren Stelle auf dem Tisch, wo vorhin noch ihr Ring gelegen hatte. »Solch ein niederträchtiger Schurke!« stammelte sie. Auf dem Dielenboden zerschellte der Allweiser, Feldausführung, den Selissa in

der Faust getragen hatte. Wenn jemand sich die Mühe gemacht hätte, die Scherben wieder zusammenzusetzen, sie hätten sich zu einem billigen irdenen Pillendöschen gefügt, auf dessen Boden jemand das Wort ›Gewonnen!‹ gekritzelt hatte.





5. Kapitel

Jetzt hör endlich auf, an meiner Jacke zu zerren! Das ist alles gar nicht wirklich - nur Zauberhumbug. Also stell dich nicht so an, Ludilla!« Die beiden buntbemalten und mit allerlei Federn und Knochen geschmückten Mohas erbleichten und verschmolzen zusehends mit ihrer Umgebung, da auch die Sträucher, Blüten und Blätter in ihrer Nähe eine hellere Farbe annahmen. Gleichzeitig schien eine Woge flirrender Hitze durch den Dschungel zu streifen und einen flimmernden Schleier über die Szene zu legen. Auch die feist glänzende grüne Schlange, die sich immer dichter an das Waldmenschenpaar herangeschlangelt hatte und eben im Begriff gewesen war, ihre mörderischen Körperschlingen über die Ahnungslosen zu schleudern, verwandelte sich in eine stumpfe, im fleckigen Gras kaum zu erkennende Nebelgestalt. Gerion atmete tief ein und nahm seine ganze Kraft zusammen: Ein eigentümlicher Ruck ging durch den alanfanischen Dschungel, und Lianen, Mohas und Schlange waren plötzlich wieder leuchtendbunt und körperhaft. Die Mohas wandten sich wieder ihrer Arbeit zu - sie waren damit beschäftigt, die langen Haarstränge von Schrumpfköpfen zu Zöpfen zu flechten -, und die Schlange setzte sich langsam wieder in Bewegung. Wenn man ganz genau hinschaute, sah man, daß sich entweder die Schlange oder die Mohas bewegten oder die bunten Vögel, die in luftiger Höhe durch das Gezweig der Bäume kletterten - aber nie alle zur gleichen Zeit. Im Moment regte sich vor allem die Schlange. Sie kroch näher...

»Mohas, Mohas, paßt auf: eine Schlange!« quietschte die kleine Ludilla. Ihr Bruder Golambes faßte nach Gerions Zeigefinger und preßte ihn mit fester warmer Faust zusammen. Nur Fuldik, der älteste der drei, ein molliger Dreizehnjähriger, der fortwährend mit der einen Hand sein beachtliches Knabenbäuchlein kratzte und mit der anderen den Schirm seiner Filzkappe nach vorn oder zur Seite drehte, winkte lässig ab. »Is sowieso nur 'ne Illusion, in Wahrheit is in dem Kasten gar nix drin.« Gerion seufzte. Die Schlange erbebte für einen Moment, setzt aber ihren heimtückischen Weg durch das wogende Gras fort. Ein einsamer Sonnenstrahl stach durch das grüne Blätterdach und brachte den prallen Schlangenleib zum Glitzern. Weiter und weiter schob sich der breite Schlangenkopf über den Boden. Eine leuchtendrote gespaltene Zunge schlüpfte zwischen den Kiefern hervor, reckte sich in die Luft. Kaum ein halber Schritt trennte das Ungeheuer noch von seinen Opfern, gleich war es um die beiden geschehen!

Da sauste ein leuchtendgelber Blitz, schräg von oben aus der Tiefe des Laubwerks heranfliegend, auf die grüne Mörderschlange herab. Gelbes Fell, das sich über harten Muskeln spannte, grüne dicke Schlangenleibschleifen, blitzendweiße Reißzähne und eine durch die Luft peitschende grellrote Zunge verknäuelten sich zu einem unentwirrbaren Schreckensbild.

»Wiwiwiwi!« machte Ludilla, ihr Bruder umklammerte Gerions Daumen, als ob er ihn erwürgen wolle, und selbst der mopsige Fuldik war still geworden. Vor ihnen, in einem kleinen, zwanzig mal vierzig Finger messenden und an einer Seite offenen Kasten tobte ein Kampf auf Leben und Tod. Erst hielt die mächtige Raubkatze das Genick der Schlange in der Zange ihrer schneeweißen Reißzähne, dann wieder hatte das gleißende Ungeheuer sich losgerissen und den dicken Leib mehrfach um den Körper der Angreiferin gewickelt. Die Mohas waren aufgesprungen, betrachteten das Getümmel aus großen Augen

und kamen offensichtlich nicht auf die Idee, Reißaus zu nehmen. Das Gras ringsumher war niedergewalzt und mit großen runden Blutflecken bespritzt.

Endlich gelang es der Katze, den entscheidenden Biß anzusetzen. Der Schlangenkörper schnellte durch die Luft wie die Schnur einer Fuhrmannspeitsche und fetzte dicke Laubwerkbüschel von den Bäumen. Eine letzte verzweifelte Umschlingung, dann streckte sich der grüne Leib und erschlaffte. Die Raubkatze öffnete angewidert die Kiefer und ließ den Schlangenkopf zu Boden fallen. Dann legte sie den Kopf in den Nacken - vermutlich, um ein röhrendes Brüllen auszustoßen -, doch leider hörte man keinen Laut, so wie sich die ganze Szene zuvor in absoluter, gespenstischer Stille abgespielt hatte.

Gerion zog einen blauen, eng gefalteten Vorhang vor dem Kasten zusammen.

»So'n Quatsch!« stellte Fuldik fest, wobei er mit dem Kinn auf den Kasten wies. »Eine Löwin im Dschungel...«

»Was paßt dir daran nicht, mein Sonnenschein?« knurrte Gerion.

»Der Löwe lebt in der Steppe«, belehrte ihn Fuldik. »Im Dschungel hausen die Tiger und die Leoparden.«

»Vorsicht, vielleicht ist die Schlange noch nicht tot!« rief Gerion.

Ludillas Finger, die sich eben nach dem Vorhang vor dem Kasten ausgestreckt hatten, zuckten zurück, als hätte ein schreckliches Tier nach ihnen geschnappt. Gerion öffnete die Tür seines Wagens und sah Fuldik mit ernster Miene an. »Die Löwin ist die Königin der Tiere. Wer wollte ihr wohl verbieten, im Dschungel zu leben, hm?«

Fuldik schob eine Hand unter die Mütze und kratzte sich den Kopf. »Ist mir sowieso gleichgültig«, sagte er schließlich. »Zeigt Ihr uns noch was?«

»Habt ihr noch Geld?«

»Mal sehen.« Er kramte in seinem Brustbeutel und schüttete ein paar

Münzen in die Hand. »Hier: sieben Heller und fünf Kreuzer. Also los!«
»Zuwenig!«
»Was soll das denn heißen?« Der Knabe kniff zornig die Augen zusammen. »Eben haben wir nur fünf Heller bezahlt...«
»Alle anderen Sachen, die ich zeigen kann, sind eben teurer.«
»Wie teuer?«
»Das zweitbilligste ist ›Ein Dämon überfällt die Kuchenbäckerei Schleckmeck‹; kostet sieben Heller und sechs Kreuzer. Tut mir leid! Und jetzt trollt euch, wenn's recht ist.«
»Sieben Heller und sechs Kreuzer«, murmelte Fuldik vor sich hin. »Das kann doch wohl nicht wahr sein!«
»Doch, doch, das ist die bittere Wahrheit, mein Herzbube«, versicherte Gerion, während er den Jungen sanft zur Tür des Wagens schob. »Aber nimm es nicht so schwer - eines Tages wird deinesgleichen die Welt gehören. Bis dahin spar recht fleißig, damit du immer einen Kreuzer mehr, als du brauchst, im Beutel hast.« Er hob die beiden Kleinen die Wagenstufen hinab, stieg wieder hinauf und verriegelte die Tür. Durch die dünnen Bretter hörte er Ludillas helle Stimme: »Die Königin der Tiere kann überall leben. Keiner kann ihr das verbieten...«
Der Zauberer klappte den Deckel des Guckkastens auf und zog eine dünne Holzplatte heraus, auf der eine mit groben grauen Pinselstrichen skizzierte Urwaldszenerie zu sehen war. Er trug die Tafel zu einem der beiden Wandleuchter und betrachtete das Bild im Kerzenlicht. Weder Schlange noch Mohas waren dort zu sehen, sondern nur ein paar senkrechte Balken sowie allerlei geschwungene Striche und Tupfer, in denen man, wenn man sie zwischen fast geschlossenen Augenlidern hindurch betrachtete, mit Mühe ein Gewirr von Stämmen, Ästen und Laubwerk erkennen konnte, doch während Gerion auf die asche-farbenen Linien und Flecken starrte, begannen sie plötzlich in bunten Farben zu leuchten. Scharf umgrenzte Formen bildeten sich, Flächen

wurden zu Körpern, von Licht und Schatten akzentuiert: eine Waldlichtung mit einer kleinen Quelle, nahe beim Wasser ein Hexenring großer rot behüteter Pilze und neben einer windzerzausten alten Tanne stand in Habt-Acht-Stellung, die Hände an den Seiten, den Rücken durchgedrückt, eine winzigkleine, schwarzgelockte, barbusige Gardistin.

Der Zauberer schmunzelte. Die Tafel wurde glatt und stumpf. Gerion schob sie in einen Ständer an der Wand in ein Fach, das mit dem kleinen Schildchen ›Waldszenen‹ versehen war. Andere Schildchen trugen die Aufschriften ›Tulamidisches Interieur‹, ›Seeschlacht‹, ›Yeti-land‹, ›Hexenfest‹, ›Alt Bosparan‹ oder ›Drachenhort‹.

Unentschlossen schlenderte der Zauberer durch seinen etwa drei Schritt langen und gut einen Schritt breiten Wagen. Er schnitt mit einer Schere die Dochte der Wandkerzen kürzer, trank einen Schluck aus der Wasserkanne, die auf einem Schrankkasten an der vorderen Schmalseite des Wagens stand, und griff schließlich nach einem Besen, um ein wenig Straßenschmutz zusammenzufegen, der auf dem Boden vor der Sitzbank am hinteren Ende des Wohnwagens liegeengeblieben war. Sein Blick wanderte von der frisch abgedichteten Stelle in dem sternengeschmückten Dach aus Zelttuch zu einem Kleiderhaufen, der sich auf einem Hocker neben der Sitzbank angesammelt hatte.

»Gurvan, oller Stinker, was meinst du: Packe ich ein oder warte ich noch ein wenig?« Während Gerion diese Worte murmelte, trat er zu einer kleinen Klappe, vorn in der Seitenwand und spähte auf den Jahrmarktsplatz hinaus. Wenig Volk bewegte sich zwischen den Fackeln und Laternen, mit denen die Gassen zwischen den Wagen und Zelten beleuchtet waren. In den Reihen der Schausteller- und Händlerbuden klafften bereits Lücken. Der Jahrmarkt war recht erfolgreich verlaufen, besser als in so manch anderem Jahr. Aber heute war der endgültig letzte Abend, und den Leuten saßen die Heller nicht mehr so locker

in den Taschen wie an den Tagen zuvor. Gedankenverloren schlug Gerion die drei Sitzkissen der Bank vor dem Guckkasten aus. »Hättest du gedacht, daß das Weib nicht zu seinen Wettschulden steht? Nicht wahr - das hättest du ihr auch nicht zugetraut? Wie vom Erdboden verschwunden, hm? Sitzt da in der Kaserne und geht nicht einmal mehr zum Tor hinaus! Läßt den ganzen Jahrmarkt sausen, nur um mich um meine wohlverdienten Dukaten zu prellen. Selissa von Jergenquell, Baronin gar! Wird wohl doch so eine richtige Koschbaronie sein, dieses Jergenquell. Mäuse mit rot verheulten Augen in leeren Scheuern. Haben nichts zu beißen, aber schimpfen sich Baron! Solche wie dich, Gurvan, braten sie dort und reden noch jahrelang von dem großen Festschmaus. Da sind wir doch lieber ein reicher Zauberer und zeigen den Leuten die Wunder der Welt. Auch solchen Fuldik-Möpsen, meinetwegen. Was meinst du, Gurvan: Sollen wir dichtmachen und lieber noch einen trinken gehen?« Gurvan hob schlaftrunken den Kopf, gähnte herzhaft und klappte die Augen auf. »Das muß man dir lassen, du hast immer noch die besten Ideen! Einen Moment noch, ich bin gleich soweit.«

Von der Tür her kam ein zaghaftes Pochen.

»Wir haben ge-schlos-sen!« flötete Gerion mit hoher Fistelstimme. »Die Wunder der Welt ha-ben Du-hurst! Warum schaut Ihr nicht im nächsten Jahr noch einmal vorbei?«

Es klopfte noch einmal.

Gerion schob den Riegel zur Seite und schaute durch einen schmalen Türspalt nach draußen: »Oh, Ihr seid aber ein hübsches Kind. Da würde mancher andere eine Ausnahme machen, aber leider... Unverschiebbare Geschäfte, wichtige Termine hindern mich daran, Euch zu Willen zu sein.« Er schickte sich an, die Tür wieder zuzuziehen.

»Bitte hört mich an, werter Herr Magister«, sagte das Mädchen in

Bauerntracht, das am Fuß der Wagenstufen stand.

Gerion schob die Türe weiter auf. Mit schiefgelegtem Kopf blickte er hinab. »Was denn, seid Ihr etwa gar nicht gekommen, um die Wunder der Welt zu sehen?«

Das Mädchen schüttelte stumm den Kopf.

»Aber was könnte ich sonst für Euch tun?«

Das Mädchen räusperte sich. »Sagt, Ihr kennt doch die Gardistin Selissa von Jergenquell...«

»Ach, daher weht der Wind! Ihr wollt mir etwas bringen! Aber bitte, so tretet doch ein! Ist ja merkwürdig: Gerade eben kam noch das Gespräch auf die Gardistin, und ich legte bei dieser Gelegenheit besonderen Wert darauf, die Großzügigkeit eben jener Dame zu betonen. Wollt Ihr nicht Platz nehmen?«

Das Mädchen ließ sich vorsichtig auf der vordersten Kante der Sitzbank nieder und sah sich verstohlen im Wagen des Zauberers um. Gurvan schlenderte heran und legte dem Gast die graue Schnauze aufs Knie. Das Mädchen rümpfte die Nase, rührte sich aber nicht. »Ähem, ich bringe Euch nichts«, murmelte sie. »Ich weiß gar nicht, der Wahrheit die Ehre, wovon Ihr redet, verehrter Herr Magister.«

Gerion ließ sich neben dem Mädchen, das sogleich ein Stück zur Seite rückte, auf die Bank fallen. »Wißt nicht, wovon ich rede...? Also seid Ihr auch nicht gekommen, um Zahlungsaufschub zu erbitten, nicht wahr?«

»Nein, das auch nicht.« Das Mädchen riß erschreckt die Augen auf.

»Nein, nein, von solchen Dingen weiß ich nichts... Aber ein wenig Geld kann ich Euch wohl geben. Ich hatte mir schon gedacht, daß Ihr Geld verlangen würdet. Hier, bitte, das ist alles, was ich habe.« Sie zog aus einer Rocktasche einen Dukaten und drei Kreuzer hervor und legte sie behutsam auf das Kissen. »Den Dukaten habe ich bei Erborns Geburt von Frau von Jergenquell bekommen«, erklärte sie.

Wieder neigte Gerion den Kopf zur Seite, während er das Mädchen betrachtete. »Ich fürchte, Ihr müßt ein wenig deutlicher werden. Im Moment stürzt Ihr mich vor allem in eine gewisse Verwirrung. Vielleicht sollten wir uns, wie es unter Verhandlungspartnern üblich ist, zunächst einmal vorstellen.« Er sprang auf und verbeugte sich. »Gerion von Tisal, mein Name.«

Das Mädchen stand gleichfalls auf und machte einen hastigen Knicks. »Ich heiße Algunde und bin Stallmagd bei der Garde.«

Sie setzten sich wieder, und Algunde sagte: »Ich dachte, weil Ihr die Frau von Jergenquell doch kennt, wüßtet Ihr vielleicht einen Rat...«

»Woher wißt Ihr eigentlich, daß ich Frau von Jergenquell kenne?« unterbrach sie Gerion.

»Ihr habt es doch selbst gesagt, eben, bei der Tür...«

»So, habe ich das?«

»Und, äh...« Algunde errötete. »Ich habe Euch auch gesehen, vor ungefähr einer Woche, da seid Ihr mit der Gardistin abends in den *Bardenkrug* gegangen.«

»Nun ja, ich streite ja gar nicht ab, die Bekanntschaft der Frau von Jergenquell gemacht zu haben, aber meine Erinnerungen an den Tag dieser Bekanntschaft sind in gewisser Weise negativ gefärbt, auch der fernere Verlauf unserer Beziehung gibt wenig Anlaß zu wohllichem Angedenken...«

»Soll das heißen, daß Ihr Frau von Jergenquell nicht leiden könnt?« warf Algunde ein und hob angstvoll die Brauen. »Dann hat es wohl gar keinen Zweck, daß ich mit Euch rede.« Sie machte Anstalten, aufzustehen, aber Gerion drückte sie sanft auf die Bank zurück. »Bei Mütterchen Peraines Napfkuchen! So sagt mir doch endlich, was Euch zu mir führt!«

»Sie haben Frau von Jergenquell in den Kerker geworfen! Aber das ist falsch, denn sie tut nichts Böses, und eine Ansinistin - oder wie das

heißt - ist sie schon überhaupt nicht. Sie haben sie ja gerade erst zur Korporalin befördert, weil sie so gut gegen die Ansinisten gekämpft hat, wie kann sie da eine sein?!«

»Es heißt Answinisten«, behrte sie Gerion, »nach Answin Rabenmund, dem Thronräuber.«

»Ist ja auch gleich, wie das heißt.« Nun sprudelten die Worte aus Algunde heraus. »Sie ist die beste von den ganzen Gardistinnen, und die schönste. Sie kann reiten wie eine Göttin, und sie ist nie gemein zu den Leuten im Stall. Sie schenkt uns Geld, wenn wir Geburtstag haben, und als ich den kleinen Erborn kriegte, hat sie mir auch was gegeben. Gerade neulich hat sie mir noch geholfen, als die widerliche Zelda Gutnot mich totschiagen wollte. Wie können sie ihr so was antun? Noch dazu, da ihr Herr Vater und der Bruder gerade gestorben sind. Von einem Turm gesprungen, in Burg Wengholm...«

»Halt, halt!« sagte Gerion. »Das sind so viele schreckliche Dinge auf einmal. Ich denke, Ihr müßt mir das alles noch einmal in Ruhe erzählen...«

Es war nicht einfach, die Ereignisse in ihrer Reihenfolge und ihrem wahren Gehalt von der Stallmagd zu erfahren. Algunde mischte eigene Beobachtungen mit Gerüchten und wilden Spekulationen; die Schrecken, die Selissa von Jergenquell zu erwarten hatte, vermengten sich mit den Drangsalen, die die ›widerliche Zelda‹ der armen Algunde bereiten würde, und gerann zu einem düsteren Gemälde der Verzweiflung und der Ausweglosigkeit. Dicke Tränen fielen auf den Schoß der Stallmagd, Gerions tröstende Hände mit dem karierten Schnupftuch und Gurvans schwarzgrauen Schädel, der auf seine Weise Trost zu spenden versuchte, während er mit zärtlich gemeinten Pfotentritten der Stallmagd das nackte Knie zerkratzte.

Gerion mühte sich redlich, sich durch geduldig wiederholte Fragen und eigene Interpretationen ein Bild von der Lage machen. Es stellte sich

heraus, daß Algunde erstaunlich viel von den Vorgängen um Selissa Jergenquell herausgefunden hatte. Einiges verdankte sie ihrer genauen Beobachtungsgabe, ihrem wachen Verstand und ihrem scharfen Gehör, anderes hatte sie der Köchin, dem Waffenmeister und einer Gardistin namens Juahan entlockt, die offenbar eine gewisse Sympathie für Selissa empfand. Nach einer geraumen Weile hatte Gerion in etwa den folgenden Überblick über den Stand der Dinge gewonnen: Eine Gardistin, vermutlich Zelda Gutnot, hatte Selissa als Befehlsverweigerin denunziert. Bei ihrem letzten Einsatz gegen die Answinisten habe Selissa gegen den strengen Befehl der Frau Oberst gehandelt und einige der Rebellen freigelassen. Da Selissa in der Obristin eine freundliche Fürsprecherin besaß, hatte die Affäre nicht das zu erwartende schlimme Ende genommen, sondern die frisch beförderte Korporalin war mit einem gestrengen Tadel und zwei Tagen Arrest davongekommen. Alles schien ein gutes Ende zu nehmen, als eine schreckliche Nachricht vom Grafen Wengenholm eintraf, dem Lehnsherrn der Jergenquells: Der Graf berichtete, ihm seien einige Dokumente - persönliche Briefe, schriftliche Beistandsverpflichtungen und ähnliche Dinge - in die Hände gefallen, die allesamt einen widerwärtigen Verrat belegten: Die gesamte Familie Jergenquell hatte auf übelste Weise mit den Thronräubern und Rebellen um Answin Rabenmund paktiert und genaue Pläne geschmiedet, wie das Fürstentum Kosch nach der endgültigen Machtübernahme der Answinisten umzugestalten sei und wie man den kaisertreuen Fürsten selbst aus dem Weg räumen könne.

Nachdem Graf Erlan diese Dokumente in die Hände gefallen waren, hatte er sofort Baron Jergenquell und seine beiden Söhne auf Burg Wengenholm einbestellt, um sie mit den Schriftstücken zu konfrontieren. Ulfing, der jüngste Sohn Jergenquells, hatte wohl geahnt, was der Graf plante, denn er war nicht auf Wengenholrn erschienen, sondern statt dessen spurlos verschwunden. Eine Nacht Bedenkzeit hatte der

Graf den Baronen Lechdan und Reto Jergenquell gewährt, nachdem er ihnen die Dokumente zu lesen gegeben hatte, dann hätten sie sich zu den ungeheuerlichen Vorgängen äußern sollen. Baron Jergenquell und sein Sohn aber hatten es vorgezogen, sich während der Nacht vom höchsten Turmzimmer der Burg in den Tod zu stürzen, ein Verhalten, das nun allgemein als Eingeständnis ihrer tiefen Schuld gewertet wurde. In zweien der Schriftstücke des Barons Jergenquell wurde auch seine Tochter Selissa schwer belastet. Man konnte die Briefe nur so deuten, daß die Tochter in die verräterischen Planungen eingeweiht war und sie nach Kräften unterstützte. An einer Stelle versuchte der Baron seiner Tochter die Idee auszureden, den Fürsten Eberstamm durch einen gedungenen Assassinen ›ausschalten‹ zu lassen, und bestand darauf, daß man so wichtige Dinge ›auf keinen Fall Fremden überlassen‹ dürfe. In einem anderen Brief bedankte sich der Baron bei Selissa für die genaue Abschrift des Wachplanes der fürstlichen Schloßgardisten. »Ja, und da ist nun eine Dame aus Gareth gekommen und hat die Frau von Jergenquell einsperren lassen«, schloß Algunde ihren Bericht. »In den Ferdoker Kerker haben sie sie gesperrt, weil sie Angst haben, daß eine Kameradin sie befreit, wenn man sie in die Arrestzelle in der Gardekaserne steckt.«

»Was für eine Dame?« fragte Gerion. »Von der KGIA, der Kaiserlich Garethischen Informations-Agentur?«

Algunde zuckte die Achseln. »Kann sein. Die Frau heißt von Westingen, und sie hatte vier bewaffnete Reiter bei sich... Herr von Tisal, Magister, glaubt mir bitte, es stimmt das alles nicht. Nie im Leben ist die Frau von Jergenquell eine Verräterin, das hätte ich doch gemerkt. Ich spüre es sofort, wenn ich es mit einem schlechten Menschen zu tun habe.«

»Es mag sein, daß sie unschuldig ist, es mag ebensogut sein, daß Ihr Euch irrt...«

Algunde schüttelte heftig den Kopf. »Nein, nein, ich irre mich nicht! Ich war sogar im Tempel der Rondra, wo ich noch nie im Leben gewesen bin. Und ich hatte auch große Angst, als ich drinnen war, aber ich hatte mir gedacht, wenn einer weiß, ob Frau von Jergenquell eine Verräterin ist, dann ist das die Göttin Rondra. Und ich habe gebetet, daß die Göttin mir ein Zeichen gibt, wenn ich mich täusche, aber es hat kein Zeichen gegeben, und nun ist es ganz gewiß ... Herr Magister, bitte tut mir einen Gefallen...!«

»Was denn nur, bei allen Zwölfen?«

»Sagt nicht immer ›Ihr‹ zu mir... Da komme ich mir ganz seltsam vor.«

»Nun, meinetwegen, das will ich gern tun. Puh - ich hatte schon gedacht, du wolltest mich bitten, die Frau von Jergenquell aus dem Kerker zu holen.«

»Ja.«

»Was soll das heißen? Was meinst du mit ›ja‹?«

»Ja, deswegen bin ich gekommen. Ich wollte Euch bitten, daß Ihr sie aus dem Kerker holt.«

Gerion kraulte Gurvan das Genick. »Das habe ich die ganze Zeit über befürchtet, mein Alter. Daß sie mit dieser Bitte kommt, die ich natürlich abschlagen muß, und daß dann wieder die Tränen fließen...«

Algunde schluchzte und wischte sich mit dem Handrücken über die Wangen.

»Siehst du, alter Kämpe...« Er legte Algunde den rechten Arm um die Schultern. »Wie kommst du nur darauf, daß ich mich auf so etwas einlassen könnte? Meinst du denn, weil ich nicht mehr ganz so jung bin wie du, hänge ich nicht mehr am Leben? Und überhaupt, was habe ich denn mit deiner Frau Jergenquell zu schaffen? Ich kenne sie doch kaum...«

»Ihr seid mit ihr per Arm gegangen. Ich dachte, Ihr findet sie nett.«

»Ja ja, das gebe ich meinetwegen zu, ich fand sie ganz nett - und sie

scheint auch keine Wettbetrügerin zu sein.«

Tränen flogen wie helle Perlen durch die Luft, als Algunde wieder den Kopf energisch hin und her warf. »Nein, das ist sie gewiß nicht - und auch keine Verräterin, niemals!«

Gerion war aufgesprungen und ging nun im Wagen auf und ab. Hin und wieder klopfte er bedachtsam mit der Faust gegen die Bretterwand. Gurvan heftete sich auf seine Fersen und folgte getreulich jeder Wendung. »Schlag dir das aus dem Kopf, kleine Algunde. Man kann der Frau nicht helfen. Mag sein, daß ihr ein großes Unrecht geschieht, mag sein, mag sein...!« Der Zauberer fuhr mit der Hand durch die Luft. »Aber solche Dinge passieren manchen Leuten. Das bringt das Leben so mit sich, wenn man Burgen, Länder und Menschen besitzt. Das ist gewissermaßen der Preis, verstehst du?«

Algunde hob den Kopf und richtete die großen braunen Augen auf den Zauberer. Wasser sammelte sich auf den Unterlidern und perlte über die nassen Wimpern.

»Na schön, dann verstehst du es eben nicht!« Gerion öffnete die Wagenrür.

»Ich gebe Euch Geld.« Algunde tippte auf die Münzen, die noch immer auf dem mittleren Sitzkissen lagen. »Vielleicht kann ich noch mehr beschaffen... Nicht viel, aber vielleicht noch ein bißchen.«

Gerion ließ sich vor der Sitzbank auf die Knie sinken und zog eine kleine Kassette unter der Bank hervor. Er klappte den Deckel auf und hielt Algunde das Kästchen vor das Gesicht. Etliche Heller und Silbertaler blinkten im Kerzenlicht. »Ich brauche dein Geld nicht. Hier, sieh nur! Ich habe genug.«

Algunde schluckte und nestelte an der Verschnürung ihrer Bluse. Sie hatte jetzt die Augen niedergeschlagen und sprach so leise, daß Gerion sie kaum verstehen konnte. »Ihr könnt mich haben, wenn Ihr wollt, werter Herr Magister. Ich bin kein häßliches Mädchen - das hat Jangu

immer gesagt...«

»Bei allen Zwölfen! Womit habe ich das verdient?« Der Zauberer raufte sich das krause Grauhaar.

Algunde schluchzte laut auf. »Ihr wollt mich nicht. Ich bin Euch nicht schön genug.«

»Oh, nein, ich meine doch! Doch, du bist hübsch, sogar sehr hübsch. Aber ich kann nichts von dir annehmen, weil ich nichts für dich tun kann! Wenn du das doch nur endlich begriffest!«

Algunde erhob sich von der Bank. Stumm und ohne noch einmal aufzuschauen, ging sie aus dem Wagen und stieg die Stufen hinab. Gerion verriegelte die Tür. Er schaute einmal kurz durch das Kläppchen über den Festplatz, auf dem es inzwischen noch stiller und fast dunkel geworden war, schob ein paar der bemalten Hintergrundtafeln in dem Ständer zurecht und bückte sich, um die Kasette wieder auf ihren Platz unter der Bank zu schieben. Als er sich wieder aufrichtete, fiel sein Blick auf Algundes Münzen, die sie auf dem Kissen vergessen hatte. Schnell raffte er sie zusammen, stieß die Tür auf und eilte - gefolgt vom eifrig hechelnden Gurvan - das Treppchen hinunter. Vielleicht würde er die Stallmagd ja noch irgendwo entdecken. Wenn er ihr schon nicht helfen konnte, so wollte er sich doch wenigstens nicht an ihrem Geld bereichern.

Algunde saß nur ein paar Schritte vom Wagen entfernt auf dem Sandboden des Festplatzes. Sie hatte den Kopf zwischen die Knie gebeugt. Ihre runden Schultern zuckten.

Gerion trat hinter sie. Sie bemerkte ihn nicht. Er sah auf sie hinab, streckte die Hand nach ihr aus und zog sie wieder zurück. »Oh, heiliger Dämonenarsch!« stöhnte er schließlich so laut, daß das Mädchen erschreckt zusammenzuckte. »Kind, lauf zum *Rotfuchs*! Hol eine Kanne Bier für den Meister der Weltwunder - ich habe dort noch eine Kanne gut -, und dann komm hinauf in den Wagen! Wir können ja

einmal zusammen überlegen, was wir für deine Gardistin tun können.«

Als Tilda Einarm früh am Vormittag, aber ein paar Stunden später als sonst, zu ihrem Stammplatz beim Festentor kam, saß dort ein fremder Bettler. Ein guter, ein gerissener Bettler, wie Tilda sich eingestehen mußte, nachdem sie ihn eine Weile heimlich beobachtet hatte. Der Mann mochte in den Fünfzigern sein, aber er sah so aus, als hätte er die Achtzig weit überschritten und stünde bereits mit einem Bein im Vorhof von Borons Hallen. Leichenblaß war sein Gesicht und von tiefen grauen Falten zerschnitten. Er trug ein graues Lumpengewand mit unterschiedlich langen Ärmeln, seine Füße waren nackt und grau vom Straßentaub. Wenn er einen Arm bewegte, begann seine Hand so heftig zu zittern, daß es den ganzen ausgemergelten Körper schüttelte.

Am mitleiderregendsten aber war das Gesicht - unzählige gnadenlose Jahre hatten es in eine wahre Ruine verwandelt: Eine große schwarze Augenklappe konnte zwar die rechte Augenhöhle verdecken, nicht aber die blutrote Narbe, die sich vom Ansatz des schmutzig grauen Haares bis hinab auf die Wange zog. Das obere Lid des linken Auges war umgestülpt, das untere Lid hochgeschoben, dazwischen wölbte sich ein weißer, rot geädertes Augapfel ohne Iris und Pupille.

Wann immer ein Passant an dem blinden Bettler vorüberging, reckte er ein Holzkästchen mit ein paar kümmerlichen Kreuzern vor. Dabei geriet seine Hand so sehr ins Zittern, daß die Münzen laut klapperten, wodurch der Blinde in den Irrtum verfiel, der Vorübergehende habe ein Geldstück in das Kästchen geworfen. Sogleich rief der Bettler mit altersschriller Stimme: »Habt Dank, edler Bürger, habt Dank! Zu den Göttinnen Travia und Peraine werde ich beten, so inbrünstig, wie ich es vermag! Für Euch will ich Fürsprache halten, denn Ihr seid ein guter Mensch! Ihr seid es wahrhaftig wert, daß die Götter in Gnade auf Euch blicken!«

Einige Passanten setzten ihren Weg kopfschüttelnd fort, aber viele

blieben stehen, kehrten kurzentschlossen zu dem Bettler zurück und warfen nun tatsächlich eine Münze in den Kasten - kaum einmal einen Kreuzer, wie Tilda verbittert beobachtete, aber so manchen Heller und gar den einen oder anderen Taler.

»Habt Dank«, krächzte der Bettler, »habt noch einmal Dank. Oh, was sind diese Ferdoker für gütige Leut!«

Nur wenn man den Greis - so wie Tilda es tat - lange und genau beobachtete, sah man, wie seine Linke hin und wieder - blitzschnell und ohne zu zittern - die Heller und Silbertaler aus dem Kästchen fischte und unter der Jacke verschwinden ließ. In diesen seltenen Momenten, kam auch die Iris des linken Auges zum Vorschein: Ein rascher Blick des ›Blinden‹ huschte über das Geldkästchen und die Zwerge und Menschen, die den kleinen Platz beim Festentor bevölkerten.

Tilda Einarm hatte genug gesehen. Sie vergaß alle Gebrechlichkeit, die auch sie normalerweise zur Schau stellte, stapfte quer über den Platz und tippte den Fremden mit der Fußspitze an. »Verpiß dich, du Stinkbeule! Du sitzt auf meinem Platz! Zieh deine erbärmliche Nummer woanders ab!«

»Edle Bürgerin, ein blinder Mann bittet um eine milde Gabe.« Das Geldkästchen klapperte lauter denn je.

Tilda griff dem Bettler mit der Linken - statt eines rechten Arms besaß sie nur einen nackten, mit eitrigen Wunden bedeckten Stumpf - in die krausen Haare und riß seinen Kopf nach hinten. »Du trollst dich auf der Stelle, du Misthaken! Sonst trete ich dir deine Fresse entzwei - oder vielmehr das, was von ihr übriggeblieben ist.«

Zwei Zwergenkrieger, die beide dem Blinden soeben einen Heller gespendet hatten, eilten heran. »Willst du wohl sofort den Alten in Frieden lassen!« herrschte der langbärtigere der beiden Tilda an. »Oder muß ich dir erst das schmutzige Fell versohlen, du ekelige Schlampe?«

»Habt Dank«, sagte beschwichtigend die zittrige Greiser stimme, »habt Dank für Eure Hilfe, aber verschont mir diese freundliche Frau. Sie meint es nicht böse, sie scherzt nur mit mir. Eben wollte sie sich zu mir setzen, damit wir etwas besprechen können, nicht wahr, liebste Tilda?« Die Zwerge musterten Tilda noch einmal von oben bis unten, dann setzten sie ihren Weg fort. Die Bettlerin ließ sich tatsächlich an der Seite des ›Blinden‹ nieder. »Woher kennst du meinen Namen, du Schlitzohr?« fragte sie.

»Ach, ich weiß eine Menge über dich«, raunte der Bettler ihr zu. »Zum Beispiel, daß ich nur das Bändchen durchschneiden müßte, das von deiner rechten Hand, die du unter dem Busen trägst, zu deinem Ärmel verläuft, und dieser alberne Armstumpf würde aufs Pflaster kugeln.« Tilda zuckte die Achseln. »Ja und, *Blinder*, was soll mir das? Jeder hat eben seine eigene Methode.«

»Unter dem ganzen aufgemalten Schmutz sollst du recht gut aussehen, heißt es, und jünger als du tatsächlich bist. Die fünfundvierzig jedenfalls soll dir niemand ansehen. Angeblich hast du recht viel Geld und sogar ein eigenes Haus am Perainendamm. Eigentlich sollst du das Betteln längst nicht mehr nötig haben, weil deine Finger in vielen schmutzigen Sachen stecken, die hier in Ferdok geschehen.« Der Bettler reckte sein Geldkästchen einer Vorübergehenden entgegen. »Bitte, gütiger Herr, eine milde Gabe...!«

»Bist du ein Geweihter? Willst du mir eine Predigt halten? Mann, da habe ich schon Besseres gehört! Du sitzt übrigens nach wie vor auf meinem Platz. Darf ich fragen, wann du dich endlich dünnmachen wirst?«

Der Bettler wandte Tilda das weiße Auge zu. »Ich soll dir Grüße von deinem Söhnchen bestellen. Ich traf ihn auf der Straße, zwei Tagesreisen von hier.«

»Nie im Leben hast du Terek getroffen, du Spinner! Er ist weit weg und

kommt auch so bald nicht wieder.«

»Habt Dank, habt vielen Dank, edler Herr! - Das denkst du, aber du weißt eben nicht Bescheid. Terek ist auf dem Weg zurück nach Ferdok, glaub's mir nur. Er sieht dir sehr ähnlich, die gleichen Augen, das gleiche Haar...«

»Da sieht man, daß du spinnst! Terek hat viel hellere Haare.«

»Stimmt, ein wenig heller sind sie schon, so hell, nicht wahr?« Der Bettler war mit zitternder Hand unter seinen Rock gefahren und zog nun eine blonde Haarsträhne hervor, die er Tilda in den Schoß warf.

»Das ist Tereks Haar, bei allen Zwölfen!« Sie hieb sich mit der Linken zornig aufs Knie. »Warum hört er nicht auf mich? Er sollte doch in Angbar bleiben, verdammt! Wie kommst du zu den Haaren? Was soll das alles? Was willst du von mir?« Tilda wich ein Stück von dem Bettler zurück.

Statt einer Antwort fragte der Greis: »Du hast mich vorhin etwa eine Viertelstunde lang beobachtet, stimmt's?«

»Ja, mag stimmen. Und?«

»Du hast gesehen, wieviel ich in der Zeit eingenommen habe. Ich sitze hier aber schon seit sieben Uhr in der Früh. Willst du dir das Geld verdienen, das ich seit sieben Uhr einsammelt habe? - Die Götter mögen es Euch danken, gütige Dame! - Sieh an, sie geben auch dann, wenn man nicht einmal mit dem Kästchen klappert. Interessant!«

Tilda war wieder etwas näher gerückt. »Willst du endlich aufhören, so wirr durcheinander zu plappern! Vor allem sag mir, was du mir von meinem Sohn bestellen sollst! Von Geld können wir später reden.«

»Du bist ein ungeduldiger Mensch, Tilda. Es wird alles eins nach dem anderen zur Sprache kommen, wart nur ab. Langmut ist eine Tugend, die dir zu fehlen scheint. Weißt du, daß du in deinen Kreisen nicht sehr beliebt bist?«

Tilda seufzte. »Schon wieder faselt er von anderen Dingen. Soll das denn nie ein Ende haben? Ja, meinetwegen, vielleicht bin ich unbeliebt, vielleicht gönnen sie mir mein Geld nicht, ja und? Jetzt red mir endlich von Terek!«

»Sie sagen auch, daß du immer sehr schnell wieder aus dem Kittchen heraus bist, wenn man dich einmal hineinsteckt. Angeblich hast du gute Beziehungen...«

»Auch nicht bessere als andere Leute. Was soll das Gequatsche?«

Sie schrak zusammen. Wieder hatte ihr der alte Mann das Gesicht zugewandt, aber diesmal starrte sie ein einzelnes, leuchtendblaues Auge an.

»Als dein wonniger Terek vor einem Jahr in den Kerker geworfen wurde, weil er einen Büttel niedergestochen hatte, dauerte es nur drei Tage, und der Kleine war auf und davon. Mir scheint also doch, daß du im Kerker jemanden kennst... Ach, was sage ich, kennst - daß du dort jemanden in der Hand hast, in so sicherem Griff, daß er für dich den Arsch riskiert. Ich will wissen, wer das ist und womit man ihn zum Tanzen bringt.«

»Du bist nicht bei Sinnen, Alter!« Tilda fuhr mit der Hand durch die Luft. »Erstens kenne ich niemanden, der im Kerker was zu sagen hätte, und zweitens... Einmal angenommen, da wäre jemand. Wie gesagt, ich kenne keinen, aber nehmen wir es einmal an. Wie kannst du elender Trottel nur glauben, ich würde ihn dir für ein paar lumpige Taler ans Messer liefern? Du mußt den Verstand verloren haben!«

Der Bettler wiegte bedächtig das Haupt und klapperte mit dem Kästchen. »Schade, schade, ich hatte gehofft, daß wir uns... äh... auf finanzieller Basis einigen könnten. Nun vielleicht kommen wir aus anderen Gründen doch noch zusammen. Um den herzigen Terek täte es mir sonst leid. So ein kleines Miststück und schon so flink mit dem Dolch. Aus ihm hätte ein ganz Großer werden können...«

Tilda griff nach ihrem Messer, das in einem Oberschenkelgurt steckte,

aber bevor sie es erreicht hatte, spürte sie einen feinen Stich in der Seite. Eine schmale Klinge hatte sich von innen durch die Bettlerkutte gebohrt und Tildas Brustkorb geritzt. Mit der zitternden Rechten drapierte der Alte eine Kuttenfalte über dem blinkenden Messer. Dann hob er das Geldkästchen wieder hoch.

»...ein ganz Großer«, nahm der Bettler seinen Satz wieder auf, »aber nun muß er wohl dran glauben, bevor er noch seinen zweiten Büttel niederstechen kann.«

»Wo ist Terek? Was hast du mit ihm vor?« fragte Tilda, die sorgfältig darauf achtete, keine schnelle Bewegung zu vollführen.

»Er sitzt in einem Ziegenstall, knappe zwei Tagreisen von hier. Ein Freund paßt auf ihn auf. Wenn du mir sagst, was ich wissen will, schicke ich meinem Freund einen Boten, und Terek ist übermorgen frei. Bleibst du stur, schicke ich keinen Boten, und Terek ist übermorgen tot. So einfach ist das.«

Tilda mühte sich, ihrer Stimme einen beiläufigen Klang zu geben, und konnte doch ein leichtes Beben nicht unterdrücken. »Wie weiß ich, daß ihr wirklich Terek habt? Er kann dir die Locke geschenkt haben.

Vielleicht sind es nicht einmal wirklich seine Haare!«

»Glaub mir, oder laß es bleiben! Wenn du mir nicht glaubst, werde ich wohl selbst zu Terek reisen müssen. Zwei Tage werde ich für den Hin-, zwei für den Rückweg brauchen. In vier Tagen also werde ich dir den Beweis bringen: die restlichen Haare deines hoffnungsvollen Sprößlings, komplett, mit dem Kopf dran. Und bedenke eines: Ich scherze nicht mit solchen Dingen.«

Während der Alte sprach, hatte er Tilda wieder mit seinem einzelnen Auge angestarrt. Eine unmenschliche Kälte war ihr in die Glieder gefahren, als der Blick sie traf. »Es ist der Vizehauptmann der Stadtbüttel«, murmelte sie. »Er heißt Rudon Mirdok. Er hat seine Schwester Esmelda ermorden lassen - wegen einer Erbschaft.«

»Woher weißt du das, und wie kannst du das beweisen?«

»Es gibt einen regelrechten Mordvertrag, unterschrieben von Mirdoks Hand...«

»Beim grinsenden Phex! Wie kann man über eine solche Sache schriftliche Verträge abschließen? Ihr Ferdoker seid ein seltsames Volk.«

Tilda warf dem Bettler einen erstaunten Blick zu. »Mir scheint, du bist doch nicht so gerissen, wie ich dachte. Wenn man sich mit einem Oberbüttel einläßt, muß man sich absichern. Sonst lebt man nicht lange!«

Der Bettler nickte. »Auch wieder wahr! Und woher weißt du von der Sache und von dem Vertrag?«

»Woher ich das weiß?« Tilda kicherte. »Ich habe das Weib erstochen!«

Der Bettler pfiff durch die Zähne. Dann schickte er sich an, sich zu erheben. Mühselig zog er sich an einer Mauer hoch. »Willst du einem alten blinden Mann nicht behilflich sein?« fistelte er.

Tilda winkte ab. »Was ist mit meinem Geld?« fragte sie. Der Alte ließ einen klimpernden Beutel auf den Boden fallen. »Und Terek wird nichts geschehen? Schwör es mir, bei Phex!«

Der Bettler hob die Hand und schwor, ohne zu zittern und ohne zu fisteln, dann humpelte er langsam davon.

Als Gerion ein paar Straßenecken hinter sich gebracht hatte, sah er sich sorgfältig nach allen Seiten um, bevor er in einen dunklen Hauseingang schlüpfte. Er riß sich die Augenklappe herunter und wischte die Farbe aus dem Gesicht. Dann zog er seine Jacke aus, wendete sie und streifte sie wieder über. In den Taschen fand er ein paar Haarsträhnen in unterschiedlichen Farben, Locken, die er unter viel Spott und Gelächter der Mädchen und Burschen und für blinkende Münze im *Rahjakelch* zusammengesammelt hatte. »Daß mir aber auch niemand vom Bettlerpack sagen konnte, welche Haarfarbe der mißratene Terek-Bengel hatte!« murmelte er, warf die Strähnen fort und sah zu, wie der Wind

sie über das Pflaster blies.





6. Kapitel

Selissas Hände waren über dem Kopf gefesselt. Sie bluteten an den Stellen, wo die groben Eisenringe die Haut durchgescheuert hatten. Die Schultern schmerzten, der ganze Körper brannte vom Schweiß, der in die unzähligen feinen Kratzer sickerte, die das Hemd aus grobem Sacktuch der Haut zugefügt hatte.

Das Haar klebte ihr an den Schläfen, und auf der Stirn spürte sie eine schorfige Schicht von verkrustetem Staub. Sie stand nahe bei der Feuerstelle, deren Hitze gegen ihre linke Seite strahlte, während auf der rechten ein kühler Luftzug über ihren feuchten Schenkel strich. Wenn Selissa die Arme hob, stach der Schmerz wie ein Messer in ihre Schulterkugeln, wenn sie die bleischweren Arme hängen ließ, bissen die Eisenfesseln in die wunden Handgelenke.

Freifrau von Westingen befahl der Wache, ein paar neue Holzscheite ins Feuer werfen. »Findet Ihr nicht auch, daß es in den letzten Tagen sehr kühl geworden ist, Gardistin? Wenn man bedenkt, daß der Traviamond noch nicht vorüber ist?«

Selissa antwortete nicht.

Die Agentin aus Gareth schwang die Füße, die in halbhohen roten Stiefelchen steckten, auf den Schreibtisch, nahm die Brille ab, behauchte die goldgefaßten kleinen runden Gläser und putzte sie mit einem flauschigen grünen Tuch. Anschließend ordnete sie mit Hilfe eines Taschenspiegels und ein paar energischen Handgriffen das fingerlange blonde Lockenhaar. Nachdem sie ein hartnäckiges Fädchen von der schwarzen Samthose gezupft hatte, wandte sie sich wieder an die Ge-

fangene: »Ihr habt wohl recht: Wozu sollte man über das Wetter schwatzen, da es doch eine Menge wichtigerer Themen gibt? Kehren wir also zum eigentlichen zurück: Wie hießen die answinistischen Rebellen, denen Ihr zur Flucht verhelfen habt?«

»Ich kenne ihre Namen nicht.«

»Wo seid Ihr den Leuten zuvor begegnet?«

»Ich hatte sie noch nie im Leben gesehen?«

»Welcher Art waren Eure Vereinbarungen mit diesen Leuten?«

»Es gab keine Vereinbarungen... Das alles habt Ihr mich in den letzten paar Tagen schon tausendmal gefragt, und ich habe Euch tausendmal die gleichen Antworten gegeben. Ich sehe, bei Rondra, keinen Sinn in Eurem Tun.«

Die Agentin hob die Brauen. »Wenn ich an Eurer Stelle wäre, würde ich mich hüten, den Namen der Göttin so freimütig im Mund zu führen. Die göttliche Löwin schätzt weder den Verrat noch die Verräter. Sie wird Euch für Eure lose Rede zu strafen wissen, und ich will gern das meinige dazu tun, daß Euch diese gerechte Strafe trifft. Wohin sind die Rebellen geflohen? Wo befindet sich ihr Versteck?«

»Es waren Bauersleut. Was weiß denn ich, wohin sie gelaufen sein mögen? Vielleicht zurück nach Darpatien?«

»Aha! Gestern habt Ihr gesagt, sie hätten sich vermutlich nach Albernia durchgeschlagen...«

Selissa stöhnte: »Das ist mir - mit Verlaub - scheißegal, wohin sie gerannt sind. Kommt Ihr Euch nicht lächerlich vor mit Euren ewig gleichen Fragen und Euren albernen Schlüssen?«

Frau von Westingen stand auf, nahm einen schlanken Gehstock vom Tisch und trat dicht an Selissa heran. »Wieso sollte ich mir lächerlich vorkommen? Ich walte meines Amtes, das ist alles. Im übrigen versuche ich, Euch das Leben leichter zu machen, indem ich Euch goldene Brücken baue. Wenn Ihr Euch jetzt zum Reden entschließt,

könnt Ihr Euch vieles ersparen. Wie Ihr wißt, habe ich einen Boten zu Fürst Eberstamm in Gareth gesandt, um Euren Fall vor dem Fürsten schildern zu lassen. Der Fürst wird, auf meine Bitte, Euch zeitweilig aus der Garde ausschließen, Euch Eures Baronsranges entkleiden und als gewöhnliche Gefangene in meine Hände überstellen. Und dann - du verräterisches Dreckstück! - werden unsere Gespräche anders verlaufen!« Sie ließ den Rohrstock wuchtig auf Selissas Schenkel niedersausen, zwei-, dreimal. Dann warf sie ihn lässig zur Seite. »Das war nur ein kleiner Vorgeschmack auf kommende Zeiten, Frau Baronin. Zur Zeit muß ich noch auf alle wirklich intensiven Verhörmethoden verzichten. Betrachtet also den kleinen Vorfall als nicht geschehen.« Sie fuhr behutsam mit der Fingerkuppe über einen schmalen roten Wulst, der auf Selissas linkem Oberschenkel entstanden war, wandte sich ab und ließ sich wieder auf dem Sessel hinter dem Schreibtisch nieder.

»Warum wollt Ihr nicht endlich aussagen? Bisher habt Ihr Euch wacker gehalten, zugegeben, aber deshalb solltet Ihr Euch nicht einreden, daß Ihr auch einem echten, einem scharfen Verhör standhalten könntet. Baron Nemrod selbst war mein Lehrmeister, und ich kann Euch versichern: Wen ich zum Reden bringen will, der redet - früher oder später.«

Selissa versuchte, mit dem Oberarm Schmutz und Schweiß von der Stirn zu wischen. »Ich habe ausgesagt!« stieß sie hervor. »Ich habe Euch alles gesagt, was ich zu sagen hatte.«

»Ich weiß, ich weiß: daß Ihr unschuldig seid, daß Eure Familie unschuldig ist, daß Ihr alle gemeinsam nur einem Komplott des jungen Grafen von Wengenhalm zum Opfer gefallen seid. Diese Märchen kenne ich nun zur Genüge.«

»Und wenn es keine Märchen wären? Kommt Euch dieser Gedanke niemals in den Sinn? Wenn Ihr ohnehin haargenau wißt, wie sich alles zugetragen hat - wozu braucht Ihr dann noch meine Bestätigung?«

Die Agentin wippte ungeduldig mit den Stiefelspitzen. »Ob Ihr Euch schuldig bekennt oder nicht, ist mir im Prinzip gleichgültig. Meine Aufgabe ist es, die Verschwörung restlos aufzudecken, und darum werde ich von Euch die Namen der Mitverschwörer und den gesamten Umfang Eurer Pläne erfahren. Da Ihr mir aber kaum Eure Kumpane benennen könnt, ohne zuerst Eure Schuld einzugestehen, solltet Ihr mit Eurem Geständnis den Anfang machen. Ich hoffe, Ihr habt nun verstanden, worum es geht.«

»Der Graf hat meinen Vater gezwungen, diese Dokumente zu unterschreiben«, sagte Selissa mit fester Stimme. »Anders kann es nicht gewesen sein.«

»Soso. Wir besitzen seitenlange Briefe, ganz und gar verfaßt von Eures Vaters Hand.«

»Auch dazu wurde er gezwungen.«

»Die Briefe sind zum Teil älter als zwei Jahre.«

»Briefe lassen sich zurückdatieren.«

»Ein Brief trägt die Unterschrift des Barons von Horklach und die Eures Vaters. Der von Horklach ist seit einem Jahr tot.«

»Mein Vater wird seine Signatur später hinzugefügt haben.«

»Unter Zwang, versteht sich?«

»Unter Zwang.«

»Die Leichen Eures Vaters und Eures Bruders wiesen typische Verletzungen für einen Sturz aus großer Höhe auf, aber nicht die kleinste Wunde, die auf irgendeine Folter schließen ließe.«

Selissa seufzte. »Es gibt andere Möglichkeiten, einen Menschen zu einer Tat zu zwingen, die ihm eigentlich fremd ist. Das wißt Ihr genau.«

»Ihr redet von Magie? Graf Wengenhalm hat uns sein Ehrenwort gegeben, daß er bei dem Gespräch mit Euren Verwandten keinerlei Magie zugelassen hat.«

»Was gilt das Wort eines Schurken?«

»Es steht Grafenwort gegen Baronswort.« Die Agentin bog einen schmalen hölzernen Brieföffner zwischen den Fingern. »Die Wengenholms übrigens waren bei der Schlacht auf den Silkwiesen, als es gegen die answinistischen Verräter ging, in vorderster Linie dabei. Von den Jergenquells wurde niemand gesichtet.«

»Der Vater hat einen Übergriff durch den Wengenholmer befürchtet, wenn wir die Baronie verlassen...«

Frau von Westingen hob die Stimme: »Die aber derweil auf den Silkwiesen ihrer Lehnspflicht nachkamen - eine tapfere Tat, die der alte Graf mit seinem Leben bezahlte, wie Ihr wohl wißt!«

Selissa hob die Schultern und schwieg.

Die Agentin gab den Wachen einen Wink, die die ganze Zeit hindurch stumm bei der Tür gestanden hatten. »Schafft sie mir aus den Augen. Aber nicht in die komfortable Zelle, in der sie normalerweise zu hausen pflegt - werft sie ins Loch! Vielleicht wird sie ein wenig gesprächiger, wenn sie eine Nacht in Gesellschaft verbringen konnte.«

Hoch oben, vier, fünf Schritt über Selissas Kopf, tat sich ein helles Viereck auf. Ein dickes Seil fiel herab, verfehlte sie nur knapp. Sie streifte sich die Seilschlingen über Kopf und Schultern und klemmte sie in den Achselhöhlen fest. Von oben war das Klackern einer Windensperre zu hören. Das Seil straffte sich. Es gab einen Ruck, und Selissas Füße schwebten in der Luft. Zoll um Zoll stieg ihr Körper hinauf, hinaus aus der Dunkelheit, hinaus aus dem Gestank von Fäulnis, Schweiß und Fäkalien.

Nachdem Selissa die Luke passiert hatte und wieder auf eigenen Füßen stand, richtete eine Wache die Säbelspitze auf den Hals der Gefangenen, während der andere Wächter die eisernen Ringe um ihre Handgelenke schloß.

»Ein Gefangener ist tot«, meldete Selissa. Ein heftiges Würgen stieg in ihr auf und wollte nicht wieder vergehen, während sie von den Vor-

kommissen während der Nacht berichtete. Sie sprach nicht von der undurchdringlichen Finsternis und von dem widerwärtigen Gestank, der so dick in der Luft hing, daß er sich wie eine zähe, ekelerregende Masse in Mund und Nase zu zwängen schien. Sie redete nicht von dem Entsetzen, als sie das Huschen und Rascheln, das Hecheln und Schmatzen rings um sich vernahm und nicht entscheiden konnte, ob es Menschen oder Tiere waren, die solche Geräusche verursachten. Was hätte sie den Wachen erzählen sollen von tastenden Händen auf ihrem Körper und süßlichschalem Atem auf ihrem Gesicht, von irrem, schrillum Gekicher in der schwarzen Nacht und dem endlos wiederholten Gemurmel von dem »frischen weichen Weiberfleisch«. Selissa schwieg auch von dem dünnen knochigen Körper, der plötzlich auf ihr gelegen hatte, von den Skeletthänden, die unter ihr Sacktuchhemd gefahren waren, und von dem leisen Knacken, das sie gehört hatte, als sie blindlings in einen Haarschopf gegriffen und in schwarzer Nacht einen fremden Kopf mit aller Kraft nach hinten gerissen hatte... »Einer ist zudringlich geworden«, erklärte sie nur. »Ich habe mich gewehrt, und dabei ist er zu Tode gekommen. Es war nicht meine Schuld.«

»Man meldet mir, Ihr habt heute nacht jemanden umgebracht«, sagte Frau von Westingen, als Selissa wieder gefesselt im Verhörzimmer stand.

Die Gardistin öffnete den Mund zu einer Erwiderung, aber die Agentin winkte ab. »Ich will gar nicht wissen, was Ihr zu dieser Sache zu sagen habt - auch denke ich, wenn man die Kreaturen unten im Loch fragen würde, die würden den Vorgang völlig anders darstellen. Ich will aber weder die eine noch die andere Seite zu diesem Vorfall hören. Seid also ohne Sorge: Wegen der Sache habt Ihr nichts zu befürchten. Schließlich seid Ihr eine Baronin - noch! -, und der Bursche war ein nichtswürdiger Bauernlump und ein Kinderschänder überdies. Möglicherweise könnt Ihr die heutige Nacht sogar wieder in Eurer Einzelzelle verbringen. Wenn

man Euch nämlich wiederum ins Loch steckte, würdet Ihr die Nacht wahrscheinlich nicht überleben. Das Völkchen da unten hat schließlich den ganzen Tag hindurch Zeit, Pläne für Euren Empfang zu schmieden. Bedenkt übrigens die Ironie: Was immer das Pack mit Euch anstellen würde, es hätte ebenfalls nichts zu befürchten. Niemand wird zu einem Prozeß aus dem Loch geholt. Dort unten herrscht Anarchie in ihrer reinsten Form... Tja, vielleicht kann man es Euch ersparen, heute nacht wieder da unten zu Gast zu sein, aber dann müßt Ihr mir auch ein wenig entgegenkommen: Nennt mir die Namen der Rebellen, denen Ihr zur Flucht verhelfen habt.«

Selissa antwortete nicht. Sie sah durch das hohe vorhanglose Fenster des Verhörzimmers hinaus auf die Stadtmauer. Zwei helmbewehrte Stadtbüttel standen dort im Gespräch mit einem dritten, den Selissa jedoch nicht sehen konnte, da der Fuß der Mauer von dem Schieferdach eines niedrigen Hauses verdeckt war. Die Mauerkrone mit dem überdachten Wehrgang verstellte den Blick auf die fernen Koschberge, an deren Fuß irgendwo die Baronie Jergenquell mit der Burg Albumin lag. Wenn Selissa die Augen schloß, sah sie den ungeschlachten Bergfrit deutlich vor sich, den Palas mit den ungleich großen Fenstern - einen Teil hatte die Mutter vergrößern lassen; sie war gestorben, bevor sie den Umbau fortsetzen konnte -, den Vater am Brunnen, im Streit mit dem Stallmeister. Selissa versuchte, sich Albumin ohne den Vater und Reto vorzustellen - das ergab keinen Sinn. Sie schüttelte den Kopf.

»Nein? Diese Antwort überrascht mich«, stellte Frau von Westingen fest. Erstaunen schwang in ihrer Stimme. »Habt Ihr es also endlich eingesehen: Man kann diesen Sprung vom Turm nur als ein Schuldgeständnis deuten. Ein Fluchtversuch kann...«

»Ach, Unsinn - nichts habe ich eingesehen, weil es nichts einzusehen gibt. Ich hatte nur gerade nicht zugehört...«

Die Agentin sprang auf, griff nach dem Rohr und ließ es erbarmungs-

los ein paarmal auf Bauch, Rücken und Schenkel der Gefangenen niedersausen. »Nicht zugehört, du Answinistenschlampe! Geträumt von Umsturz, Mord und Plünderungen? Ich will dich wohl aus deinen Träumen reißen. So, so und so!« Schweratmend warf Frau von Westingen den Stock zur Seite. »Also gut, verehrte Baronin, nachdem das geklärt ist, wollen wir unser Gespräch aufmerksam fortsetzen. Ich höre.« Selissa hatte die Hiebe stumm ertragen. Jetzt zwang sie ihre Stimme mühevoll zur Ruhe, bevor sie antwortete: »Vielleicht hat man meinen Vater und Reto vom Turm gestoßen, vielleicht war auch da Magie im Spiel. Auf keinen Fall haben sie sich das Leben genommen. So etwas hätten sie niemals getan! Also haben sie auch keine Schuld anerkannt.« »Uns liegt die beeidigte Aussage des Grafen vor, daß er Eure Verwandten zuletzt gesehen hat, als er sie in den Gasträumen zurückließ ...« »Schurkeneid!« »Die Aussagen des Wengenholmer ersten Dieners und des Stallmeisters decken sich mit denen Graf Erlans.« »Schurken, die für einen Schurken schwören.« Frau von Westingen durchmaß das Zimmer mit energischen kleinen Schritten. »Die Welt ist voller unerklärlicher Phänomene und voller Lügner. Nur Ihr - obwohl Ihr nicht in der Nähe wart - wißt, was sich tatsächlich zugetragen hat, und nur Ihr sprecht die Wahrheit.« »So ist es.« »Wie heißt der Meuchelmörder, den Ihr auf den Fürsten ansetzen wolltet?« »Ich weiß es nicht.« »Habt Ihr den Namen vergessen? Wie sah der Mann aus? War es überhaupt ein Mann - oder eine Frau oder ein Elf?« »Ich kenne keinen Meuchelmörder, habe nie mit einem gesprochen...«

In der folgenden Nacht wurde Selissa zu ihrer Überraschung in eine saubere Einzelzelle geführt. Man gab ihr eine große Kanne mit Wasch-

wasser und ein Hemd aus hellem Leinen.

Als sie am nächsten Vormittag wieder in das Verhörzimmer geführt wurde, stand ein kleiner Sessel vor dem Schreibtisch. Vor dem Kamin hatte jemand ein Gestell angebracht, auf dem mehrere armlange dünne Eisenstangen lagen; die Enden, teils spitz, teils wie Petschafte geformt, ragten ins Feuer und glühten dunkelrot.

An der Wand neben dem Kamin war eine Art langer Tisch aufgebaut. Beide Enden der Holzplatte waren mit verschließbaren eisernen Ringen bestückt.

»Ihr seht gut aus, Baronin.« Die Agentin hinter dem Schreibtisch grüßte mit einem Kopfnicken. »Ein wenig blaß vielleicht... Wollt Ihr nicht Platz nehmen?« Sie wies auf den Sessel vor dem Schreibtisch.

Selissa hatte Mühe, ihre Gedanken zu ordnen. Seltsam intensiv verspürte sie die Berührung ihrer nackten Fußsohlen mit dem flauschigen Teppich, der vor dem Tisch auf dem Boden lag. Sie ließ sich auf dem Sessel nieder. Die beiden Wachen, die sie ins Zimmer gebracht hatten, waren ihr gefolgt und standen nun mit gezückten Säbeln hinter ihr. Es waren andere Wachen als an den Tagen zuvor, keine hiesigen. Die Männer mußten zur Begleitung Frau von Westingens gehören. »Hattet Ihr eine angenehme Nacht?« fragte die Agentin.

Selissa schwieg.

»So still heute morgen? Nun, wie es Euch beliebt. Ich habe übrigens in der Nacht einen interessanten Brief bekommen, den ich Euch nicht vor-enthalten möchte. Bitte lest!«

Der Brief kam aus der Hauptstadt Gareth und trug das Siegel des Fürsten Blasius von Eberstamm, Herrn des Kosch. Nach ein paar Grußfloskeln und knappen Bemerkungen über die Verhältnisse im hektischen, sinnverwirrenden Gareth und über seine geplante Weiterreise nach Beilunk und später nach Vallusa und Festum, kam der Fürst auf die Anfra-

ge der Freifrau von Westingen, reisende Beauftragte der KGIA, zu sprechen. Fürst Blasius gab zu bedenken, daß ihm das Haus der Jergenquells wohl bekannt sei und daß er in der Vergangenheit eigentlich keinen Grund zu Zweifeln an der jergenquellschen Loyalität gehabt habe. Er sehe jedoch ein, daß die von Frau von Westingen geschilderten Vorgänge ungeheuerlich seien. Daß die Vorwürfe vom Grafen von Wengholm erhoben würden, der erst recht einem untadeligen Hause entstamme, gebe ihm, dem Fürsten, gewiß zu denken. Also stimme er zu, die Gardistin Jergenquell einstweilen und für die Dauer der Untersuchung ihrer Rechte als Adlige und Gardesoldatin zu entkleiden, wenn er damit die Arbeit der KGIA erleichtern könne. Er hoffe jedoch, daß sich die Gardistin auch bei einem scharfen Verhör als unschuldig erweisen werde, und sprach sich nachdrücklich dagegen aus, die Beschuldigte nach Gareth zu überstellen. Er werde selbst nach seiner Rückkehr in einigen Monaten Recht über die Jergenquell sprechen. Sein Urteil aber werde keineswegs weniger streng ausfallen als das eines Garether Hofgerichtes, zumal es sich bei der Beschuldigten ja um ein Mitglied seiner Garde handle und man einer Soldatin dieser Truppe einen Verrat auf keinen Fall verzeihen könne.

Der Brief des Fürsten an die Freifrau schloß mit einem Gruß Seiner Durchlaucht an Frau von Westingen und einem übermittelten Gruß ihres gemeinsamen Freundes, des Barons Dexter Nemrod.

Die Agentin nahm Selissa das Blatt aus der Hand. »Wie Ihr seht, werde ich nun endlich mit der Wirksamkeit zu Werke gehen können, die ich bei meiner Arbeit gewohnt bin. Aber noch immer bin ich der Meinung, daß wir auch auf einem weniger aufwendigen Weg zu einer Einigung kommen können. Ihr müßt nicht denken, daß ich das scharfe Verhör einer freundlichen Befragung vorziehe, keineswegs. Wer mag schon Lärm, üblen Geruch, Verzweiflungstränen und ähnliche Dinge? Das alles sind Phänomene, die ein zivilisierter Mensch nach Möglichkeit zu

meiden trachtet. Darum frage ich Euch noch einmal von Adelsfrau zu Adelsfrau: Wie hießen die Rebellen, die Ihr unten am Fluß entkommen ließt?«

»Es waren darpatische Bauern. Ich kenne ihre Namen nicht.«

»Entkleidet die Answinistin, legt sie auf das Brett!«

Selissa sprang auf. Sofort spürte sie die Spitze einer Säbelklinge im Rücken. Der eine Wächter, ein breitschultriger Mittvierziger mit einem schwarzen Vollbart trat vor sie und zog ihr das Hemd über den Kopf, während sich der andere in ihrem Rücken hielt und darauf achtete, daß der Kontakt der Säbelspitze mit ihrem Rücken bestehen blieb. Von dem Säbel bedroht und dem Schwarzbart an der Schulter geführt, trat sie vor das Holzbrett. Man stieß sie auf das Holz, riß ihre Arme nach oben. Die eisernen Schellen schlossen sich mit einem Klicken um die Handgelenke. Wenig später waren auch ihre Füße gefesselt.

Der Schwarzbart trieb Selissa mit aller Wucht die Faust in die Magenrupe. Sie schrie auf, rang mit weit geöffnetem Mund nach Luft. Der zweite Wächter stopfte ihr einen weichen Bauschballen in den Mund. Ein blitzschnell um ihren Kopf geschlungener Lederriemen sicherte den Knebel.

Die blonde Agentin schlenderte an den Foltertisch heran. Mit dem silbernen Knauf ihres Stöckchens fuhr sie über den Körper ihrer Gefangenen hin, von den Fußgelenken bis zum Hals. »Angenehm kühl, nicht wahr? Kühles Silber auf der heißen Haut... Wenn du mir eine Antwort geben willst, brauchst du nur zu nicken oder den Kopf zu schütteln. Ich werde meine Fragen recht einfach formulieren. Willst du mir jetzt die Namen nennen, die ich so gern von dir hören würde?« Selissa schüttelte den Kopf.

»Das kleine Eisen«, sagte die Agentin. Der zweite Wächter, ein dunkelblonder Bursche mit eng beieinander stehenden Augen zog mit einer Zange eine der Eisenstangen von dem Gestell vor dem Kamin,

wickelte ein dickes Tuch um ein Ende und reichte es Frau von Westingen. Sie hielt die glühende Spitze dicht über Selissas Gesicht. »Spürst du die Hitze?«

Selissa preßte die Lider zusammen.

»Du spürst sie gut, nicht wahr. Dabei ist die Gesichtshaut nicht einmal sehr empfindlich für solche ingerimmschen Gefühle. Da gibt es andere Stellen...« Ein leises Zischen war zu hören, als das dunkelrote Eisen Selissas straff gespannte Bauchdecke berührte und dort für einen kurzen Moment verharrte. Wie ein Bogen stieg der nackte Körper in den Fesseln auf, nicht vor Schmerz, sondern vor namenlosem Schrecken. Der Schmerz kam später, stieg an und klebte wie ein beißender Fluch an der schutzlosen Haut. Tränen der Verzweiflung und des Hasses brannten in Selissas Augen. Sie konnte kaum die leuchtendrote talergroße Scheibe erkennen, die jetzt, umgeben von strahlender Hitze, über ihrem Gesicht schwebte. Aus weiter Ferne hörte sie eine Frauenstimme sagen: »Nun, da du weißt, was dir das kleine Eisen angetan hat, stell dir vor, was dieses dämonische Petschaft vermag! Ich gebe dir einen Tag Zeit, darüber nachzudenken, ob du nicht endlich deine Halsstarrigkeit aufgeben willst. Bist du bis morgen nicht zu Sinnen gekommen, so wird dein Körper viele meiner Siegel tragen, wenn du dann morgen abend endlich zu sprechen beginnst... Schafft sie in ihre Zelle!«





7. Kapitel

Wer den blonden Hünen herankommen sah, trat ohne Nachdenken einen großen Schritt zur Seite. Es lag etwas in den Zügen und der Körperhaltung des Mannes, das diesen Schritt nahelegte. Der Fremde hatte die behandschuhte Linke auf den ausladenden Messingkorb seines Stoßdegens gelegt. Mit der Rechten hielt er die Krempe seines großen braunen, mit einer blauen Straußenfeder geschmückten, Hutes. Den Oberkörper leicht nach vorn gebeugt, so stürmte er mit großen Schritten voran, dabei ähnelte sein Gang fast einem steten Vorwärtsfallen, das aber jeweils durch das Vorschnellen eines mächtigen Stulpenstiefels abgefangen wurde. Wer immer das Pech gehabt hätte, dieser Gestalt in die Quere zu kommen, er wäre nicht zur Seite gestoßen - er würde überrollt worden!

Die von dem Hut beschattete Stirn des Mannes war in zornige Falten gelegt, der Mund, den ein kurzgestutzter blonder Vollbart umrahmte, stieß fortwährend halblaute Flüche und Verwünschungen aus. Da der Mann in breitester bornischer Mundart fluchte, verstanden ihn die Ferdoker nicht, aber - wie gesagt - man mußte ihn nicht unbedingt verstehen, um ihm aus dem Weg zu gehen.

Graf Arvid von Geestwindskoje hatte eine rauhe, aber überaus schnelle Reise hinter sich. Die Kogge ›Ismeralda II‹, die ihn eigentlich von Val-lusa nach Mendena bringen sollte, von wo aus er auf dem Landweg weiterreisen wollte, war von einem mächtigen Nordsturm glatt an Mendena vorbeigeblasen worden, so daß dem Kapitän nicht viel anderes

übriggeblieben war, als dem Gott Efferd dafür zu danken, daß er die Leute auf der ›Ismeralda‹ noch nicht zu sich gerufen hatte, und sogleich mit der waidwunden Kogge den Hafen Perricum anzulaufen, das Endziel der Fahrt. Von Perricum war Geestwindskoje über den Darpat und über gute Straßen (und ohne sich in Gareth aufzuhalten) gleich weiter nach Ferdok gereist und hatte die Stadt so zehn Tage früher erreicht, als er es sich eigentlich ausgerechnet hatte.

In Ferdok angekommen und blendender Laune, war er sogleich zur Kaserne der Gardistinnen geeilt, um auf der Stelle seine Verlobte in die Arme zu schließen.

Von diesem Augenblick an hatte sich seine Stimmung verfinstert. Ein Herumdruksen von dieser Weibelin war das gewesen, von Verrat und Befehlsverweigerung, daß aber noch nichts bewiesen sei und daß viele Gardistinnen nicht an Selissas Schuld glauben könnten. Auf die Rückkehr des Fürsten setze man große Stücke, der werde dem unwürdigen Spuk eine Ende bereiten.

Geestwindskoje hatte kaum noch hingehört und seine Braut sofort zu sehen verlangt, aber man hatte ihm gesagt, Selissa säße nicht in der Kaserne ein, sondern im Stadtgefängnis. »Das sind mir feine Gardistinnen, die sich die Kameradin von den Bütteln fortschleppen lassen!« hatte Graf Arvid gepoltert und ein paar derbe, aber nur im Bornland verständliche Flüche folgen lassen. »Wo isser denn, der Karzer?«

Auf dem Weg von der Kaserne zum Gefängnis hatte Geestwindskoje eine Miene zur Schau getragen, die man nur als verdrießlich bezeichnen konnte. Im Kerker hatte er erfahren, daß Selissa sich in einer Zelle befinde und es ihr relativ gut gehe. Zu ihr vorlassen könne man den Grafen jedoch nicht, über Besuche habe allein die Frau von Westingen zu entscheiden. »Her mit der Madame Westingen, aber fix!« hatte der Graf gebrüllt, doch der Wächter hatte, statt sich zu fügen, sechs seiner Kameraden herbeigeschrien und dem Grafen dann erklärt, daß die Freifrau

sich keineswegs im Kerker, sondern im Hotel *Schwarzroter Schild* aufhalte und erst morgen wieder in das Gefängnis zurückkehren werde, um ihr Verhör fortzusetzen.

Jetzt befand sich der Graf auf dem Weg vom Kerker zum *Schwarzroten Schild*, und jetzt war er zornig! Bornische Verwünschungen murmelnd, bahnte er sich seinen Weg durch die belebte Angbarer Straße, rempelte geradewegs durch plaudernde Gruppen, fegte mit einem Fußtritt das vorgereckte Geldschälchen eines Bettlers zur Seite, boxte einem Karrenpferd auf die Nüstern, das ihm in den Weg treten wollte, und stürmte mit gesenktem Kopf durch die Hoteltür und vor die Theke des Begrüßers.

Der Mann, ein schmalschultriger Mittfünfziger in einem goldbetreßten blauen Wams, sprang von seinem Stühlchen auf. »Travia zum Gruße! Was kann ich für Euch tun, mein Herr?«

»Wohnt hier eine Westingen?«

»Ähem, ja... Die Freifrau von Westingen ist bei uns abgestiegen. Was möchtet...?«

»Ist sie da?«

»Ähem, ja, ich denke schon, mein...«

»Welches Zimmer?«

»Mein Herr, ich weiß nicht, ob ...«

Der Hüne hielt plötzlich sein Rapier in der Faust und hieb die Klinge so heftig quer über das große Gästebuch, daß die obersten Seiten zersprangen und ein Tintenfaß samt Federkiel vom Tisch hüpfte. Der Begrüßer fühlte sich am Kragen gepackt und nach vorn gerissen. Mit Entsetzen stellte er fest, daß seine Füße frei in der Luft schwebten.

»Fünf... fünfundzwanzig«, ächzte er.

Der Hüne hob fragend die Brauen.

»Dort die Treppe hinauf und dann links. Die Zimmernummern stehen an den Türen.«

Graf Arvid ließ den Begrüßer auf seinen Stuhl fallen und stürmte - mit jedem Schritt drei Stufen nehmend - die Treppe hinauf. Die Nummer fünfundzwanzig war schnell gefunden. Er stieß die Tür auf und trat ein. Eine zierliche blondköpfige Frauensperson sprang von einem Buch auf und fuhr herum. »Was fällt Euch ein? Wer seid Ihr?«

Der Graf zog den Hut vom Kopf und warf ihn auf einen Sessel. »Graf Arvid von Geestwindskoje - Frau von Westingen?«

Die Blonde nickte. Sie hatte ihren ersten Schreck überwunden und sah furchtlos zu Arvid auf. »Auf der Stelle erklärt Ihr Euer flegelhaftes Benehmen, Herr Graf. Wie kommt Ihr dazu, auf diese Art in mein Zimmer zu poltern?«

»Ihr haltet meine Verlobte gefangen, Freifrau. Ich will sie sehen.«

»Was soll mir das? Wovon redet Ihr, Hochwohlgeboren?« Frau von Westingen hatte sich abgewandt und streute mit ruhiger Hand Löschsand über das Buch, in das sie zuvor ein paar Notizen eingetragen hatte.

»Ich rede von der Baronin Selissa von Jergenquell. Ihr werdet mich jetzt zum Gefängnis begleiten und mich zu ihr lassen.«

Die Agentin blies den Sand vom Blatt. »Ich fürchte, das ist nicht möglich, Euer Hochwohlgeboren. In dieser Phase meiner Untersuchungen kann ich keine Besuche zulassen.«

»Ich glaube, ich höre nicht richtig!«

»Wie meinen?«

»Ich meine, Ihr zieht Euch jetzt Euer Mäntelchen an, Madame, und begleitet mich zum Karzer, aber in koboldischem Tempo, wenn ich bitten darf!«

»Besuche werden frühestens in der nächsten Woche möglich sein, Hochwohlgeboren. Am besten findet Ihr euch damit ab.«

Graf Arvids Gesicht rötete sich. »Ich bin von Geestwindskoje - das liegt nördlich von Vallusa - quer durch Aventurien gereist, um meine Ver-

lobte in mein Haus zu holen. Meint Ihr, da lasse ich es zu, daß mir jetzt ein Hühnchen von einer Freifrau in die Quere kommt? Also sputet Euch, sonst vergesse ich meine gute Erziehung!«

Freifrau von Westingen rückte scheinbar gelassen die Brille zurecht.

»Ihr seid wahrhaftig ein grober Flegel!«

»Wäret Ihr nicht so eine halbe Portion - ich würde Euch fordern und in Stücke hauen!« Graf Arvid tippte auf den Korb seines Stoßdegens.

»Es wäre mir ein Vergnügen, Euch gutes Benehmen beizubringen« - ein feines Beben lag jetzt in Frau von Westingens Stimme -, »allein, mein Amt läßt es nicht zu, solcherlei Forderungen anzunehmen.«

»Genug geplappert, Madamchen! Jetzt setzt Euren kleinen Hintern in Bewegung!« Graf Arvid streckte die Rechte nach der Agentin aus. Frau von Westingen wich zwei Schritte zurück. Auf ihren Wangen standen rote Flecken.

»Wir gehen«, sagte der Graf.

»Mit Gewalt werdet Ihr gar nichts erreichen! Ich warne Euch!«

»Das werden wir sehen!« Graf Arvid sprang vor und krallte die Fäuste in Frau Westingens Wams. Mit einem Ruck stemmte er sie hoch in die Luft. »Was nun?«

»Wachen!« schrie die Agentin mit schriller, sich überschlagender Stimme.

Arvid schleuderte sie von sich. Sie flog quer durch das Zimmer, prallte schräg auf Bettkante, Boden und Bett. Als sie sich wieder aufgerichtet hatte, hing ihr rechter Arm schlaff herab. Sie betastete ihn mit der Linken. »Er ist gebrochen!« stammelte sie fassungslos.

»Bindet ein Tuch drum«, schlug Graf Arvid mit einem Schulterzucken vor. »Wenn Ihr mich zum Gefängnis begleitet habt, könnt Ihr einen Heiler aufsuchen. Und nun sputet Euch!«

»Ihr habt mir den Arm gebrochen...!«

»Das wächst wieder zusammen. Hört zu, Freifrau, ich bin mit meiner

Geduld am Ende. Wir...«

Die Tür flog auf, und drei Bewaffnete, zwei behelmte Männer und eine Frau mit flammendroten Haaren, stürmten mit gezogenen Säbeln ins Zimmer. Arvid fuhr herum und trieb dem vordersten das Rapier durch den Schenkel, noch ehe dieser seinen Ruf - »Was geht hier vor?« - beendet hatte. Betroffen starrte der Mann auf sein Bein und wich zurück, wobei er den beiden anderen in den Weg taumelte.

»Schert euch raus, ihr Spinner!« brüllte Arvid die Angreifer an. »Beim nächsten Stoß mache ich keinen Spaß mehr! Dich, du rotes Püppchen, nagle ich an die Wand!«

Beeindruckt von der Drohung - oder auch nur von der schieren Lautstärke des Gebrülls -, blieb die Rothaarige stehen und warf einen zaghaften Blick zurück zur Tür. Die lange Klinge des Stoßdegens beschrieb derweil einen waagrechten blitzenden Kreis, schrammte über den Helm des zweiten Mannes und riß ihm Wange und Nase auf.

»Raauuss! Seid ihr taub?« Arvid hieb drei, vier Schläge blitzartig kreuz und quer durch die Luft. Die Rapierklinge zischte tückisch. Die drei tauschten ratlose Blicke und forderten einander mit einem Kopfnicken auf, den Hünen zu attackieren, aber tatsächlich wichen sie Schritt um Schritt vor dem zornig fauchenden Rapier zur Tür zurück. Frau von Westingen hatte sich, den rechten Arm mit der linken Hand stützend, das Gesicht schmerzverzerrt, in weitem Bogen in die Tiefe des Zimmers zurückgezogen. Jetzt ließ sie den rechten Arm los - als er schlaff nach unten sackte, hätte sie fast einen Schrei ausgestoßen - und zog einen zierlichen Dolch unter der Jacke hervor, dessen dreikantige Klinge kaum dicker als eine Stricknadel war, nicht länger als ein Daumen und mit klebrigen schwarzen Flecken übersät. Die Agentin huschte mit zwei lautlosen Schritten von hinten an Graf Arvid heran und trieb ihm den dünnen Dreikant bis ans Heft in den Oberschenkel. Der Graf schlug blindlings mit der linken Faust nach hinten, traf die

zurückweichende Agentin ins Gesicht, zerschmetterte die Brille und schickte die Frau zu Boden. Dann wollte er mit einem großen Schritt auf die drei Schergen eindringen, aber sein linkes Bein versagte ihm den Dienst. Kraftlos knickte es ein und ließ Geestwindskoje vornüber stürzen. Er sah die herannahenden Stiefel der Angreifer und riß das Rapier hoch, aber auch Arm und Hand wollten ihm jetzt nicht mehr gehorchen. Die Waffe entfiel seinen schlaffen Fingern. »Heiliger Dämonenarsch!« murmelte der Graf, dann wurde ihm schwarz vor den Augen. Frau von Westingen hockte auf dem Boden und hielt den gebrochene Arm fest umklammert. Sie war leichenblaß, Blut lief ihr aus der Nase über die Lippen. »Bindet ihn und knebelt ihn!« stieß sie zwischen zusammengebissenen Zähnen hervor. »Packt ihn auf einen Karren und bringt ihn heimlich in den Kerker. Heute nacht gebt ihr ihm noch eine Dosis von dem Schlafgift, und morgen in aller Frühe - ohne daß euch jemand sieht, sonst geht es euch schlecht - schafft ihr ihn auf ein Schiff im Hafen. Fragt nach Kapitänin Fedora von der ›Elevina‹. Sie kennt sich in solchen Dingen aus. Die ›Elevina‹ soll so rasch wie möglich auslaufen. Der Graf bleibt gefesselt unter Deck bis Havena... Da kann Fedora ihn meinetwegen laufen lassen. Dann wird er uns schon nicht mehr in die Quere kommen!« Sie sah zu der massigen Gestalt Geestwindskojes hinüber. »Du Dämonenhund kannst froh sein, daß du aus dem Ausland kommst und daß ich Scherereien vermeiden muß! Mit einem Hiesigen würde ich mir nicht solche Umstände machen... So, und nun an die Arbeit! Du, Elgor, lauf runter zum Begrüßer! Er soll auf der Stelle einen Heiler für mich beschaffen!«





8. Kapitel

Als Gerion, das Liedchen vom Hetman Faenwulf summend, um eine Ecke bog und auf die Angbarer Straße trat, wäre er um Haaresbreite von einem rücksichtslosen Riesenkerl mit einem großen Hut über den Haufen gerannt worden. Beim grinsenden Phex - war das ein Trumm von einem Mann! Und was der für ein Gesicht gemacht hatte - als sei er Praios' Strafgericht persönlich! Gerion schüttelte den Kopf und rückte das gewaltige Zelttuchbündel zurecht, das er auf der Schulter trug. Leute gab's in diesem Ferdok! Er nahm sein Liedchen wieder auf: »Nur der Nivese in dem Lederboot umschifft ihn sicher und entgeht dem Tod.« Alles in allem konnte Gerion zufrieden sein, wenn er davon absah, daß er natürlich lieber viele hundert Meilen fort von diesem elenden Ferdok gewesen beziehungsweise am besten niemals hierher gekommen wäre. Aber da die Dinge nun einmal so lagen, wie sie lagen, und da er so goblindämlich gewesen war, sich auf diese wahnwitzige Unternehmung einzulassen (So geht es immer: Da brauche ich nur ein junges hübsches Ding flennen zu sehen, und schon kippt der Verstand hintenüber!), mußte er immerhin anerkennen, daß bis jetzt alles recht günstig verlaufen war. Es war der Mühe wert gewesen, einen halben Tag mit allen möglichen stinkenden Bettlern zu quatschen und mit ihnen teuren Schnaps zu teilen, bis endlich ein verwertbarer Hinweis herausgesprungen war und zu dieser widerwärtigen Tilda geführt hatte. Und Tildas nobler Vizehauptmann hatte sich tatsächlich als genau der Mann erwiesen, den Gerion für sein Vorhaben brauchte. Wie sich das fette

Büttelschwein gewunden und gespreizt hatte, von wegen, ›wird alles auffliegen‹ und ›kann mich den Kopf kosten‹ und so fort. Was er sich wohl von dem Gezeter versprochen hatte? Mitleid? Puh! Wen schert es denn, was aus dem dicken Büttelkopf eines Schwestermörders wird, ob der noch ein paar Tage auf den fetten Schultern sitzt oder in ein grob geflochtenes Körbchen rollt? »Aus der Bemsteinbucht, dort wo der Walfisch singt...« Gerion trat nach einem kleinen grünen Apfel und sah ihm nach, wie er munter über das Pflaster sprang, »...von Faenwulfs Schicksal keiner Kunde bringt.« Na ja, schließlich hatte er es ja verstanden, der gute Vizehauptmann Mirdok, daß ihm nur eines zu tun blieb, wenn er auch weiterhin Spanferkelbraten mit schäumendem Ferdoker hinunterspülen wollte: Er mußte sich fügen und im übrigen alles dafür tun, daß Gerions Unternehmung möglichst unentdeckt blieb. Eine andere Wahl gab es nicht. Also konnte man wohl davon ausgehen, daß in dieser Nacht alles glatt verlaufen würde. Gerion hatte getan, was er tun konnte, der Rest lag in Phexens Hand.

»Zehntausend Taler gäb ich gerne her, wüßt ich, daß Faenwulf noch am Leben wär.« Der Zauberer hatte den Jahrmarktsplatz erreicht, auf dem, ganz am Rand und mit eingeschrirtem Maultier, nur noch ein einzelner blaugestrichener Wagen stand. ›*Von den Windhager Felsen bis zur Küste von Mendena - von Ifirns Eisgebirge bis zum Mohawald: Die Wunder der Welt*‹ verkündeten sorgfältig gemalte gelbe Buchstaben, die fast die gesamte Seitenwand bedeckten, so daß der größte Schriftzug ->Die Wunder der Welt‹ - ziemlich dicht über dem Boden zu lesen war.

»Der Text ist einfach zu lang«, murmelte Gerion und nahm sich wieder einmal vor, den Wagen neu zu streichen und eine neue Aufschrift zu verfassen. Wie gewohnt erklang Gurvans freudig aufgeregtes Winseln und Kläffen, sobald der Zauberer auf etwa zehn Schritt an den Wagen herangekommen war. Gerion lächelte. »Hast immer noch recht feine Ohren, Alter, das muß man dir lassen.«

Durchdringendes Kinderweinen mischte sich in das Hundegebell. Gerion warf das Bündel von der Schulter und beschleunigte seine Schritte, lange hatte er die Wagenstufen nicht mehr so schnell wie heute bezwungen. Er riß die Türe auf. Gurvans grauer Kopf schoß ihm entgegen, stieß ihm gegen Schenkel und Knie, aber der Zauberer hatte nur Augen für das Mädchen in Bauertracht, das auf der Zuschauerbank saß und einen großen Henkelkorb wie eine Wiege sanft hin und her bewegte. Jetzt fuhr Algunde zusammen und zog den Korb ein wenig näher zu sich heran. »Das ist Erborn«, sagte sie mit einem furchtsamen Lächeln. Gerion schob die Brauen zusammen. »Das kann ich mir denken. Was tut er hier, das ist die Frage... Und was tust *du* hier?« Algundes Unterlippe begann zu beben.

Gerion erspähte auf dem Boden seines Wagens einen zweiten Korb, halb von einem Tuch verdeckt, und eine dicke Kleiderrolle. Er seufzte schwer. »Sag nichts - laß mich raten: Du bist, während ich fort war, hier eingezogen?«

Algunde nickte mit tief gesenktem Kopf.

»Nein, nein, das glaube ich nicht! Gütiger Phex, Herr der wahrhaft Gerechten, gib mir ein Zeichen! Sag mir, daß nicht wahr ist, was meine armen Augen hier sehen!«

Erborn, der den kahlen kleinen Kopf für einige Augenblicke neugierig aus dem Korb gereckt hatte, begann wieder zu weinen. Algunde warf sich über den Korb, von einem qualvollen Schluchzen geschüttelt. Gerion lehnte die Stirn gegen die Wagenwand. »Du kannst hier nicht wohnen«, sagte er so leise, daß die weinende Algunde ihn unmöglich verstehen konnte. »Hier wohnen Gurvan und ich. Ich wohne in dem Wagen schon fast zwanzig Jahre und Gurvan immerhin zwölf. Wir kommen miteinander aus, wir sind aneinander gewöhnt. In den ganzen Jahren hatten wir einmal drei Wochen lang einen weiblichen Gast. Es waren drei schöne Tage und achtzehn schlimme, davon fünf schier

unerträgliche. Seitdem verzichten wir auf eine Erweiterung unseres Hausstandes. Wir können...«

Algunde blickte mit tränenverschleiertem Blick auf. »Was spricht Ihr, Herr Magister?«

»Ach, laß mich mit deinem ›Magister‹ und deinem ›Ihr‹ zufrieden - ich heiße Gerion.«

»Lieber Gerion, Magi... Ach, es ist doch nur... Ich weiß doch nicht, wo ich hin soll. Von der Kaserne bin ich fortgelaufen, weil ich Angst vor der schrecklichen Zelda habe, und zu Hause kann ich nicht bleiben, weil sie mich dort finden und zur Kaserne zurückbringen würden. Und da habe ich gedacht, weil Ihr... du... doch sowieso die Stadt morgen früh verläßt, kann ich heute nacht hier drinnen bleiben, und morgen kannst du mich mit durchs Tor nehmen, und wenn ich erst einmal draußen bin, dann mache ich mich allein auf den Weg. Wir haben eine Tante in Elenvina, die wird mich schon aufnehmen.«

»Ich brauche den Wagen heute nacht, um deine Frau von Jergenquell darin zu verstecken - falls es mir gelingt, sie zu befreien, meine ich, und falls ich nicht selber ins Loch geworfen werde. Da kann ich unmöglich noch eine weinende Magd und ein greinendes Kleinkind in meinem Wagen verstecken...«

»Und einen stinkenden, bellenden Hund!« warf Algunde trotzig ein.

»Erborn weint nicht immer, und nachts schläft er, dann ist er ganz still, und wenn ich im Wagen bin, kann ich deinem Hund die Schnauze zuhalten, damit er nicht bellt.«

Gerion sah zu dem Wagendach mit den aufgemalten Sternen auf. »Oh, bei allen Zwölfen, was tue ich nur? Ach, was ich vorhabe, ist so verrückt, da kommt es auf solche Kleinigkeiten wahrscheinlich schon gar nicht mehr an. Der listenreiche Phex wird wissen, warum er mir solche Kumpanen mit auf den Weg gibt.« Der Zauberer trat zur Wagentür. »Sei's drum - bleibt also da!«

Algunde sprang auf, schlang die Arme um Gerions Hals und preßte das heiße, tränenfeuchte Gesicht gegen seine Brust. Er machte sich mühselig frei. »Na los, Komplizin - du kannst dich gleich nützlich machen. Ich muß ein paar Planen über den Wagen zurren. Es soll ihn ja nicht gleich jeder wiedererkennen.«

Draußen entfaltete Gerion das Bündel aus alten Zeltbahnen, die er bei einem Stellmacher am Hafen erstanden hatte, und warf die Planen über das hohe Dach seines Wagens. Mit Algundes Hilfe rückte er die Tücher zurecht und zurrte sie fest, indem er sie unter dem Wagenboden hindurch mit Stricken verband. Schließlich trat er zurück und betrachtete sein Werk.

»Sieht irgendwie komisch aus«, stellte Algunde fest.

Das hohe kantige Gefährt mit den glatten Seitenflächen aus Zelttuch bot in der Tat ein recht merkwürdiges Bild und wies bei weitem nicht die Ähnlichkeit mit einem Fuhrmanns-Planwagen auf, die Gerion sich von der Aktion erhofft hatte. »Wie ein Planwagen, unter dem sich ein Schaustellerkarren verbirgt«, knurrte er.

»Du kannst doch zaubern!« In Algundes Stimme schwang Zuversicht.

»Vielleicht solltest du den Karren unsichtbar machen!«

»Vielleicht sollte ich das Gefängnis an einer Ecke anheben, damit Selissa herausschlüpfen kann...«

Algunde sah den Zauberer mißtrauisch von der Seite an. Gerion stieß sie gegen die Schulter. »Los, steig ein. Halt dich fest, und gib acht, daß dein kleiner Schreihals nicht von der Bank kippt. Ich fahre den Wagen jetzt zum Gefängnis... Du weißt ja: Wer mit Dämonen frühstücken will, muß zeitig zur Stelle sein.«

Gerion hatte sich gesagt, wenn er den Wagen frühzeitig in einer Seitengasse neben dem Gefängnis abstellte, würden sich bis zur Nacht alle vorübergehenden Bürger und Wächter an den Anblick gewöhnt haben, während ein nächtens durch die Straßen rumpelnder Karren nur un-

nötige Aufmerksamkeit erregte. Die später anstehende Fahrt in aller Frühe vom Gefängnis zum Stadttor, mit der befreiten Baronin an Bord, bereitete ihm schon genügend Kopfzerbrechen.

Tatsächlich schien niemand von dem Karren Notiz zu nehmen. Gerion, der sich einen großen Hut aufs Haupt gestülpt und seine schwere blaue Jacke angezogen hatte, führte das Gefährt an seinen Platz, hängte dem Maultier den Hafersack um, striegelte Hals und Kruppe mit einer Bürste, ordnete das Geschirr, ließ sich für eine Weile dösend auf dem Kutschbock nieder, stieg wieder herab, griff von neuem zum Striegel und wiederholte all die kleinen Handgriffe, die ein Fuhrmann kurz vor der Abfahrt zu verrichten pflegte. So hoffte er, einen flüchtigen Beobachter von der Tatsache abzulenken, daß hier ein Karren stundenlang mit eingeschrirtem Zugtier an der gleichen Stelle stand. Als endlich die Nacht angebrochen und Ruhe in die dunklen Straßen eingekehrt war, stellte Gerion seine Bemühungen ein. Er kletterte ein letztes Mal auf den Bock, leerte ein Krüglein billigen Fusels über Fußbrett und Pflaster, hüllte sich in eine Decke und kauerte sich zusammen, um von nun an einen betrunkenen Fuhrknecht darzustellen, der auf dem Bock eingeschlafen war.

Sein Plan ging auf. Zweimal passierte eine Doppelstreife der Stadtbüttel das Gefährt, beide Male blieben die Büttel kurz bei dem Karren stehen und unterbrachen ihr Lieblingsthema - die Weiber, die einem nichts als Scherereien machten, auf die man jedoch nicht verzichten konnte -, um auf den Suff und seine schrecklichen Folgen zu sprechen zu kommen, aber sie machten sich nicht die Mühe, den stinkenden Saufaus auf dem Kutschbock anzusprechen oder gar zu wecken.

Zwischendurch litt Gerion Höllenqualen, wenn Klein-Erborn im Wageninnern die Stimme erhob, aber Algunde gelang es immer wieder, den Kleinen rasch zum Schweigen zu bringen, indem sie süßen Haferbrei, von dem sie einen ganzen Krug von daheim mitgebracht hatte,

in das quengelnde Mündchen stopfte.

Vom Praiostempel hallten vier Gongschläge durch die nächtliche Stille. Der Zauberer reckte die steif gewordenen Glieder und stieg vom Bock. Behutsam klopfte er an die Wagentür, die sich sofort öffnete. »Ich gehe jetzt los«, flüsterte er. »Halt dich bereit! Wenn alles so klappt, wie ich es mir vorstelle, können die Jergenquell und ich unbehelligt ins Freie marschieren, aber man weiß ja nie... Vielleicht werden wir es auch schrecklich eilig haben. Da drüben, die Gefängnistür - behalt sie genau im Auge! Wenn wir langsam herauskommen, ist alles in Ordnung. Wenn du uns aber rennen siehst, dann verriegele den Wagen und verhalte dich mucksmäuschenstill! Du wartest dann eine Weile und versuchst, den Wagen zum Hafen zu bringen. Da werde ich dich schon zu finden wissen, wenn Phex es so will...«

»Sei nur vorsichtig!« hauchte Algunde mit bebender Stimme.

»Wenn ich vorsichtig wäre, wäre ich nicht hier!« brummelte der Zauberer, tauschte den großen Hut gegen eine enge Filzkappe und ging zur Gefängnistür hinüber. Er sah sich kurz nach allen Seiten um. Dann schloß er die Augen und dachte, so intensiv, wie er es vermochte, an einen uniformierten Reiter, der vor einiger Zeit auf der Straße nach Gareth in vollem Galopp an ihm vorübergesprengt war, und betätigte den dicken Klopfring an der schweren Tür. Wartete eine Weile... und klopfte noch einmal. Endlich waren im Innern des Hauses schlurfende Schritte zu hören. Ein eiserner Riegel quietschte, im Türspalt erschien das Gesicht einer molligen Mittvierzigerin. Schlaftrunken blinzelte sie ins Mondlicht. »Was, zum Vielgehörnten, treibt Euch zu dieser Heidenstunde um? Brennt der Fürstenpalast, oder was?«

Gerion sprach mit ernster Stimme: »Ich bringe eine wichtige Botschaft aus Angbar für die Büttelin Elvine Hageldonf. Führt mich zu ihr, auf der Stelle!«

Die Frau schrak zusammen. »Elvine Hageldonf - das bin ich!«

Aufgeregt musterte sie den jungen blonden Boten in der Uniform der berühmten Beilunker Reiter, der da vor ihr auf den Stufen stand. »Bei allen Zwölfen, sprecht! Worum geht es. Hat mein Vater Euch geschickt oder mein Bruder?«

Gerion warf einen Blick zur Seite. »Es geht um eine Angelegenheit von allerhöchster Bedeutung. Soll ich tatsächlich hier... ?«

»Nein, kommt nur herein in die Wachstube. Wartet, ich gehe voran.«

Die Büttelin stieß den Türflügel auf, ließ Gerion eintreten, schob den Riegel vor und griff nach einer Fackel, um den Weg zu beleuchten. Vor dem Zauberer erstreckte sich ein etwa zehn Schritt langer Gang, auf halbem Weg waren ein paar Stufen zu sehen, am hinteren Ende fiel spärliches Licht aus einer offenen Tür auf der linken Seite.

»Nun redet doch endlich!« verlangte die Büttelin, über die Schulter gewandt. »Was führt Euch her?«

»Es handelt sich um eine Gefangenenbefreiung«, sagte Gerion und ließ ein mit Sand und Steinchen gefülltes Ledersäckchen, das er in der Rocktasche bereitgehalten hatte, auf den Hinterkopf der Frau niedersausen. Sie stieß ein verblüfftes Schnauben aus und sank in die Knie. Gerion griff ihr unter die Achseln und bettete sie behutsam auf dem Boden.

»Was ist denn los, Elvine?« rief eine Männerstimme. Gerion blickte auf. Der Ruf war aus der Tür am Ende des Ganges gekommen. Mit kleinen lautlosen Schritten huschte der Zauberer zur Tür und preßte sich neben der Öffnung flach an die Wand.

»Elvine...?«

Das Knarren von Holz verkündete, daß sich in der Stube jemand von einem Sitz erhob. Gerion zog den schmalen Dolch aus dem Gürtel, schlug sich mit der Linken dumpf klatschend vor die Brust und stieß erstickte Laute aus.

Schnelle Schritte aus dem Zimmer. Ein dunkle Gestalt erschien in der

Türöffnung - und erstarrte: Eine Dolchspitze hatte sich in die weiche Haut zwischen des Mannes Hals und Kinn gebohrt.

»So ist es gut«, zischte Gerion. »Du stehst still wie eine Tempelsäule! Öffne die rechte Hand!« Ein Säbel fiel scheppernd zu Boden. »Jetzt dreh dich ein Stückchen nach links! Fein. Die Hände auf den Rücken! Langsam... ganz langsam!«

Ohne den Druck mit der Dolchspitze zu vermindern, nestelte Gerion mit der Linken eine Lederschlinge über beide Handgelenke des Wächters und zog sie heftig zusammen. Anschließend wickelte er das freie Ende ein paarmal über die überkreuzten Gelenke. Dann erst steckte er den Dolch ein und griff auch mit der Rechten zu, um mit einem zweiten Lederriemen die Fesselung zu verstärken.

»Du kannst natürlich schreien, wenn du willst«, raunte Gerion. »Die Frage ist nur, ob sie dich in Alveran nehmen, wenn du gefesselt und brüllend vor der Pforte stehst...«

Der Mann - dunkelblond, pausbäckig, kräftig gebaut und wohl knapp dreißig Jahre alt - beobachtete Gerion aus weitaufgerissenen Augen.

»Ich bin ja still«, versicherte er mit rauher Stimme.

»Ist auch besser so«, erwiderte Gerion. »Deine Kameradin wollte wahrhaftig Alarm geben - ich habe sie zu Boron geschickt! Aber du kannst die Nacht überleben, wenn du klug bist. Wo sind die Schlüssel?«

Der Wächter wies mit dem Kinn auf einen flachen Hängeschränk.

Gerion klappte die Türen auf. »Der Schlüssel zum Zellengang ist der große oben links«, flüsterte der Büttel beflissen. »Die anderen, darunter, gehören zu den einzelnen Zellentüren. Seht Ihr die Nummern?«

Gerion nickte. »In welcher Zelle sitzt Frau von Jergenqueil?«

»Nummer 6.«

An dem Haken mit der Nummer 6 hing kein Schlüssel.

»Was soll das bedeuten?« Gerion riß den Dolch aus dem Gürtel. »Wo ist der Schlüssel?«

Der Wächter stieß einen Laut aus, der wie ein leises Winseln klang. »Die Frau von der KGIA hat ihn. Aber... Schwört bei Phex, daß Ihr mich leben laßt!«

»Aber es gibt einen Hauptschlüssel, nicht wahr? Das wolltest du doch sagen. Ich mag es gar nicht, wenn man mich zum Schwören zwingen will.« Die Dolchspitze zuckte vor und zerschlitzte dem Mann die Wange.

Der Wächter unterdrückte einen Entsetzensschrei. Die Worte sprudelten aus ihm hervor: »Ja ja, es gibt einen Hauptschlüssel - der neben dem großen, der mit dem zackigen Bart.«

An der Schmalseite der Wachstube gab es eine zweite Tür, ein massives Eichenholzgefüge mit einem vergitterten Fensterchen. Gerion sperrte sie auf und blickte in einen finsternen Gang, der auf beiden Seiten von schweren Holztüren gesäumt war.

»Die zweite Türe auf der rechten Seite«, sagte der Büttel.

Gerion ergriff ihn am Arm und stieß ihn in den Zellengang.

Der Hauptschlüssel hakte im Schloß und ließ sich erst drehen, als Gerion mit beiden Händen Zugriff. Dann ertönte ein Knacken, und die Tür schwang einen Spaltbreit nach innen auf. Der Zauberer packte den Wächter mit beiden Händen und schob ihn vor sich in die stockfinstere Zelle - man konnte ja nie wissen, ob nicht aus dem Dunkel ein Stuhlbein geflogen kam. Aber in der undurchdringlichen Schwärze regte sich nichts.

»Lanzerin«, flüsterte Gerion, »Ihr schuldet mir noch einen Wettgewinn. Den komme ich jetzt holen.«

Aus der Dunkelheit huschte eine Gestalt in einem hellen kurzen Hemdchen heran. »Gerion? Wie...? Weshalb...? Was tut Ihr hier?«

»Ich komme Euch holen, Lanzerin. Eure Stallmagd hat mich darum gebeten, und ich konnte ihre Bitte nicht abschlagen... Aber nun beeilt Euch! Ich mag an diesem Ort nicht länger verweilen. Er hat eine be-

klemmende Aura - findet Ihr nicht?«

»Ich verstehe es nicht, ich kann es nicht fassen!« stammelte Selissa und fuhr sich mit beiden Händen aufgeregt durch die Haare. »Wenn ich frei bin, kann ich endlich beweisen, daß... Ach, Gerion, bester Gerion, wie kann ich Euch danken...?«

Der Zauberer drückte ihr ein Bündel Lederriemen in die Hand. »Hier, nehmt! Ihr findet Euch im Dunkeln gewiß besser zurecht. Wo kann man den Burschen festbinden, hier in der Zelle?«

»An der Pritsche - die ist mit eisernen Scharnieren an der Wand festgemacht.«

»Gut, ans Werk!«

Sie schnürten den Wächter an dem Schlafbrett fest. Gerion riß einen Streifen vom Waffenrock des Mannes ab, rollte den Stoff zu einem Knebel zusammen und stopfte ihn dem Gefesselten in den Mund.

»Los, schnell, kommt mit!« zischte er Selissa zu.

Auf dem Weg durch den Wachraum in den Vorflur versuchte die Lanzerin mehrmals, Gerion am Arm festzuhalten, gleichzeitig redete sie heftig, aber wirr auf ihn ein: »Diese Westingen ist ein Ork von einem Weib! Was hätte ich ihr denn sagen sollen? Wie kann ich Namen nennen, wenn ich selbst keine weiß? Ach, Gerion, das habt Ihr großartig gemacht. Das kann ich Euch nie wiedergutmachen. Schreckliche Tage, so, so schrecklich! Der Graf wird es büßen, und wenn ich...«

Sie standen vor dem Körper der bewußtlosen Hageldonf. Gerion beugte sich über die Wächterin. »Nun, nun, faßt mit an!« forderte er Selissa auf. »Wir müssen sie zu dem anderen Burschen in die Zelle schaffen, aber zuvor muß auch sie gründlich verschnürt und verstöpselt werden!« Die Büttelin wachte auf, als sie gerade quer durch die Wachstube geschleift wurde. Sie stöhnte auf und wand sich in ihren Fesseln. Gerion machte ihr mit ein paar drastischen Worte klar, daß ihr Leben an einem seidenen Faden und ihrer allgemeinen Gefügigkeit hing. Die Frau gab

ihr Einverständnis durch heftiges Nicken zu erkennen. Nachdem die Wächterin am anderen Ende der Pritsche in Selissas Zelle festgezurrert worden war, sperrte Gerion die Tür wieder ab. Sicherheitshalber verschloß er auch die Tür zwischen Wachstube und Zellengang.

»Puh, das wäre geschafft!« seufzte er, während er an Selissas Seite durch den Vorflur zum Gefängnistor eilte. »Es hätte schlimmer kommen können!«

In diesem Augenblick ertönte ein heftiges Pochen von der Tür. Selissa und der Zauberer zuckten zusammen, erstarrten, tauschten ratlose Blicke. Dann deutete Gerion auf einen Winkel neben der Tür. Ein zerbrochener Stuhl, eine offene Truhe und ein paar kleine leere Körbe hatten dort eine zeitweilige Bleibe gefunden. »Hockt Euch da hin!« hauchte Gerion. »Macht Euch klein und rührt Euch nicht!«

Ein erneutes Klopfen, noch energischer diesmal, war zu hören.

Selissa kauerte sich in der Ecke zwischen dem Gerumpel zusammen. Gerion warf seine schwere Jacke ab und drapierte sie mit ein paar schnellen Griffen so über der Lanzerin, daß von ihr nichts mehr zu sehen war, sie aber durch einen Spalt im Stoff hinausspähen konnte. Dann trat der Zauberer zur Tür. Er schloß die Augen, zwang seinen Atem zur Ruhe und konzentrierte sich auf das Bild der Büttelin Hageldonf.

Pochen und zorniges Rufen störten sein Gedankenbild. Er nahm alle Kraft zusammen und versenkte sich noch einmal. Als er die Tür öffnete, war er sich gewiß, daß seine stümperhafte Maske sofort durchschaut werden würde, aber die drei in lange dunkle Mäntel gehüllten Gestalten, die durch das Tor in den Flur drängten, würdigten ihn keines Blickes. »Wir holen jetzt unseren Gefangenen ab, Büttelin«, sagte eine rothaarige Frau im Vorübereilen. »Was steht Ihr hier noch rum? Schnell, kommt mit, sperrt den Zellengang auf!«

Gerion warf einen raschen Blick auf die nächtliche Straße. In einem

Hauseingang gegenüber entdeckte er Algundes zierliche Gestalt. Die Stallmagd spähte aufgeregt die Straße hinauf und hinab. O nein, Kind, bleib, wo du bist! Ich habe schon Sorgen genug! dachte er.

»Seid Ihr eingeschlafen?« schnauzte es hinter ihm. »Setzt Euch endlich in Bewegung!«

Gerion folgte den drei Langmänteln, von denen einer eine zwei Schritt lange Holzbohle unter dem Arm trug, in die Wachstube. Was sind das für Leute? grübelte er. Offenbar gehören sie nicht zu den Stadtbütteln... Wozu tragen sie mitten in der Nacht ein Brett mit sich herum? Und wen meinen sie mit ›unserem Gefangenen‹?

Die drei hatten sich bei der Tür zum Zellengang aufgebaut. Gerion zog den Schlüssel unter seinem Gewand hervor und schloß die Tür auf. Die Fremden eilten in den Gang und stellten sich vor einer Zelle auf, die dem Verlies gegenüberlag, in dem Selissa eingesperrt gewesen war. Um die gewünschte Tür aufschließen zu können, mußte Gerion zunächst in den Gang treten, die Zellennummer ablesen und dann zum Schlüsselschrank eilen, um den passenden Schlüssel zu holen, eine Umständlichkeit, die neuerliches Maulen und Raunze hervorrief. Endlich hatte Gerion das Schloß geöffnet. Die drei hasteten in die Zelle, die unbeholzene Büttelin grob zur Seite stoßend.

Als bald kamen sie schnaufend und ächzend wieder zum Vorschein. Auf dem Brett, das sie mit in die Zelle getragen hatten, lag jetzt ein hünenhafter blonder Mann, der wie ein Wickelkind mit dicken Stricken verschnürt war. Der Mann war entweder ohnmächtig, oder er schlief. Zwei der Fremden trugen das Kopfende des Brettes, einer mühte sich mit dem Fußende. Als sie mit ihrer Last in den Zellengang einschwenkten, drang lautes Ächzen und Stöhnen aus Selissas Zelle. Gerion zuckte zusammen. Auch die Langmäntel hatten das Geräusch bemerkt. Sie setzten ihre Last im Gang ab.

»Habt ihr das gehört?« fragte die rothhaarige Frau ihre Gefährten. »Das

kam aus der Zelle von dieser Jergenquell. Was mag sie haben?« Sie wandte sich an die Büttelin. »Sperr auf!«

Gerion wich einen halben Schritt zurück, tastete unter dem Gewand nach dem Hauptschlüssel. Endlich sagte er mit heller Stimme: »Den Schlüssel hat die Frau von der KGIA.«

»Stimmt!« bestätigte einer der Männer. »Die von Westingen trägt den Schlüssel immer bei sich. Na, da kann man nichts machen... Wenn ich in der Haut von dieser Jergenquell steckte, würde ich auch jammern und stöhnen! Aber nun los! Wir sind ohnehin spät dran. Es dauert nicht mehr lange, dann wird es hell!«

Die drei nahmen ihre Last wieder auf und schleppten sie unter allerlei Flüchen auf diesen ›Oger in Menschengestalt‹ durch die Wachstube und den Vorhof. Gerion dachte an das ungewisse, aber wahrscheinlich abscheuliche Schicksal, das den blonden Riesen erwarten mochte, und fragte sich gleichzeitig, ob er den Burschen nicht kürzlich irgendwo gesehen hatte. Ach, was ging ihn dieser Kerl an? Er hatte wahrhaftig andere Probleme. Sorge bereitete ihm vor allem der Gedanke, daß die Maske der Büttelin jederzeit von ihm abfallen und seine wahre Gestalt enthüllen könnte. Phex, sei bei mir! Bitte! Nur einen Moment mußte das Trugbild noch anhalten, ein paar Augenblicke noch, und alles war überstanden...

Die Fremden hatten mit ihrer Last fast das Gefängnistor erreicht, da sprang hinter dem Türflügel aus einer dunklen Nische eine Frauengestalt in einem kurzen Hemdchen hervor. Waffenlos, die Hände zu Fäusten geballt, stürmte sie heran. »Das ist Arvid!« rief sie gellend laut. »Bei allen Zwölfen - sie haben Arvid!«

Das Brett mit dem schlafenden Hünen polterte auf den Boden. Die drei Schergen griffen, wild durcheinander rufend, unter den Umhängen nach ihren Waffen.

Stille! dachte Gerion verzweifelt. Zuerst und vor allem muß dieser Lärm

aufhören! Er preßte einen Finger an die Lippen und zwang jenes unsichtbare Netz der Kräfte und Energien unter seinen Willen, das alle Welten, Wesen und Dinge durchzieht - nicht das ganze Netz, beileibe nicht, er war ja kein Gott, aber immerhin jenen kleinen beschränkten Teil im Vorflur des Ferdoker Gefängnisses, der diese verräterischen Geräusche nach allen Seiten in die Nacht hinaustrug. Mit einem Schlag trat Ruhe ein. Völlige Stille.

Die Schergen, denen eine unheimliche Kraft bei aufgerissenen Mündern die Schreie von den Lippen riß, blickten verdutzt um sich, schwankten zwischen Angriff und Flucht. Sie sahen aus dem Dunkel des Flurs die füllige Büttelin heranwatscheln, die sich urplötzlich - als wäre sie durch einen dünnen Vorhang gesprungen - in einen drahtigen grauhaarigen Mann verwandelte.

›Vorsicht, schwarze Magie!‹ wollte einer der Schergen brüllen, doch obwohl Zunge und Lippen die Worte formten, drang kein Laut aus dem offenen Mund. Er griff sich an den Hals, ihm war, als müsse er ersticken. Gerion sprang heran, trat dem Mann mit aller Wucht in den Unterleib und riß fast im selben Augenblick die Fäuste hoch, hieb sie hinein in das ruckartig vorschnellende Gesicht. Der Mann sank in völliger Geräuschlosigkeit zu Boden. Auch Selissa, eine in langen Jahren geschulte Kämpferin, eine der besten ihres Banners, hatte die Überraschung viel schneller überwunden als ihre Gegner. Sie riß dem anderen Mann den Säbel aus der Faust, umklammerte den Griff mit beiden Händen und trieb dem Mann die Klinge durch die Brust, noch ehe dieser die Arme zu sinnloser Abwehr heben konnte.

Die rothhaarige Frau warf sich herum und sprang durch das Tor. Mit wehendem Mantel rannte sie los, wie von Dämonen gehetzt. Aus dem Nichts tauchte eine zierliche Person in Bauertracht auf und trat der Fliehenden von hinten in die Beine. Die Frau stürzte zu Boden, rutschte über das Pflaster. Noch ehe sie ihre Benommenheit abgeschüttelt hatte,

fühlte sie eine Säbelklinge im Genick. In der unheimlichen Zone der Stille konnte Selissa der Frau nicht sagen, daß jede unvorsichtige Bewegung ihren Tod bedeutete, aber die Rothaarige begriff auch so, was von ihr erwartet wurde.

Gemeinsam mit Algunde schafften Selissa und Gerion die Schergen - die beiden lebenden und den toten - in die Zelle. Da in der Eile keine Fesselriemen mehr aufzutreiben waren, befahl Gerion dem Mann und der Frau, die Zungen herauszustrecken, während Selissa die beiden mit dem Säbel bedrohte. Er strich erst mit dem rechten Zeigefinger, dann mit dem Daumen je dreimal über jede der beiden Zungen. »Tungaradon, Tanguradon, Tarangutat, Schumarhassav!« murmelte er dazu mit Grabesstimme. Anschließendklärte er seine Opfer auf: Sollten sie sich innerhalb der nächsten zwei Stunden regen und den geringsten Versuch unternehmen, irgendein Geräusch zu erzeugen, würde die Zunge in ihrem Mund schwellen, unaufhaltsam wachsen und wachsen, bis sie schließlich den Kopf zersprengen würde. Blieben sie dagegen ruhig sitzen, hätten sie gute Aussichten, den Zauber unbeschadet zu überstehen.

»Komm, so komm doch! Wir müssen weg!« Algunde riß den Zauberer am Ärmel.

»Bedenket meine Warnung!« rief Gerion noch einmal drohend in die Zelle hinein. Dann verschloß er die Tür und folgte Algunde.

Selissa war schon vorausgelaufen und kniete über dem schlafenden Riesen. Sie hatte seine Fesseln zerschnitten. Nun kniff und tätschelte sie seine Wangen und redete auf ihn ein: »Arvid, lieber, was tust du nur? So wach doch auf! Bitte, wach doch auf!«

Gerion rüttelte sie an der Schulter. »Laß ab! Das hat keinen Zweck! Die Betäubung ist zu schwer. Hilf mir lieber, ihn wieder auf das Brett zu legen! Algunde, faß mit an!«

Graf Arvid von Geestwindskoje war eine schwere Last. Schließlich

wuchteten sie ihn hoch und schleppten ihn, Selissa am Kopfende, die beiden anderen an den Füßen, durch das Gefängnistor. Auf der Schwelle hielt Gerion inne und lauschte noch einmal in den dunklen Flur. »Kein Laut zu hören!« stellte er befriedigt fest. »Die besten Zauber sind immer noch die, die ganz ohne Magie auskommen. Höhö!« Fern im Osten zeigte der Himmel seine allererste Morgenblässe, als der schlafende Graf von Geestwindskoje in einen Gauklerwagen geschoben wurde. Die beiden Frauen stiegen gleichfalls in den Karren und zogen die Tür hinter sich zu. Gerion faßte das Maultier am Halfter und führte es langsam die Straße hinab.





9. Kapitel

Travia hatte sich vom Koschland mit einer Reihe sonnig warmer Tage verabschiedet, Tage, an die man sich gern erinnern würde. Die freundliche Göttin hatte den schönsten Herbst seit Kaiser Retos Zeiten beschert, so würden manche Alten sagen. Andererseits: Sagten die Alten nicht immer ›wie seit Kaiser Reto nicht mehr‹, wenn sie irgendein Ereignis als außergewöhnlich wohlgeraten kennzeichnen wollten? Hatten die Alten nicht zu allen Zeiten so geredet und mußten sie nicht, als sie jung waren, die gleichen Verweise auf vergangene Tage über sich ergehen lassen? Wie kann es angehen, daß die Seiten in Satinavs Buch entschwundener Tage einen stets güldenen strahlenden Schimmer annehmen, je weiter man nach hinten blättert? Jenen Glanz machen wir uns selbst, sagen die jungen Klugen, es ist unser trügerisches Gedächtnis, das einen glitzernden Staub über alles Gewesene streut, so dicht bisweilen, daß man nur noch das Glitzern sieht und nicht mehr das, was in Wahrheit darunterliegt. Es kann in der Vergangenheit nichts besser gewesen sein, sagen die Schlaunen, denn die Welt, wie wir sie erleben, befindet sich in einer Entwicklung. Alles um uns her wird größer, besser, bewundernswerter, so wie die Steineiche aus einem kümmerlichen Keim zu einem feingestaltigen Bäumchen wird, mit rundem Stamm und glatter Rinde, feinen Zweiglein und zarten grünen Blättchen, zu einem Gebilde also, das an Vielfalt, Pracht und Stärke den Keimling um ein Vielfaches übertrifft. Und doch ist jenes Bäumchen, das jede mutwillige Knabenhand knicken kann, ein Nichts

im Vergleich zu dem, was die Zukunft dem Baum verheißt: eine Gestalt von achtunggebietender Schönheit, eine Kraft, die selbst Rondras Zorn zu trotzen wagt, ein Dach aus Blättern, die niemand mehr zu zählen vermag und die gemeinsam Schutz und Geborgenheit bieten für viele Kreaturen, die in dem Baum eine Heimstatt finden werden. So geht die Entwicklung der Welt.

Aber Travia war davongezogen; Boron war aus den kalten Wäldern der hohen Mittnacht gekommen und hatte - mit dem Tag seiner Ankunft - Regen in den Kosch gebracht, grauen Regen, der, vermischt mit wäßrigen Schneeflocken, nun in düsteren Schwaden auf die bleierne Fläche des Angbarer Sees sank.

Gerion zog den Kopf tiefer zwischen die Schultern und ließ den Blick noch einmal über den kahlen Eichenstamm am Seeufer wandern. Gewiß brauchte es drei Männer, den Stamm an seinem Fuß zu umfassen, und doch war die hölzerne Säule - von Fäulnis ausgehöhlt - wenige Schritt über dem Boden zerborsten, die gezackte Bruchstelle grau verwittert und von Moos bedeckt. Ein einziger armdicker Ast war der Eiche geblieben und zeugte mit einer Handvoll herbstbrauner Blätter an den Enden, davon, daß noch Leben in der Baumruine steckte; doch ein dichtes Gespinst von Schlingranken hatte den Stamm bereits umfassen, um jenen Lebensrest früher oder später zu ersticken.

In Kaiser Retos Tagen gab es tatsächlich manch einen warmen, sonnigen Travia, dachte Gerion, während er mit einem Finger durch die krausen Haare über Gurvans hartem Schädel fuhr. In diesem Punkt haben die Alten, haben *wir* Alten recht. Und vielleicht hatten auch jene Alten wahr gesprochen, die, als ich jung war, von den vergangenen Tagen schwärmten. Wenn es nun so wäre, daß alle Alten von Anbeginn schon immer die Wahrheit sprachen und die jungen Klugen sich irren? Daß sich alles von Anfang an unausweichlich zum Schlechten wendet und daß die Jungen Goldstaub auf die Zukunft und die Gegenwart streuen,

weil sie ihr Leben, das sie noch vor sich haben, nicht ertragen könnten, wenn sie den wahren Lauf der Welt erblickten? Wenn also Sterben der einzige Sinn des Lebens wäre? Wenn wir alle und alles rings um uns her nur in die Welt gekommen sind, um mit unserem - mehr oder minder großartigen - Scheitern die Götter zu unterhalten? Geradeso, wie es der jungweise Barde singt: Kein Erfolg kommt je dem Scheitern gleich, doch das Scheitern ist niemals ein Erfolg...

Mag sein, daß sich *etwas* entwickelt, doch wohin führt es? Daß unser Weg beschwerlich ist, muß noch lange nicht bedeuten, daß er uns aufwärtsführt. Wer weiß schon, welche Möglichkeiten Allvater Los dem Keim gegeben und welche der Baum ausgeschlagen hat, als er sich entschied, zu werden, was er wurde? Vielleicht hätte ein goldener Drache aus ihm entstehen können, vielleicht ein Gott, ein Herrscher über Welt und Zeit. Hat der Baum sich, während er sich dehnte und formte, nicht in Wahrheit immer mehr beschränkt? Allein der Samen ist ohne Form und ohne Zeit. Wer ihn pflanzt, tötet ihn, denn er setzt ihn Sumus Fesseln und Satinavs Hörnern aus.

Wann habe *ich* die Möglichkeit ausgeschlagen, Zauberkönig aller Welten zu werden - oder doch wenigstens ein prächtiger Steineichenbaum? Wann habe ich begonnen, mich selbst so zu fesseln, daß nun nichts mehr übrig ist als ein Wetzstamm für Satinavs Übermut? Das Sterben beginnt wahrhaftig mit dem ersten Tag in der Welt, und alles, was das Leben dir gibt, gewährt es dir nur, um es dir wieder fortzunehmen, damit du, was immer du besaßest, erst im Verlust schätzen lernst. Der Goldstaub der Unwiederbringlichkeit!

Eine helle Gasse in Mendena stieg vor Gerions Augen auf. Ein leichter Einspanner klappert über das Pflaster, einem weißen Haus mit neun Fenstern am Ende der Gasse entgegen. Vorüber am *Fröhlichen Mundschenk* mit den grünen, noch geschlossenen Läden, vorüber an der Backstube, vor der mit weißer Schürze über dem dicken Bauch, in einer

Wolke von warmem Hefeduft, der Bäcker fröhlich seine Mütze schwenkt: »Praios zum Gruße, Euer Spektabilität! Ein wunderbarer Morgen nicht wahr?« - »Guten Morgen, Meister Polk! Ein schöner Tag fürwahr!«

Aber die Augen sind schon auf das weiße Haus gerichtet, spähen nach zwei Rotschöpfen aus, die sich am Fenster über der Eingangstür zeigen könnten, so wie sie es häufig taten, wenn die Kutsche ihren müden Passagier nach arbeitsreicher Nacht heimwärtstrug, doch die Zwillinge sind nirgends zu sehen. Nur der gute alte Semjago steht beim Hoftor, um den Kutschengaul am Halfter durch die enge Einfahrt zu führen. »Guten Morgen, Herr! Ist das nicht ein prächtiger Tag?«

»Morgen, Sem! Könnte nicht schöner sein!«

Beim Haus, an der Tür von der Küche zum Hof, steht eine Frau in einem schlichten grauen Reisekleid. Zierlich ist sie, knabenhaft, aber mit einem festen Busen und schmaler Taille - so, als wolle sie die Schönheit beider Geschlechter in sich vereinen. Die Morgenbrise spielt sacht in den ungebändigten roten Locken. Das Gesicht ist ernst, eine Miene, die kaum zu dem kleinen Näschen und den ungezählten winzigen Sommersprossen passen will. »Guten Morgen, mein Lieb«, sagt die Frau mit leiser, rauher Stimme und fährt sich mit dem Handrücken über die feuchten Wimpern. »Heute nacht gab's schlimme Kunde aus Festum: Scheint, daß Vater Phexdan sich ans Sterben macht. Ich möchte hinfahren. Ein Schiff habe ich schon gefunden: Da geht eine Schivone um die Mittagszeit, die hat noch Platz an Bord... Ich denke, die Zwillinge nehme ich mit - du weißt ja doch nichts Rechtes mit ihnen anzufangen... Müde siehst du aus, mein Lieb. Du solltest dich ein wenig schlafen legen.« - »Doch nicht heute, wenn mein Feuerkleblatt verreist...« - »Ach, Papperlapapp, bis wir fahren, vergehen noch Stunden. Ich werde dich schon so rechtzeitig wecken lassen, daß du uns zum Hafen begleiten kannst.«

Gerion tastete nach dem Brustbeutel und zog einen kleinen Zettel heraus. Er faltete ihn auseinander, sehr behutsam, damit die fast durchsichtigen Knickkanten nicht noch weiter aufrissen, strich ihn auf dem Knie glatt und musterte aufmerksam die kleinen runden Buchstaben, als sähe er sie zum erstenmal. »Ich hab's nicht übers Herz gebracht, dich zu wecken, mein Lieb«, stand auf dem Blatt. »Du hast geschlafen wie ein Säugling. Wozu soll's auch gut sein, dieses abergläubische Tücher-schwenken am Pier? Wir sehen uns ja bald wieder. Bis dahin - behalt mich lieb, mein Lieb! Deine Winja.«

Gerion steckte den Zettel wieder ein und blickte über den See in jene Ferne, wo die kabbeligen Wellen, der Regen und die Wolken zu undurchdringlichem Dunst verschmolzen, zu einem Nebel, in dem wie ein feiner Hauch das Bild einer zierlichen, für immer jungen Frau mit wehenden roten Locken zu sehen war. Der Zauberer schloß die Augen und begann leise zu singen:

*»Grauer Dämon Zeit –
ich kenn dich lange schon.
Gehst an meiner Seit' Schrittweis'
und voller Hohn.*

*Bleicher Dämon Angst,
der du in dunkler Nacht
nach meinem Herze
langst mit deiner kalten Macht.*

*Schwarzer Dämon Haß,
gabst niemals guten Rat.
Gebierst ohn' Unterlaß
so manche finst're Tat.*

*Weht ein harter Wind
neuerdings an jedem Ort.
Tut uns nichts, schönes Kind,
trägt uns nur schneller fort.*

*Vielgehörnte, kommt herbei!
Ihr seid mir einerlei.
Mein Lieb' euch leicht besiegt,
wenn sie nachts bei mir liegt.«*

»Das ist ein schönes Lied«, murmelte Algunde, die sich still neben Gerion unter das vor dem Gauklerwagen ausgespannte Zeldach gekauert und eben einen Scheit auf das kleine Feuer gelegt hatte, »aber traurig...« Gerion lächelte ihr zu. »Wieso traurig? Es hat doch ein fröhliches, trotziges Ende, also kann...«

»Nicht, wenn man keinen Geliebten hat«, unterbrach ihn Algunde, »wenn man keinen Geliebten hat, ist es nicht fröhlich. Und du hast es wahrhaftig nicht so gesungen, wie man ein lustiges Lied singt. Ich glaube sowieso nicht, daß du so fröhlich bist, wie du immer tust. Du spottest und machst Scherze, aber keiner kann immer lustig sein...«

Gerion stieß die Magd mit der Faust leicht gegen die Schulter. »Nun laß aber gut sein, schöne Algunde! Nur weil du so nahe am Wasser gebaut hast, mußt du nicht gleich denken, alle Menschen seien wie du.«

»Wer kein Liebstes hat, kann nicht fröhlich sein«, beharrte das Mädchen.

»Wir Menschen sind nicht dafür gemacht, allein zu sein. Wer zu viel allein ist, kriegt schwarze Gedanken, sagt die Mutter.« Algunde nickte bekräftigend. »Und das stimmt auch!«

»Schwarze Gedanken...«, wiederholte Gerion und grinste der alten Eiche zu. »Das wüßte ich doch, hm? Außerdem hatte ich seit Jahren nicht mehr soviel Gesellschaft wie in den letzten zwei Tagen. Soviel angenehme Gesellschaft...« Bei den letzten Worten wandte er sich Selissa zu, die, gefolgt von Arvid, eben die Wagenstufen herunterstieg und unter das

Vordach trat.

Selissa runzelte die Stirn. »Bei Euch weiß man nie, ob Ihr spottet oder die Wahrheit sagt...«

»Nicht wahr, er ist ein Spötter?« Algunde nickte heftig. »Das habe ich eben erst gesagt.«

Gerion warf Graf Arvid einen hilfesuchenden Blick zu.

»Hochwohlgeboren, ich frage Euch: Könnt Ihr Euch vorstellen, daß jemand spottet, wenn er die Frau Baronin eine ›angenehme Gesellschaft‹ nennt?«

Arvid legte eine Hand um Selissas Taille und zog sie zu sich heran.

»Nein«, erwiderte er lächelnd, »so jemand müßte nicht recht bei Sinnen sein.« Er löste sich wieder von der Baronin, trat an den Rand des Zeldaches und schaute hinauf in den düsteren Himmel. »Ich habe ja inzwischen begriffen, daß ich eine ganze Weile geschlafen habe, aber im Sommer einzuschlafen und im Herbst aufzuwachen, das ist schon bedrückend. Der Angbarer See, hm? Von dem habe ich zu Hause in einem Buch gelesen: ›der Saphir des Kosch‹. Habe ich mir - ehrlich gesagt - ein wenig anders vorgestellt, den Saphir.« Plötzlich wandte er sich um, trat vor Gerion und ergriff seine Rechte mit beiden Händen.

»Ich danke Euch für alles, was Ihr für Selissa und mich getan habt. Ihr seid ein guter Mann. Verzeiht, daß ich nicht heute morgen schon, als ich zum erstenmal erwachte... Aber ich war zu verwirrt und ...«

Gerion entzog ihm die Hand und winkte ab. »Schon gut, schon gut, Hochwohlgeboren, auch wollte Euch am Morgen die Zunge noch nicht so recht gehorchen. Eigentlich habt Ihr nur zweimal mit den Augen gerollt und seid wieder eingeschlafen...«

»Eine Menge konfuses Zeug habe ich geträumt - meistens war ich auf hoher See...«

»Und geschnarcht hast du«, bemerkte Selissa, »wie eine Gattersäge! Am lautesten, als wir vor der Torwache standen! Wenn ich dir nicht

Mund und Nase zugehalten hätte...!«

»Stimmt, von einem Krakenmolch habe ich auch geträumt, der mich mit aller Macht ersticken wollte. Puh, Welch eine Zeit!« Der Graf ließ sich neben Gerion auf die Fersen nieder und starrte gleichfalls auf den See hinaus. »Warum habt Ihr Euer Leben für uns aufs Spiel gesetzt, freundlicher Gaukler? So sehr ich Euch für Eure mutige Tat zu danken habe, so wenig kann ich Euch verstehen. Was habt Ihr schon mit uns und unseren Angelegenheiten zu schaffen?«

»Ach was, ich habe nicht eben viel aufs Spiel gesetzt, kein hoher Einsatz, Hochwohlgeboren.« Gerion löste den Blick von See und Eichenbaum und lächelte. »Außerdem wollte ich meinen Wettgewinn nicht so ohne weiteres sausen lassen, und... Ich wurde erpreßt.«

Graf Arvid stutzte. »Erpreßt - was redet Ihr da?«

»Seht einmal in Algundes Augen, wenn sie Euch zu etwas herunkriegen will, dann wißt Ihr, was ich meine.«

»Aber ich habe gar nichts... Ich wollte doch nur...« Algunde war aufgesprungen, ihre Unterlippe begann zu beben.

Selissa legte ihr lachend einen Arm um die Hüften. »Nun, nun, Kindchen, bleib ruhig! Der Herr Gerion scherzt doch nur. Du bist ein gutes Mädchen. Ein gutes Mädchen - wie es nur wenige gibt...« Sie zog die Magd fest an ihre Seite und drehte sich mit ihr im Kreis, so schnell, daß Algunde den Boden unter den Füßen verlor und mit den Beinen strampelte. Selissa setzte sie lachend ab. »Wenn du nur etwas größere Füße hättest und ein zweites Paar Schuhe besäßest! Zum Barfußgehen ist es seit gestern ein wenig zu kalt geworden.« Die Lanzerin krümmte die nackten Zehen im nassen Gras.

»Es ist eine Schande, daß Ihr in meinen Sachen gehen müßt und ohne Schuhe«, sagte Algunde. »Ihr seid doch keine Magd.«

Selissa strich mit den Händen über das lederne Mieder, das eng geschnürt ihren Oberkörper umspannte, und den nur knielangen schwar-

zen Rock aus dickem Wintertuch. »Alles ist besser als dieses verdammte Kerkerhemdchen. Ich danke dir sehr für deine Kleider, und wenn wieder bessere Zeiten gekommen sind, werde ich sie dir abkaufen - für gute Dukaten -, damit sie mich immer an dich erinnern.«

»Bessere Zeiten«, murmelte der Graf. »Meinst du solche, wo hungrige Bornländer mal wieder einen Bissen zwischen die Zähne kriegen? Ich habe einen Hunger wie ein Oger! Meister Gerion, Ihr habt unsere Reise nicht sehr gut geplant. Wißt Ihr nicht, daß zu einer zünftigen Landpartie vor allem ein gut gefüllter Fouragekorb gehört?«

»Das habe ich in der Tat vergessen. Wißt Ihr, ich kaufe mir nie Proviant für die Reise. Was ich unterwegs benötige, besorge ich mir bei den Bauern. Da ist es billig und frisch, und die Leut erzählen einem, was es Neues in der Gegend gibt. Auch mache ich mir nicht sehr viel aus dem Essen, und da habe ich diesen Punkt völlig übersehen. Immerhin habe ich an Wein gedacht, aber das hilft Euch nun wohl auch nicht aus der Patsche... Hm, wir sind noch nicht weit genug von Ferdok entfernt, als daß wir zu einem Bauern gehen könnten. Ich denke, man wird recht eifrig nach uns suchen, und welcher Landmann wird sich nicht gern ein paar Dukaten verdienen, damit er besser über den Winter kommt?«

»Ein paar Dukaten?« fragte Selissa. »Meint Ihr wahrhaftig, man hätte ein Geld auf unsere Köpfe ausgesetzt?«

Gerion nickte. »Ich denke schon. Vergeßt nicht, daß man Euch für eine Answinistin hält, und außerdem habt Ihr einen KGIA-Mann zu Boron geschickt.«

Die Lanzerin sah ihn ernst an. »Ihr macht mir den Toten zum Vorwurf, nicht wahr?«

»Nein, warum sollte ich? Ein jeder kämpft so, wie er es gelernt hat, und um das Leben zu schätzen - das Leben an sich, meine ich -, seid Ihr entschieden noch nicht alt genug.«

»Das Leben an sich?« warf Graf Arvid ein. »Auch das Leben einer

Ratte? Nun kommt, Meister Gerion, Ihr redet daher wie eine Tsa-schwester. Ganz im Vertrauen: Was ist denn ein KGIA-Spitzel wert? Ein ganzes Leben lang nur herumschnüffeln, Leute bedrohen, quälen und ins Unglück stoßen - da ist mir doch eine anständige Stallratte lieber, bei Rondra! Mein Mädchen, du hast deine Sache schon richtig gemacht. Und wenn ich das Beste nicht verschlafen hätte, fürwahr, ich hätte den anderen Tagedieben das Licht ausgeblasen.«

Gerion lächelte versonnen. »Bei uns in Tobrien heißt es, alle, die man totschießt, kommen eines Nachts und fragen dich, warum du es tatest. Und dann soll man zusehen, daß man gute Antworten geben kann, sagen die Leut. Sonst nageln die Geister deine Seele am Bettpfosten fest, und du kommst nie nach Alveran...«

Graf Arvid stand auf, trat unter dem Zeltdach hervor in den Regen und streckte sich. »Was die Leute so reden... Und wenn es so wäre: Ich bin mir sicher, ich bliebe keinem die Antwort schuldig.«

»Ich bin mir nicht so sicher«, murmelte Gerion so leise, daß nur Gurvan ihn verstehen konnte. Dann hob er den Kopf. »Nahe bei der Straße habe ich am morgen eine kleine Herde halbwilder Ziegen gesehen. Wenn es uns gelänge, eine zu erwischen, Hochwohlgeboren, wäre die Tafel fürs erste gedeckt. ›Land am Born, Land der Jäger‹, so sagt man doch?«

»Gebt mir einen Bogen aus Norburger Esche und zeigt mir ein stattliches Reh - dann sollte mir mit Firuns Hilfe wohl die Jagd gelingen, aber dies hier... Dies ist in hohem Maße lächerlich! Die Ungeheuer machen sich über uns lustig, Meister Gerion!«

»Ich gebe zu, ich hatte es mir leichter vorgestellt.« Gerion zog seinen improvisierten Jagdspeer, ein dünnes Baumstämmchen, an das er seinen Dolch gebunden hatte, mit einem Ruck aus dem Gras und warf einen Blick zu den Ziegen hinüber - sechs große rehbraune Tiere, alle weiblich -, die sich in einer Entfernung von etwa vierzig Schritt versammelt hatten und die Jäger mißtrauisch beobachteten.

»Nun kommt, Hochwohlgeboren, versuchen wir es noch einmal - oder schlägt eine andere Taktik vor.«

»Woher sollte ich die wohl nehmen, hm? Ich befinde mich zum erstenmal in meinem Leben auf Hausziegenjagd, mein Herr... Geht Ihr diesmal links herum, ich schlage einen Bogen nach rechts. Und gebt acht, daß Ihr nicht wieder zu früh werft!«

»Ich habe nicht zu früh geworfen«, brummelte Gerion. »Die Biester ahnten einfach, was ich vorhatte, nicht wahr, Gurvan?«

Der alte Hund sah den Zauberer aufmerksam an. Er hatte die großen Ohren aufgestellt, die langen Fänge blitzten, die regennasse zottige Rute wedelte fröhlich durch die Luft und versprühte einen Nebel feiner Wassertropfen.

»Du scheinst das Ganze wohl auch recht lustig zu finden, hm? Das eine sage ich dir, du elender Faulpelz: Wenn ich eine Ziege erlege, du bekommst kein Stückchen ab! Da vorn sind sie! Schnapp dir die Dicke mit dem weißen Fleck auf der Stirn und treib sie her! Na los, worauf wartest du?« Gurvan tat einen aufgeregten kleinen Hüpfen und stieß Gerion den nassen Kopf gegen den Schenkel. Anschließend ließ er sich auf den Hinterbacken nieder, um sich ausgiebig zu kratzen. Gerion zuckte die Achseln. »Dann eben nicht...«

Die Ziegen hoben nach und nach die Köpfe, zermahlten ein paar Grashalme zwischen den beweglichen Kiefern und setzten sich zögernd in Bewegung. Sie gingen im Schrittempo vor den Jägern her und achteten darauf, daß die Entfernung zu ihnen sich nicht wesentlich verringerte. Wenn einer der Menschen sich zu ein paar eiligen Schritten hinreißen ließ, trabten auch die Ziegen eine kleine Strecke in gemächlichem Schaukelgang. Blieben die Menschen stehen, verharrten auch die Ziegen. Während eine die Verfolger im Auge behielt, rupften die anderen gelbes nasses Gras.

»Bei Firun! Ihr treibt es zu arg!« rief Graf Arvid und schleuderte einen

der faustgroßen Steine, die er in Händen hielt, nach der kleinen Herde. Die Ziegen taten ein paar lässige Schritte zur Seite; der Stein plumpste ins Gras; die Ziegen rupften weiter Halme aus.

Unter den neugierigen Blicken der Ziegen riß sich der Graf den großen Hut mit der schlaff herabhängenden Feder vom Kopf und schlug ihn sich klatschend auf den Schenkel. »Lange habe ich mich nicht mehr so zum Narren gemacht!« rief er zu Gerion herüber. »Ich rate an, wir geben es auf, bevor ich vor Zorn zerplatze! Ich stehe dicht davor!«

»Ein allerletzter Versuch, Hochwohlgeboren!« rief Gerion zurück.

»Diesmal werde ich hier stehenbleiben und mich nicht bewegen. Und Ihr schlagt einen großen Bogen um die Herde und treibt sie auf mich zu. Vielleicht haben wir auf die Art mehr Glück.«

Graf Arvid verzichtete auf eine Erwiderung und marschierte kopfschüttelnd los. Eine ganze Weile wandte er den Ziegen dabei den Rücken zu, bis er sich eine beträchtliche Strecke von ihnen entfernt hatte, dann ging er so lange in seitlicher Richtung, bis er die Herde zwischen sich und Gerion gebracht hatte. Nun näherte er sich den Ziegen wieder, wobei er den großen Hut in weitem Bogen durch die Luft schwenkte. Die Ziegen musterten den Näherkommenden eine Zeitlang, dann setzten sie sich unwillig in Bewegung. Tatsächlich stapften sie genau in Gerions Richtung, der unbewegt im hohen Gras stand, den Speer zum Wurf bereit. Als die Ziegen auf etwa dreißig Schritt an Gerion herangekommen waren, schwenkten sie plötzlich zur Seite, legten ein, zwei schnelle Sprünge ein und hatten mühelos den alten Abstand zu ihren Jägern wiederhergestellt.

Außer sich vor Wut schleuderte Gerion den Speer. Die Waffe sauste in flachem Bogen durch die Luft und bohrte sich ein paar Schritt vor den Ziegen ins Gras. Eins der Tiere hob den Kopf und stieß ein langgezogenes Meckern aus.

»Das ist zuviel!« rief Gerion. »Du Mistvieh, ich bringe dich um! Ich

erwürge dich!« Ohne recht zu wissen, was er tat, sprang er in weiten Sätzen über das Gras, den Ziegen nach, die angesichts des heranstürmenden brüllenden Mannes in einen gemächlichen Galopp gefallen waren. Gurvan sprang neben seinem Herrn her, schaute zu ihm auf, dann wieder hinter den fliehenden Tieren her. Plötzlich stutzte der schwarze Hund, dann schoß er nach vorn. Ein helles Jagdgebell gellte über die Wiese. Flach über das Gras gestreckt, hetzte Gurvan hinter den Ziegen her, verringerte den Abstand mit jedem Sprung und erhöhte, nun, da die Tiere noch wenige Schritte vor ihm waren, noch einmal die Geschwindigkeit. Ein letzter energischer Sprung, und vier dolchspitze Reißzähne gruben sich in einen Ziegenschenkel. Ein blökender Laut war zu hören, schreckerfüllt und komisch zugleich, dann rollten Hund und Ziege als strampelnder schwarzbrauner Knäuel durchs Gras. Für einen Augenblick war die Ziege frei. Wild mit den Beinen ruderd, warf sie sich herum und versuchte, wieder hochzukommen, doch Gurvan sprang ihr, bevor sie sich noch aufstemmen konnte, auf den Rücken und trieb ihr die Zähne in den Nacken. Die Ziege bog den Kopf nach hinten und versuchte verzweifelt, den Angreifer mit den Hörnern zu erwischen. Langgezogene Schreie drangen aus ihrer Kehle. Der Hund rutschte seitwärts vom Ziegenrücken, aber sein Biß löste sich nicht; von Gurvans Gewicht mitgerissen, kippte auch die wild mit dem Kopf schlagende Ziege zur Seite. Wieder mühte sie sich, mit den schmalen Hufen im nassen Gras Halt zu gewinnen. Sie mußte auf die Beine kommen, den hechelnden schwarzen Angreifer abwerfen, ihn vor die Hörner bekommen, zustoßen, fliehen...

Da war Gerion heran. Mehr als hundert wilde Sätze durch kniehohe Gras lagen hinter ihm, das Herz hämmerte ihm wie mit harten Faustschlägen gegen die Rippen, wie ein Ertrinkender sog er die knappe Luft durch den weitaufgerissenen Mund ein, doch dann hatte er seinen Körper vergessen: Mit beiden Händen umklammerte er den Speer und

stieß ihn tief in den gebogenen Ziegenhals. Legte sein Gewicht auf den Schaft, hielt die röchelnde Ziege am Boden fest. Blut sprudelte ins Gras. Gurvans Kiefer schnappten nach der Kehle der Ziege, faßten zu, hielten fest. Der Ziegenkopf schlug matter und matter, dann streckte sich der braune Körper und lag still.

»Aus, aus!« schrie Gerion den Hund an, der noch immer an der Kehle der toten Ziege zerrte, aber seine Stimme klang ihm fremd in den Ohren. Schwarze Flecken tanzten ihm vor den Augen, und das Herz pochte schmerzhafter denn je gegen die Rippen.

»Ihr seid aber noch ganz schön flink zu Fuß, Meister Gerion, wenn's drauf ankommt! Alle Achtung!« Graf Arvid klopfte dem keuchenden Zauberer auf die Schulter. Dann beugte er sich hinunter, griff dem Hund ins Nackenfell und zog ihn hoch. »Willst du wohl loslassen! Na! So ist es brav! Bist ein guter Hund!«

Selbst mühsam nach Luft ringend, blickte Gerion auf seinen wie in Todesnöten hechelnden Hund hinab. »Soo sind wir schon seit Jahren nicht mehr gerannt«, schnaufte er grinsend, »nicht wahr, Alter?«

Gurvan ließ sich auf die Seite fallen, sein Brustkorb hob und senkte sich in schnellen Stößen.

»Warum habt Ihr den Hund nicht eher auf die Ziegen gehetzt?« fragte Graf Arvid. »Wir hätten uns eine Menge Mühen sparen können...«

»Ich hab's ja versucht«, erklärte Gerion schmunzelnd, »aber er hatte wohl vergessen, was es mit der Jagd auf sich hat. Nun ja, zum Glück ist es ihm dann noch eingefallen.

»Wo sie nur bleiben? Es ist ja schon fast finster.« Selissa hockte auf den Wagenstufen und spähte den Pfad hinab, über den Gerion und Graf Arvid vor ein paar Stunden verschwunden waren.

»Sie werden schon kommen«, erwiderte Algunde aus dem Wageninnern. Sie sprach mit vollem Mund, denn sie war eben damit beschäftigt, einen alten harten Brotkanten zu zerkauen, um ihn, verrührt

mit einem Rest Milch und ein wenig Zuckerwasser an Erborn zu verfüttern. Selissa beobachtete, wie das hölzerne Löffelchen zwischen den Lippen des Kleinen verschwand und sauber abgelutscht wieder zum Vorschein kam. Sie rümpfte die Nase. »Dein Sohn scheint mir ein rechter Feinschmecker zu sein. Wie er diesen Brei hinunterbekommt, ist mir ein Rätsel.«

Algunde hatte beim Füttern gedankenverloren die eigenen Lippen geöffnet und geschlossen. »Ich muß morgen Milch besorgen«, sagte sie, ohne über Selissas Spöttelei zu lächeln. »Wenn ich ihn doch nur stillen könnte! Stellt Euch vor, die Edle von Stubbo hat ihren Kleinen gestillt, bis er auszog, um auf die Kriegerakademie zu gehen. Das hat mir meine Base erzählt. Bei mir hat es mit dem Stillen nie richtig geklappt. Weil ich keinen Mann habe, sagt meine Mutter. Aber das ist Quatsch - so manche Amme hat keinen Mann.« Sie betupfte Erborns Lippen und legte ihn in seinen Korb zurück. »Da lachst du, hm? Da bist du nun zufrieden, hm? Wenn du wüßtest, wie schwer es ist, das Brot nicht hinunterzuschlucken, wenn man es erst einmal im Mund hat... Oh, ich habe solchen Hunger!« Algunde ließ sich bei der Wagentür auf die Fersen nieder und spähte nun gemeinsam mit Selissa den Pfad entlang. »Bestimmt kommen sie nun bald«, sagte sie noch einmal und fuhr dann unvermittelt fort: »Euer Herr Hochwohlgeboren ist ein sehr schöner Mann - groß und stark, und wenn er lacht, muß ich immer mitlachen. Da könnt Ihr wohl froh sein, daß Ihr einen solchen Verlobten habt.«

»Das bin ich auch, Arvid ist ein guter Mann.«

»Werdet Ihr nun mit ihm ins Bornland ziehen?«

»Nicht sofort. Erst muß ich in Wengenhalm jemanden zur Rede stellen und mir zurückholen, was mir gehört.« Selissa preßte die geballte Faust gegen die Zähne. »Nein, so kann ich nicht ins Bornland gehen. So nicht.«

»Ja, habt Ihr denn keine Furcht, nach Wengenhalm zu ziehen? Ich meine, der Herr Gerion hat erzählt, man sucht nach Euch. Und man könnte Euch in Wengenhalm oder Jergenquell eine Falle stellen. Und der üble Graf Wengenhalm trachtet Euch bestimmt nach dem Leben. Das muß er schon, denn wenn...«

Selissa fuhr ihr hitzig ins Wort: »Was redest du da? Meinst du, ich kenne die Gefahren nicht, die auf mich warten? Gewiß habe ich Angst, aber soll ich ihr etwa folgen? Soll der Schuft, der meinen Vater und meinen Bruder umgebracht hat, ungestraft davonkommen, nur weil ich es vorziehe, meine Haut zu retten?«

Algunde war bei Selissas heftigen Worten zusammengezuckt. Nun antwortete sie mit zaghafter Stimme: »Aber ich meine ja nur... Ich meine, wenn Ihr nach Wengenhalm geht und wenn Ihr da getötet werdet, dann war doch alles umsonst. Die ganze Mühe, die sich der Herr Gerion gemacht hat, um Euch aus dem Gefängnis zu holen...«

Selissa legte der Magd versöhnlich die Hand auf die Schulter. »Du bist wirklich ein gutes Kind. Verzeih, daß ich dich eben so angefahren habe. Denkst du nicht, der Gaukler hat mich aus dem Kerker befreit, damit ich das tun kann, was ich tun will - oder tun muß? Aber nicht, damit ich mich für den Rest meines Lebens verkrieche, hm? Frag ihn doch einmal, wenn er zurückgekehrt ist, warum er mir geholfen hat. Du wirst sehen, daß er mir recht gibt.«

Algunde schwieg eine Weile. Dann schüttelte sie den Kopf. »Da bin ich mir nicht so sicher. Der Herr Gerion ist kein Krieger; er denkt nicht so wie Ihr, eher so wie ich, glaube ich. Und da meine ich, er hat Euch herausgeholt, damit Ihr leben sollt.« Sie lächelte versonnen. »Er sagt allerdings, daß er es nur getan hat, weil Ihr ihm noch hundert Dukaten schuldet...«

Auch Selissa lächelte. »Er ist ein witziger Geselle, ich mag ihn sehr. Schade, daß wir nicht mehr lange zusammenbleiben werden. Ich werde

ihn vermissen. Hast du dir schon überlegt, wohin du dich wenden willst? Arvid und ich können dich ja schlecht ins Wengenholmsche mitnehmen. Vielleicht kannst du Gerion noch einige Zeit begleiten, vielleicht braucht er eine tüchtige Magd...«

Algunde wischte sich verstohlen mit den Handballen über die Augen. »Keiner braucht mich«, murmelte sie leise und fuhr dann etwas lauter fort: »Gerion mag keine Frau in seinem Wagen haben - das hat er mir selbst gesagt. Und ich habe ihm auch versprochen, daß wir ihm nicht lange lästig fallen, Erborn und ich. Ich habe ihm erzählt, daß ich eine Tante in Elenvina habe und daß ich zu ihr gehen wolle, aber das hat nicht gestimmt. Ich meine, ich habe schon eine Tante in Elenvina, aber die ist ein böses, geiziges altes Weib - zu der kann ich nicht kommen. Aber vielleicht ziehe ich wirklich nach Süden. Wenn ich ein bißchen Glück habe, kann ich Jangu finden, und dann kann ich ihm Erborn zeigen. Wir könnten dann heiraten. Jangu könnte in einer Sattlerei arbeiten, er versteht sich gut auf Ahle und Leder. Ich würde das Haus hüten, und wenn klein Erborn ein bißchen älter geworden ist, könnte ich für die Leute in unserer Straße die Pferde versorgen...« Sie brach plötzlich ab. »Ich finde Jangu niemals wieder«, sagte sie leise. »Nun, nun, hast du mir nicht versprochen, nicht mehr soviel zu weinen?« mahnte Selissa. »Wie kannst du schon verzweifeln, bevor du es noch versucht hast. Du mußt...« Sie stutzte. »Da bewegt sich etwas auf dem Pfad. Sie sind es! Sie kommen zurück.«

Als Gerion und Arvid mit ihrer Beute zurückkehrten, war längst die Nacht über den See gesunken. Es dauerte eine Weile, bis Arvid und Algunde das Tier mit einem Messer und einem Dolch ausgeweidet und gehäutet hatten, und noch viel mehr Zeit verstrich, bis der Braten so lange über dem Feuer gehangen hatte, daß die äußeren Schichten genießbar geworden waren. Erst spät in der Nacht hatten alle ihren Hunger gestillt, und Arvid, Selissa und Algunde mit dem kleinen Erborn hat-

ten sich zum Schlafen in den Wagen zurückgezogen. So war Gerion, der das Gefühl hatte, so bald ohnehin keinen Schlaf zu finden, beim Feuer zurückgeblieben, um - wie er sich ausdrückte - »Wache über das Land und den Braten zu halten«. Einige Zeit hatte er das Feuer noch mit neuen Scheiten versorgt, damit am nächsten Morgen ein halbwegs garer Ziegenbraten zum Verzehr bereit stünde, dann hatte er es allmählich niederbrennen lassen, ins Dunkel geschaut, wo er die Fläche des Angbarer Sees eher ahnen als sehen konnte, und dem behaglichen Schnarchen des alten Gurvan gelauscht, der sich bis zum Bersten mit allerlei Gekröse und Geschlinge vollgestopft hatte und mit sichtlich aufgeblähtem Leib an Gerions Seite lag.

»Soll ich dich wecken, wenn was los ist, Alter?« fragte Gerion leise. »Ich meine ja nur - wäre doch peinlich, wenn du als Wachhund bedeutende Ereignisse verpaßt, hm?« Gurvan schien unempfänglich für solchen Spott. Er schmatzte nur ein-, zweimal kurz und schnarchte dann weiter.

Vom See war ein leises Glucksen zu hören. Während Gerion noch darüber nachsann, ob dieses eine Glucksen sich nicht irgendwie von den anderen wäßrigen Geräuschen unterschieden hatte, die stets vom Seeufer herüberdrangen, vernahm er das leise Tappen schleichender Füße. Ohne den Kopf zu heben, öffnete er die Augen und spähte durch den Liedspalt: zwei, nein, drei Gestalten, zu wenige, als daß es Häscher aus Ferdok sein konnten, eher schon...

»Oh, oh, so später Besuch!« krächzte Gerion mit schriller, aber zaghafter Greisenstimme. »Was führt euch denn her, ihr drei Wanderer?« Die drei traten in den schwachen Lichtschein des sterbenden Feuers, alles drei Frauen, wie Gerion mit raschem Blick feststellte.

»Ja, es ist spät, und du solltest längst schlafen, alter Gaukler, findest du nicht?« Gesprochen hatte die mittlere und größte der drei, eine korpulente Person mit einer dunklen Haube. In der Faust trug sie einen lan-

gen Säbel. Auch die anderen beiden hielten Waffen, schmucklose Rapie-
re, in den Händen. »Da hast du dein Feuerchen so geschickt gebaut, daß
man es von der Straße nicht sehen kann, hm?« hämte die Dicke. »Aber
an die Seeseite hast du nicht gedacht. Was soll nun aus dir werden,
wenn dich die Seepiraten erspähen? Hast du darüber schon mal nachge-
dacht?«

Gurvan wachte auf, blinzelte die Fremden an und knurrte. Gerion griff
nach seinem Halsband. »Ruhig!« mahnte er leise, dann hob er angstvoll
die Stimme. »Seepiraten, bei allen Zwölfen! Daran habe ich nicht ge-
dacht.«

Die drei waren näher herangekommen und standen nun etwa drei
Schritte von Gerion entfernt. Die Wortführerin steckte in einer abge-
wetzten Lederrüstung, die beiden anderen - sie hatten Tücher um die
Köpfe gewickelt - trugen weite helle Hosen und schwere dunkle Jacken:
Flußschiffer und Fischer bevorzugten solche Kleidung.

»O ja, bitterböse, ekelhafte Piraten«, erklärte die Frau in der Leder-
rüstung grinsend, »die einem alten Sack wie dir ruckzuck die Gurgel
durchschneiden und ihm das Geld wegnehmen. Drum gib es lieber uns,
Alterchen. Wenn du nichts hast, werden dir die Piraten nichts tun. Du
siehst, wir sind gekommen, um dir das Leben zu retten. Darum nennt
man uns auch die ›guten Feen vom See‹.«

Gerion begann zu zittern. »Aber, aber, ich bin nur ein armer Gaukler!«
zeterte er. »Ich habe gar kein Geld, nicht einen Heller, gute Feen. Ihr
müßt mir glauben!«

Die Dicke kam einen Schritt näher und hob den Säbel. »Halt uns nicht
zum Narren, du Klappergestell! Ihr Gauklergesinde habt immer ein paar
Taler zur Seite geschafft! Her damit, aber flugs, sonst hast du dir heute
nacht zum letzten Mal die Hosen benäßt.«

Gerion schickte sich an, sich zu erheben. »Es ist im Wagen«, fistelte er.
»Ich will es für Euch holen.«

»Du rührst dich nicht von deinem Arsch!« schnauzte die Dicke.

»Krabbelst in deinen Karren, und wenn du wieder herauskommst, hältst du eine Armbrust in den Fingern, ha? Glaubst du, wir sind von gestern? Hitta, sieh nach, ob du was findest!«

»Bitte, bitte, seht selber nach!« krächzte Gerion. »Ich rühre mich nicht von der Stelle!«

Eine der Räuberinnen stieg die Wagenstufen hinauf und riß die Tür auf. Ein dumpfer Laut war zu hören, und die Frau flog rücklings durch die Luft wie von einem auskeilenden Pferdehuf getroffen. »Bei Rondra!« tönte aus dem Dunkel Arvids kräftige Stimme. »Diese Tölpel hat uns die Göttin persönlich geschickt!«

Die Dicke vor Gerion war zusammengezuckt, ihr Blick flog aufgeregt von dem Zauberer zum Karren und zurück. Sie hob den Säbel zum Schlag, wich aber gleichzeitig einen halben Schritt zurück. Gerion hob die Rechte und deutete in zierlicher Geste mit zwei Fingern auf die Frau. »Blitz dich find!« zischelte die Stimme des Zauberers.

Die Räuberin wollte den Säbel niedersausen lassen, aber zwischen ihr und dem alten Mann am Feuer war ein gleißendes Licht aufgesprungen, eine grellweiße Flamme, die der Frau in die Augen stach. Sie hob zum Schutz die Linke, hörte wiederum diese schreckliche Stimme, die halblaut »Gurvan, schnapp sie dir!« raunte, spürte die gräßliche Zackenzange eines Hundgebisses an der Waffenhand, warf sich herum in wildem Schrecken und erlebte eine zweite Entladung, diesmal gepaart mit einem fürchterlichen Schmerz im Schädel, sah rote Flammenwände aufflackern, hörte ein grauenhaftes Rauschen, das alle anderen Laute aus ihren Ohren vertrieb, und stürzte endlich vornüber in endlose Schwärze...

»Aus, Gurvan! Laß sie los!« kommandierte Gerion und warf das dicke Holzscheit, das er der Räuberin auf den Kopf geschlagen hatte, ins Feuer zurück. Er schnallte der Dicken den Waffengurt ab, fand einen

Dolch in ihrem Stiefel, trennte damit den Brustbeutel von seinem ledernen Halsriemchen ab und untersuchte rasch den Inhalt: immerhin fast acht Dukaten in allerlei verschiedenen Münzen. Welche armen Schlucker mochten diese Geldstücke einst besessen haben? Gerion zählte drei Silbertaler in den Beutel zurück und warf ihn der bewußtlosen Räuberin auf den Bauch.

Aus dem nächtlichen Dunkel stapfte Selissa heran. »Die Dritte ist mir entwischt!« verkündete sie mit zorniger Stimme. »Ich glaube, sie ist geradewegs in den See gerannt. Das Boot, mit dem die drei gekommen sind, ist jedenfalls noch da.«

Arvid hielt die Frau, die er bei der Wagentür niedergeschlagen hatte, am Jackenkragen gepackt und schleifte den reglosen Körper durch das Gras. »Ich habe Euren Schemel zerbrochen, Meister Gerion«, erklärte er schulterzuckend. »Bei allen Zwölfen - hat dieses Weib einen harten Schädel.« Das Gesicht der Bewußtlosen war an der rechten Seite rötlich verfärbt. Über ihrem Wangenknochen war die Haut aufgeplatzt, das rechte Auge von einer Schwellung bereits halb geschlossen. Arvid warf einen prüfenden Blick auf das Gesicht der Räuberin, murmelte etwas wie »Wird es schon überleben - war auch vorher keine Schönheit«, griff dann nach ihrem Rapier und vollführte ein paar heftige Streiche durch die Luft. »Ach, ist das ein gutes Gefühl, endlich wieder ein anständiges Eisen in der Faust zu haben«, stellte er fest. Er warf Selissa den Säbel der Anführerin zu. »Hier, fang auf! Du brauchst nun auch nicht mehr nackt zu gehen.«

»Die Schuhe, Frau Baronin«, sagte Algunde, die eben mit dem quengelnden Erborn auf dem Arm aus dem Wagen geklettert war, »nehmt Euch ihre Schuhe! Die sind gar nicht schlecht in Schuß, und ich will sie Euch wohl putzen...«

Selissa streifte der Räuberin die schlammverkrusteten Spangenschuhe von den Füßen und schlüpfte hinein. »Tatsächlich, sie passen!« Sie

wischte ein paarmal mit den Schuhen durch das Gras, um den Schmutz abzustreifen. »Putzen werde ich sie schon selber«, sagte sie lächelnd zu Algunde. »Du bist jetzt nicht mehr meine Magd - du bist jetzt meine Freundin.«

»Eure Freundin? Aber...« Algunde suchte nach Worten. Wäre es nicht so dunkel gewesen, hätte man die tiefe Röte gesehen, die plötzlich ihre Wangen überzog. »Aber das geht doch nicht, Ihr...«

»Schluß mit ›Ihr‹, Schluß mit ›Frau Baronin‹, wenn ich bitten darf!« Selissa hatte eine spöttisch-ernste Miene aufgesetzt. »Du willst doch mit deiner Freundin nicht sogleich einen Streit anfangen, oder?«

»Da kann ich ja wohl schlecht zurückstehen«, sagte der Graf von Geestwindskoje mit einem breiten Lächeln. Er streckte Gerion die Rechte entgegen. »Nenn mich Arvid, mein Freund!« Über den Körpern der bewußtlosen Räuberinnen schüttelten die vier sich immer wieder die Hände und nannten sich ihre wohlbekanntesten Vornamen. Als Selissa eben dem kleinen Erborn den Zeigefinger hinstreckte und fragte: »Wie ist es mit Euch, Meister Erborn, wollt Ihr nicht auch einschlagen?«, wachte die Anführerin der Räuber auf. Ihre Hand fuhr zum Hinterkopf, während sie vorsichtig in die Runde blickte. »Erbarmen!« stammelte sie. »Ich habe drei kleine Kinder daheim und einen alten blinden Vater...«

Gurvan knurrte, und die Räuberin brach ab. Gerion blickte nachdenklich auf sie hinab, dann wandte er sich an Arvid: »Ich bin dafür, wir erschlagen sie auf der Stelle, Herr Hauptmann... Sie baumelt sowieso - wir könnten ihr die grauenhaften Verhöre in Ferdok ersparen. Das wäre eine menschliche Tat.«

Die Räuberin stieß einen unterdrückten Schmerzenslaut aus.

»Wo haust du? Wo ist dein Unterschlupf?« herrschte Arvid die Frau an. »Nicht weit von hier, Euer Ehren! In einem Haus am Ufer, da drüben irgendwo.« Ohne sich zu erheben, deutete sie zum See.

»Ach, Herr Inquisitor«, sagte Arvid zu Gerion. »Ich bin heute so milde gestimmt. Vielleicht stammt meine weiche Stimmung daher, daß ich in diesen Tagen schon allzu vielen von diesen Galgenvögeln das Licht ausgeblasen habe. Wir wollen das Blutvergießen für einmal unterbrechen. Warum lassen wir also diese Schurkinnen nicht einfach ziehen? Sie haben ihre Lektion bekommen.«

Gerion wiegte nachdenklich das Haupt. »Ich weiß nicht, ob ich das billigen kann. Seht einmal Hauptmann: Das Unternehmen ›Angbarer Räuberhatz‹ ist für eine Woche angesetzt. Dieser dicke Tölpel schafft es doch niemals, eine Woche still in seiner Hütte sitzenzubleiben. Was wird also geschehen? Unsere tumbe Ogerin wird einer anderen Häschergruppe in die Arme laufen, und dann wird alsbald herauskommen, daß Ihr, werter Hauptmann, unzulässige Milde habt walten lassen. Dann wird die Dicke doch noch aufgeknüpft, und Ihr werdet Schwierigkeiten mit der Behörde in Gareth bekommen. Das ist es doch nicht wert.«

»Ich werde nicht...«, jammerte die Räuberin. »Nicht einen Schritt aus der Hütte werde ich... Bei Phex... äh... bei allen Zwölfen! Ich schwöre, niemand wird uns zu Gesicht bekommen!«

»Na seht Ihr, Euer inquisitorische Großartigkeit.« Arvid deutete eine Verbeugung vor Gerion an. »Sie hat schon verstanden, worauf es ankommt. Man könnte Gnade walten lassen...«

Der Zauberer runzelte die Stirn. »Wenn Ihr die Verantwortung übernehmt, Herr Hauptmann...«

»Das will ich wohl tun.« Arvid beugte sich über die Räuberin. »Also gut, ich werde es zwar bereuen, aber ich will Phex einmal gefällig sein - obwohl ich nicht weiß, ob er seine Hand auch über solches Gelichter wie deinesgleichen hält. Greif dir deine schlummernde Kumpanin, und dann troll dich - so schnell dich deine Füße tragen! Na los, worauf wartest du noch? Scher dich heim zu deinen Kindern! Und bestell deinem alten blinden Vater einen schönen Gruß von Hauptmann Bardo Blutfaust!«

Wieselflink und unter zahllosen beflissenen Verbeugungen richtete sich die dralle Räuberin auf. Sie zog ihre bewußtlose Gefährtin an einem Arm in die Höhe, schob ihr die Schulter unter die Achsel und hastete schnaufend und ächzend zum Seeufer davon.

»Es liegt kein Segen auf der Räuberei, wenn man einen hohlen Kopf hat!« rief Gerion ihr nach. »Vergiß das nie, meine stämmige Tochter!«





10. Kapitel

Graf Erlan rückte den kurzen schwarzen Umhang auf den Schultern zurecht, legte die Linke auf den Schwertknauf und durchmaß mit federnden Schritten die große Halle. Ohne den Hut zu lüpfen, griff er mit Daumen und Zeigefinger an die Krempe, um einen möglichst knappen Gruß anzudeuten. Die Geste galt einer Gruppe von Männern und Frauen, die in dunklen, teils pelzverbrämten, teils mit weißen Spitzenkragen geschmückten Gewändern bei den hohen schmalen Fenstern auf der rechten Seite der Halle standen: Kaufleute und Gildner, wie Erlan mit einem raschen Blick festgestellt hatte - auch der Angbarer Bürgermeister war unter ihnen sowie eine Handvoll Zwerge, auch diese in Festtagsgewändern und mit ordentlich gekämmten Bärten -, aber niemand von höherem Adel. Also quittierte der Graf das gedämpfte, unwillige Gemurmel, das sich erhob, als er ohne weitere Umschweife an der Gruppe vorüberschritt, mit einem spöttischen Lächeln. Sein Ziel war die zweiflügelige, von zwei Hellebardieren flankierte Tür an der Stirnwand der Halle. Mit dem Rücken zur Tür stand ein schwarz-grün livrierter Lakai, der dem heranschreitenden Grafen mit einer Mischung aus Borniertheit und Verunsicherung entgegenblickte.

»Neu im Amte?« fragte Erlan, als er vor dem jungen Mann stand, und fuhr sogleich fort: »Nun, dann wollen wir es dieser Tatsache zuschreiben, daß du dem Grafen von Wengenholm den gebührenden Gruß verweigerst.« Er wartete ab, bis der Lakai sich wieder aus einer hastigen und überaus tiefen Verbeugung erhoben hatte.

»Jetzt aber flugs! Melde mich dem Fürsten - meine Sache duldet keinen weiteren Aufschub.«

Der Livrierte öffnete die Tür. Graf Wengenholt trat einen halben Schritt hinter ihm ins Zimmer und schob ihn zur Seite, bevor er seine Anmeldung ausgesprochen hatte. Während Erlan tiefer in das fürstliche Arbeitszimmer schritt, riß er sich den Hut vom Kopf und schwenkte ihn in ausladender Geste. »Praisos zum Gruße, Euer Durchlaucht! Wie ich sehe, haben Durchlaucht die Reise in gutem Zustand hinter sich gebracht. Diese Neuigkeit ist mir eine Freude und zugleich Trost in üblen Zeiten.«

In der Tat zeigte das Gesicht des Fürsten eine gesunde, bäuerlich rote Farbe - so als ob er jüngst viel Zeit im Freien verbracht hätte. Die breite Stirn unter dem kurzgeschnittenen grauen Haar hatte sich ob der plötzlichen Störung unwillig gerunzelt, und es dauerte ein paar Augenblicke, bis sich Fürst Eberstamms Züge zu einem erkennenden Lächeln glätteten und er den Grafen mit einem »Praisos zum Gruße und Ingerimms Segen!« begrüßte. Der Fürst saß in einem dunkelroten Ohrensessel hinter einem riesigen Schreibtisch aus dunkelbraunem, fast schwarzem Holz. Vor dem Tisch stand neben einem hochlehnigen schmalen Stuhl eine wohlbeleibte Dame in Kaufmannstracht. Die Händlerin war aufgesprungen, als Graf Erlan das Zimmer betreten hatte. Sie hielt eine riesige Haube wie einen Schild vor die Brust und neigte den Kopf tief vor dem Neuankömmling. Am linken Kopfende des Tisches saß eine schlanke, in feines graues Tuch gekleidete Gestalt mit blonden, seidig glänzenden Locken. Reichsritter Duridan, der Kanzler des Kosch, wie Graf Erlan zu seinem Mißbehagen konstatierte: Lieber hätte er den Fürsten allein angetroffen.

Der Kanzler erhob sich zu einer raschen Verbeugung - »Praisos zum Gruße, Euer Hochwohlgeboren!« - und ließ sich wieder in den Sessel sinken. Dann forderte er mit einer einladenden Handbewegung die

Händlerin, die ihre Rede bei Graf Erlans Eintritt unterbrochen hatte, zum Weitersprechen auf. Die Frau warf einen scheuen Blick auf den Fürsten und den neben ihr stehenden Grafen und hob zögernd an: »Wenn aber - Euer Durchlaucht werden mich verstehen - die Lasttarife durch eine verbotene Absprache der Schiffer...«

Graf Erlan unterbrach sie augenblicklich mit einem vernehmlichen Seufzer. »Gute Frau, seht Ihr denn nicht, daß jetzt nicht die rechte Zeit ist für Euer Gejammer? Ich bin von Burg Wengenhalm hierher geeilt, um mir von Seiner Durchlaucht von Seiner Reise und den wichtigen Dingen, die in der Welt geschehen, berichten zu lassen. Dagegen wird Eure Sache wohl noch ein wenig warten können. Warum begeben Sie sich nicht flugs hinaus in die Halle, wo Ihr auf Euresgleichen stoßen werdet und Euch gehörig austauschen könnt?« Er zwinkerte dem Fürsten verschwörerisch zu. »Na, was denn, worauf wartet Ihr noch?« Die Frau sah den Fürsten und den Kanzler fragend an. Da aber von keiner Seite ein Widerspruch zu hören war, murmelte sie ein kaum vernehmliches »Ja, aber...« und zog sich unter mehrfachen Verbeugungen zur Tür zurück.

Graf Erlan ließ sich auf dem Stuhl vor dem Schreibtisch nieder. »Durchlaucht, nun erzählt! Durchlaucht müssen schrecklich viel interessante Dinge erlebt und gesehen haben; ich bin außerordentlich aufgeregt, wenn ich daran denke.« Bevor der freundlich lächelnde Fürst zu seinem ersten Wort ansetzen konnte, wandte sich der Graf in beiläufigem Tonfall an den Kanzler: »Da werdet Ihr Euch nun auch zurückziehen mögen, lieber Duridan: Politik wird ja zur Zeit nicht verhandelt. Ich bin mir sicher, Seine Durchlaucht wird Euch gern für den Moment entlassen.«

»Stimmt, Duridan!« rückte der Fürst. »Trollt Euch, wenn Ihr möchtet. Ihr werdet wichtigere Dinge zu tun haben.«

Der junge Kanzler setzte, während er sich dem Grafen zuwandte, ein

feines Lächeln auf. »Wie Ihr wißt, Hochwohlgeboren, ist seine Durchlaucht erst vorgestern von der Fahrt zurückgekehrt, so daß sich für mich noch gar keine Gelegenheit ergab, einen Reisebericht zu hören, auf den ich im übrigen gerade so schrecklich« - er gab dem Wort ›schrecklich‹ eine besondere Betonung - »gespannt bin, wie Ihr es seid. Also will ich verweilen und lauschen, auf daß seine Durchlaucht nicht alle Dinge zweimal berichten muß. Und falls die Rede - wider jedes Erwarten - doch auf die Politik kommen sollte, so bin ich sofort zur Stelle.«

»Da hat er recht, Graf Erlan«, sagte der Fürst. »Bleib also da, Duridan, aber verschone Uns mit deinen Spötteleien - du weißt schon, was Wir meinen. So, und nun laßt Uns überlegen, damit Wir auch ganz von vorn beginnen und nichts Wichtiges vergessen.«

Tatsächlich begann Fürst Blasius mit der allerersten Reiseminute und mit einer Schilderung, wie beim Verlassen des Hofes das schlampig angeschirrte Leitpferd mitsamt Kummet von der Deichsel gegangen war und erst wieder eingefangen werden konnte, indem man es mit einem Büschel Karotten lockte, welche herbeizuschaffen eine empörend lange Zeit in Anspruch genommen hatte, während doch im Efferdmonde kein Mangel an Rüben jeder Art herrschen sollte. Von hier an nahm eine Erzählung ihren Ausgang, die an Ausführlichkeit und epischer Breite nichts zu wünschen übrig ließ. Nach einiger Zeit hatte Graf Erlan, auf dem harten Stuhl seine Haltung gewechselt, diese rutschenden Bewegungen hatten nach und nach an Häufigkeit zugenommen, und schließlich hatte der Graf seinen Platz verlassen, um vor dem Schreibtisch auf und ab zu wandern. Derweil räkelte sich der Kanzler in seinem Polstersessel und achtete darauf, daß der Fürst den Faden nicht verlor. Wann immer seine Durchlaucht die Erzählung zu verlassen drohte und sich mit der Frage »Nun erzählt Ihr einmal - wie steht's daheim auf Wengenholm?« an den Grafen wandte, wußte der Kanzler mit einem locker eingeworfenen Satz (»Was denn, die ganze Strecke in nur zwei

Tagen?« oder »Tatsächlich - in dieser Einöde Euer Leibgericht: Magen von der Bache?«) den Fürsten wieder zu seiner Erzählung zurückzubringen. Währenddessen umspielte die Lippen des Kanzlers ein stetes feines Lächeln, das um so freundlicher wurde, je öfter ihn die finsternen Blicke Graf Erlans trafen.

Im Kosch galt es als offenes - und jedermann außer dem Fürsten bekanntes - Geheimnis, daß zwischen den Wengenholms und den Sighelms, zu deren Geschlecht der Kanzler Duridan gehörte, eine alte Fehde schwelte, daß es aber in der Art beider Häuser lag, einen solchen Konflikt nicht offen auszutragen, sondern daß jede Partei lieber im stillen versuchte, dem Gegner schmerzhaftere Treffer zu versetzen. Einen besonders empfindlichen Hieb hatte die alte Baronin Erma von Sighelms-Halm gesetzt, als es ihr gelang, unter dem Appell an eine Jugenderinnerung, die sie mit dem Fürsten teilte, ihren Neffen Duridan vor zwei Jahren in das Kanzleramt zu hieven. Graf Erlan hatte den Reichsritter seit langer Zeit nicht gesehen, aber er haßte ihn vom ersten Moment ihrer neuerlichen Begegnung mit der gleichen Inbrunst wie in jener fernen Knabenzeit, da er während einer Totenfeier versucht hatte, dem Sighelmser mit einem einzigen Ruck das geckenhafte Seidenhaar vom Schädel zu reißen.

Was Duridan für den Grafen von Wengenholm empfand, war seiner Miene nicht zu entnehmen, denn er bedachte ihn fortwährend mit dem freundlichsten und höflichsten Lächeln. Nur einmal nahm sein Gesicht den Ausdruck tiefsten Bedauerns an, nämlich als er dem Grafen zwischendurch mitteilte, daß dieser nicht auf ein weiteres Treffen mit dem Fürsten am nächsten Tag hoffen könne, da eine Gesandtschaft aus Andergast seine Durchlaucht den ganzen Tag hindurch in Anspruch nehmen werde. »Wenn Ihr also doch etwas vor tragen möchtet, Hochwohlgeboren, so werdet Ihr es wohl jetzt gleich tun müssen.« Aber der Graf hatte noch einmal versichert, daß er nur wegen des fürst-

lichen Reiseberichtes gekommen sei und seine Wanderung durch das Zimmer wieder aufgenommen, von den lächelnden Blicken des Kanzlers begleitet.

Als ferne Gongschläge die fünfte Stunde und somit das nahe Ende der fürstlichen Audienzzeit verkündeten, der Fürst aber noch nicht einmal die Hälfte der Hinreise beschrieben hatte, warf Graf Erlan einen ver zweifelten Blick zur Decke. Dann blieb er jäh vor dem Schreibtisch stehen und sagte mitten in die Schilderung einer wahrhaft prachtvollen Bootsfahrt hinein: »Da Euer Durchlaucht mich eben nach dem Stand meiner Dinge fragten - nun, da gäbe es schon einiges zu besprechen.« Der Fürst schwieg verduzt. Der Kanzler sagte in die plötzliche Stille hinein: »Wollt Ihr denn nicht hören, wie Seine Durchlaucht schließlich doch noch vor Anker gehen konnte...? Eiei, da soll nun wohl doch von Politik die Rede sein? Wie gut, daß ich geblieben bin!«

Graf Erlan biß sich auf die Unterlippe. Eines Tages würde er diesen Gecken, diesen Laffen von einem Kanzler, zu fassen bekommen! Dann mochten ihm die Zwölfe gnädig sein!

Der Fürst runzelte wiederum die Stirn. »Nun denn, so sprecht, lieber Graf. Unsere Geschichte können Wir auch ein anderes Mal zu Ende bringen... Was habt Ihr auf dem Herzen?«

Graf Erlan zwang sich, seiner Stimme einen ruhigen Klang zu geben: »Es geht um diese Answinistenrebelln, diese Jergenquells.«

Fürst Eberstamms Gesicht nahm einen finstern Ausdruck an. »Wir haben von der Affäre gehört; man hat Uns per Brief und Boten während Unserer Fahrt ins Bild gesetzt. Eine schlimme Sache, schlimm, schlimm! Wer hätte das vom alten Lechdan und der kleinen Selissa gedacht? Eine alte Familie - Adel aus dem Kosch mit Leib und Seele - und nun dies! Ist denn wirklich alles hieb- und stichfest erwiesen? Haben sie tatsächlich mit diesem Erzverbrecher Rabenmund paktiert?«

»Es gibt nicht den kleinsten Zweifel«, erwiderte der Graf.

Im gleichen Atemzug sagte Duridan: »Bisher hat kein Urteil die Schuld bestätigt.«

»Nun, was soll Uns dieser Wirrwarr?« polterte der Fürst. »Einer nach dem anderen, meine Herren! Graf, die Reihe ist an Euch.«

Graf Wengenholt trug in gemessener Redeweise die Geschichte der Verschwörung der Jergenquells vor. Er verwies auf Zeugenaussagen, Dokumente und belastende Unterschriften, Schriftstücke, die er jederzeit aus den fürstlichen Gerichtsstuben herbeischaffen könne, und kam endlich auf die Flucht der Gardistin Selissa zu sprechen. Ein offeneres Schuldgeständnis könne es wohl kaum geben, und so lege diese Tat die Vermutung nahe, daß Selissa die eigentliche Rädelsführerin gewesen sei und ihre Familie in diesen Sumpf des Verrats und der Rebellion verstrickt habe, dabei aber so gerissen vorgegangen sei, daß es gegen sie keine schriftlichen Beweise gebe.

»Und sie hat einen dieser Leut aus Gareth niedergehauen«, murmelte der Fürst, auf dessen Stirn sich das Netzmuster tiefer Falten wiederum verstärkt hatte, »das nehmen Wir ihr sehr übel. Eine Menge Ärger und umständlicher Korrespondenz kommt da auf Uns zu; womöglich steht Uns auch noch ein Besuch des Barons ins Haus... Dazu wollen Wir der Dame gern ein paar passende Worte sagen.«

Graf Erlan verbeugte sich. »Das kann ich mir vorstellen. Doch wenn ich Eure Durchlaucht auf einen wichtigen Punkt aufmerksam machen darf: Um das Weib zur Rede zu stellen, müssen Eure Durchlaucht es erst einmal haben.«

»Alberner Einwand, das!« murrte der Fürst. »Man sucht ja bereits nach ihr, nicht wahr, Kanzler?«

Bevor Duridan etwas erwidern konnte, deutete Graf Erlan bereits mit so dramatischer Geste zum Fenster, daß der Fürst unwillkürlich in die gleiche Richtung schaute. »Das ist gerade eines meiner Anliegen, Eure Durchlaucht! Da draußen läuft eine Mörderin und Verräterin frei herum,

und es wird, meiner Meinung nach, beileibe nicht alles getan, um sie zur Strecke zu bringen!«

Mit einem verwirrten Kopfschütteln wandte der Fürst den Blick vom Fenster ab und dem Kanzler zu. »Duridan, was sagt Ihr dazu? Ihr habt Euch doch in dieser Sache nichts vorzuwerfen, oder?«

Das Lächeln war aus Duridans Gesicht gewichen. »Aber gewiß nicht«, versicherte er. »Es wurde alles Notwendige angeordnet.«

»Eben nicht!« Der Graf hieb die rechte Faust in die geöffnete Linke.

»Was sagen Eure Durchlaucht zu einem Kopfgeld von lächerlichen fünfzig Dukaten? Erscheint das angemessen? Mancher Kinderschänder oder Brandstifter ist dem Fürstenhaus in der Vergangenheit mehr wert gewesen!«

Duridan zuckte verlegen die Achseln. »*Und immer daran denken, lieber Kanzler: Sparen, sparen, sparen:* Euer Durchlachts letzte Worte vor der Abreise...«

»Nun ja, Duridan, alles zu seiner Zeit! Wir legen das Kopfgeld hiermit auf ein-, nein, zweihundert Dukaten fest. Zufrieden, Graf, oder gibt es noch etwas?«

»O ja. Euer Durchlaucht, es wurden viel zu wenig Schergen zum Aufspüren ausgeschickt.«

»Wir leben in unruhigen Zeiten, Euer Durchlaucht«, warf der Kanzler ein. »Man hielt es für unpassend, allzu viele Eurer Soldaten von strategisch wichtigen Plätzen abzuziehen und in die Wälder zu schicken... Auch mögen die Aufrührer den Kosch inzwischen längst verlassen haben. Sie werden nach Süden gezogen sein, in Richtung auf das aufwieglerische Almada. Euer Durchlaucht wissen schon: gleich und gleich gesellt sich gern.«

Fürst Blasius von Eberstamm hob die schweren Schultern und lächelte versöhnlich. »Nun, lieber Graf, wenn sie ohnehin schon fortgelaufen sind...«

Graf Erlan ließ sich erneut auf dem Stuhl vor dem Schreibtisch nieder, beugte sich vor und suchte die Augen des Fürsten mit eindringlichem Blick. »Daß sie fort sind, ist keineswegs erwiesen, Euer Durchlaucht. Ich hege - was den Fluchtweg betrifft - Vermutungen ganz anderer Art. Doch worum es hier vordringlich geht, ist der fehlende Eifer bei der Verfolgung der Verbrecher. Laßt mich ein Beispiel schildern: Als ich eben von der Flucht der Rebellin erfahren hatte, wandte ich mich an die Frau Oberst der Ferdoker Gardistinnen, daß sie eine Posse ausschicke. Das erschien mir angebracht, denn Euer Durchlaucht kennt gewiß den alten Jägerspruch: Es braucht Wölfe, um den Wolf zu hetzen...«

»Nein, kannten Wir nicht, aber es ist ein guter Spruch. Wir wollen ihn Uns wohl merken. Man braucht Wölfe, um den Wolf zu hetzen - guter Spruch, fürwahr.«

Graf Erlan zwang sich zu einem Lächeln. »Es schmeichelt mir, wenn Euer Durchlaucht sich einen meiner Sätze einprägen möchte, aber laßt mich fortfahren. Die Frau Oberst erwies sich in ihrem Antwortbrief als ausgesprochen unkooperativ: Von mir nehme sie keine Befehle entgegen, und schon gar nicht lasse sie sich und ihre Soldatinnen in irgendwelche Landadelsränke verstricken... Als ob es mir um so etwas ginge! Meine Sorge gilt dem inneren Frieden des Kosch und seinem Ansehen in Gareth an höchster Stelle, aber man unterstellt mir gemeine persönliche Motive! Ferner schrieb die Dame, Weisungen nehme sie, solange Euer Durchlaucht nicht anwesend seien, nur direkt aus Gareth, bestenfalls aber von Eurem Kanzler entgegen. Selbstverständlich habe ich mich unter diesen Umständen sofort an den Ritter Duridan von Sighelms-Halm gewandt, aber« - der Graf streifte den Kanzler mit einem Seitenblick - »ohne jedes Resultat!«

»In dieser Sache liegt mir kein Schreiben des Herrn Grafen vor«, sagte der Kanzler. »Möglicherweise hat man es mir noch nicht vorgelegt, weil man seine Wichtigkeit verkannte... Aber ich werde gleich morgen da-

nach forschen lassen...«

»Gleich morgen!« fuhr Graf Erlan aufgebracht dazwischen. »Da sehen Euer Durchlaucht selbst, was ich beklage: kein Eifer. Warum schickt man nicht gleich einen entsprechenden Befehl nach Ferdok zu den Lanzerinnen? Ist es wirklich meine Sache, darauf hinzuweisen, wie befremdet man in Gareth und besonders in der KGIA solche Passivität und Saumseligkeit aufnehmen wird...«

»Kann es wahr sein? Ihr wagt es, Euer Durchlaucht als saumselig zu bezeichnen?« Der Kanzler war aufgesprungen und hatte die Faust in theatralischer Geste erhoben.

Auch Graf Erlan sprang auf. »Ihr wißt sehr wohl, wen ich mit dem Tadel gemeint habe, mein Lieber!«

»Euch wird er gemeint haben, Kanzler«, erläuterte der Fürst. »Und ich muß auch sagen, Ihr erweist Euch als nicht eben schwungvoll. Wollt Ihr also gleich alles Notwendige veranlassen, wenn ich bitten darf! Und nun, meine Herren, setzt Euch wieder. Ihr wißt, solche Unruhe ist mir verhaßt. Ist Eurem Anliegen damit Genüge getan, Graf Erlan? Bedenkt bitte, Unsere Zeit ist knapp bemessen. Wir erwarten Gäste zur Abendspeise und müssen uns zuvor noch ein wenig erfrischen.«

Graf Erlan hatte sich, dem Wunsch des Fürsten folgend, erneut auf dem Stuhl niedergelassen. Nun stand er wieder auf, um mit einer Verbeugung seinen Abschied anzudeuten. »Mir scheint, daß nun endlich alles Erdenkliche getan werden wird, um Schaden vom Kosch abzuwehren. Mein Fürst, ich danke Euch für Eure Aufmerksamkeit.«

Auch Fürst Blasius erhob sich und streckte dem Grafen über den Tisch die Rechte entgegen. »So fahrt denn wohl, mein lieber Graf. Und wenn Ihr wieder einmal in Angbar weilt, so schaut doch bitte zu Uns herein, auf daß Euch der Rest zuteil werde.«

»Der Rest, Euer Durchlaucht, gewiß...« Der Graf bemühte sich, eine gewisse Ratlosigkeit in seinem Mienenspiel nicht allzu offenkundig zu

zeigen.

»Der Rest meiner Reiseerzählung, natürlich. Was hattet Dir gedacht?« Graf Erlan schwenkte den Hut und trat zwei Schritte nach hinten. »Es wird mir ein Hochgenuß sein, Euer Durchlaucht, weitere Abenteuer miterleben zu dürfen. Sobald es möglich ist, werde ich erneut vorstellig werden.« Nach zwei weiteren Schritten und neuerlichem Hutschwenken hatte der Graf die Zimmertür fast erreicht. »Ach, ehe ich's vergeß, eine kleine Sache noch...«

»Ja, was denn, lieber Wengenholm?« Der Fürst hob die Hand. »So sprecht.«

Während der Graf wieder näher an den Schreibtisch herantrat, zupfte er sich bedächtig ein Stäubchen von der Hutkrempe. »Wahrhaftig nichts Bedeutendes, Euer Durchlaucht, ein kleiner Federstrich sozusagen... Wenn Durchlaucht mir mit ein paar Worten die Schürfrechte auf dem Rotstein bestätigen könnten? Wißt Ihr, das Zwergenpack besteht darauf; es will sonst die Arbeit nicht aufnehmen.«

»Na, das wird sich wohl machen lassen.« Fürst Blasius nickte freundlich. »Kanzler, vielleicht könnt Ihr rasch ein paar Worte schreiben.« Kanzler Duridan zog Feder, Tinte, Pergament und Löschsand an das Kopfende des Tisches, um das Schreibzeug dann sorgfältig zu ordnen. Leise summend spitzte er die Feder und tauchte sie in das Tintenfaß.

»Nun, was schreiben wir denn da?« murmelte er halb zu sich selbst.

»*Bestätigen* - wie der Herr Graf sich auszudrücken beliebt - können wir die Schürfrechte wohl kaum, denn sie liegen von altersher bei den Jergenquells. Man müßte wohl eher von einer *Übertragung* sprechen. Schreibe ich also, daß Euer Durchlaucht die Rechte von einem Haus auf das andere übertragen, mein Fürst?«

»Nun, das spielt doch wohl keine große Rolle.« Fürst Eberstamm stellte seine Gleichgültigkeit gegenüber solchen kleinlichen Schreiberproblemen unter Beweis, indem er sich mit einem weißen Tüchlein das rechte

Ohr reinigte. »Schreibt irgend etwas - Ihr werdet es schon richtig machen.«

»Euer Durchlaucht mögen verzeihen«, warf Graf Erlan ein, »aber eine gewisse Genauigkeit des Textes ist schon vonnöten. Mag der Herr Kanzler also meinetwegen ruhig ›Übertragung‹ schreiben. Hauptsache, das engstirnige Volk der Minenzwerge ist damit zufrieden.«

Duridan wiegte nachdenklich den Kopf. »Man muß sich fragen, ob die Zwerge tatsächlich zufrieden sind, wenn wir hier - gewissermaßen nebenbei - eine solche Übertragung vornehmen. Wie Euer Durchlaucht wissen, ist seit alters her bei allen Schürfrechtsveränderungen im Kosch der Meister der Esse aus dem Haus des Ingerimm zu hören; und ich muß Euer Durchlaucht nicht daran erinnern, daß der Meister sehr empfindlich reagiert, wenn er sich übergangen fühlt...«

»Das stimmt«, pflichtete der Fürst mit einem heftigen Kopfnicken bei, »wenn man nicht gut achtgibt, ist der Meister wieder auf Monate beleidigt - oder gar noch länger! Das ertragen Wir nicht. Also denkt Euch etwas anderes aus, meine Herren.« Fürst Blasius warf einen prüfenden Blick auf das weiße Tüchlein, runzelte die Stirn und setzte mit geschlossenen Augen seine Ohrpflege fort.

»Benötigt Ihr in dieser Angelegenheit denn unbedingt etwas Schriftliches aus Angbar, lieber Graf?« fragte der Kanzler. »Die Minenarbeiter mögen aus dem Volk der Zwerge stammen, aber sie sind auch Eure Untertanen. Warum gerbt Ihr nicht einem oder zweien von ihnen das Fell? Dann werden die anderen schon spüren...«

»Ach, Ihr wißt ja nicht, wovon Ihr redet, Kanzler!« Graf Erlan stampfte unwillig mit dem Fuß auf. »Die Angroschim vom Rotstein hören nicht auf mein Wort und nicht auf Eures, sondern sie gehorchen nur Furdik, ihrem Steiger und Erzmeister. Dieser aber, Furdik, Sohn des Fammerik, nimmt in seiner Dickschädeligkeit nur Weisungen von den Jergenquells dem Angbarer Fürsten oder dem Bergkönig entgegen. Solange solche

Weisungen nicht kommen, sitzen die Gesellen in ihren Stollen auf den dicken Ärschen, kämmen sich die Bärte und rühren keine Hand. Verantwortung kennen sie nicht. Es macht ihnen nichts aus, wenn das Grubenholz verfault und die Stollen verfallen. Sie sitzen einfach da. Dabei ist das Rotsteiner Erz so wichtig für den ganzen Kosch. So mancher Eurer Durchlaucht Soldaten stünde bald ohne Schwert da, so mancher Schmied ohne Arbeit, wenn die Minen verfallen. Mir geht es wahrhaftig nicht darum, ob die Minen nun den Jergenquells oder den Wengenholms gehören. Ich denke an den Reichtum und die Stärke unseres Landes, und da packt mich die schiere Verzweiflung, wenn ich die Arbeit im Rotstein ruhen sehe! Aber was soll ich gegen diesen Aufruhr unternehmen? Ein paar Zwergen das Fell gerben, rät man mir. Ja, wie denn? Soll ich meine Büttel in den Berg schicken, um die Angroschim herauszuholen? Kein Mensch findet sich dort zurecht. Die Zwerge haben den Fels durchlöchert wie Maden das Sauerbrot, und nur sie kennen die Gänge und können jederzeit den einen oder anderen Einsturz auslösen. Soll ich die faulen Schurken etwa belagern? Ich habe noch nie gehört, daß es irgend jemandem gelungen wäre, eine Schar dickköpfiger Zwerge auszuhungern. Die kochen sich, ehe sie aufgeben, lieber eine Suppe aus Bimsstein, soviel steht fest. Nein, nein, ich brauche eine klare Weisung, die dieser Furdik versteht, sonst rührt sich im Rotstein gar nichts.« Der Fürst hatte mit einem sinnenden Lächeln Graf Erlans Ausführungen gelauscht und dabei seine Reinigungszeremonie abgeschlossen. Er schob das Tüchlein in den Jackenärmel zurück und murmelte: »Ja, ja, so kennen Wir sie, die kleinen Bärtigen... Aber nun wissen Wir gar nicht mehr, was Wir so rasch für Euch tun können, lieber Freund. Ihr habt es ja gehört, eine« - er warf dem Kanzler einen fragenden Blick zu: Duridan half mit dem gesuchten Wort aus - »Bestätigung kommt nicht in Frage, und für eine Übertragung müssen Wir den Meister der Esse dazuholen. Das aber geht erfahrungsgemäß nicht so schnell; da könnt Ihr Euch

leicht auf eine Woche Wartezeit gefaßt machen... Hm... Nun, ich bin mit meinem Bosparano am Ende, wie man so sagt.«

Später in finsternen Tagen sollte sich Graf Erlan immer wieder fragen, wie er sich in diesen entscheidenden Momenten so unachtsam und arglos gebärden konnte. Allein, daß der scheinbar rettende Vorschlag von dem verhaßten Kanzler Duridan kam, hätte ihn warnen und zurückschrecken müssen. Doch der Graf hatte zu diesem Zeitpunkt mehrere Stunden im dämmrigen fürstlichen Audienzzimmer zugebracht. Er hatte unentwegt äußerste Freundlichkeit und gebanntes Interesse für des Fürsten einschläfernd langweilige Reiseanekdoten heucheln müssen. Dabei hatte er stets die Stimmung und die Lage prüfen müssen, um zu entscheiden, wann der geeignete Moment für seinen Vorstoß gekommen sei. Endlich war es ihm gelungen, mit unverdächtiger Beiläufigkeit auf die Schürfrechte zu sprechen zu kommen, der Fürst hatte schon zugestimmt, da bauten sich plötzlich lächerliche Formalien als Hindernisse auf, lächerlich, aber anscheinend unüberwindlich. So war es wohl die schiere Verzweiflung, die den Grafen nach dem Strohalm greifen und alle Vorsicht vergessen ließ. Daß aber dieser Strohalm von Kanzler Duridan gereicht wurde - bei allen Zwölfen, das hätte er bemerken müssen!

»Wie war's mit einer zeitweiligen Übertragung?« fragte Duridan nämlich in das nachdenkliche Schweigen hinein. »Für eine zeitlich begrenzte Verfügung - sagen wir erst einmal auf zehn Jahre - muß man den Ingerimpriester nicht um Zustimmung angehen. Zehn Jahre sind ohnehin kein Zeitraum, dem die Angroschim irgendeine Bedeutung beimessen.«

Graf Erlan hatte sich auf dem Stuhl vor dem Schreibtisch niedergelassen; jetzt fuhr er hoch. »Ja, gewiß, so könnte es angehen! Und wenn die Schürferei erst einmal in die gewünschten... äh... geordneten Bahnen gelenkt ist, dann wird es keine großen Probleme mehr machen, diesen

Zustand irgendwann endgültig festzuschreiben.«

»Der Meinung bin ich auch«, bestätigte der Kanzler.

»Dann schreibt es so auf!« entschied der Fürst mit einem erleichterten Seufzer. »Duridan, bisweilen bist du schon ein helles Köpfchen, alle Achtung!«

Die Feder kratzte über das Papier. Nach einer Weile sah der Kanzler auf. »Eine Übertragung - auch zeitweilig - kommt nach Koscher Recht nur dann in Frage, wenn alle Rechtsinhaber, also in der Regel ein ganzes Adelshaus einschließlich sämtlicher Erbberechtigter, verstorben oder eines schweren Verbrechens gegen Kaiser, Fürst und Landfrieden überführt ist. Nun sind nach meinem Wissen die Barone Selissa und Ulfing aus dem Hause Jergenquell weder verurteilt noch gestorben. Das macht die Sache schwierig.«

»Was soll daran schwierig sein?« versetzte Graf Erlan. »Die beiden sind die niederträchtigsten Verbrecher! Es gibt überhaupt keinen Zweifel...!«

»Es mag keinen Zweifel geben, aber es gibt auch kein Urteil«, wandte der Kanzler ein.

Graf Erlan fuhr zu ihm herum. »Was soll das jetzt bedeuten, Duridan? Immer neue Schwierigkeiten! Hat das denn nie ein Ende?«

Der Kanzler hob mit dem Federmesser einen feinen Span vom Gänsekiel. »Erregt Euch bitte nicht, lieber Graf, die Form muß stimmen, so ist es nun einmal. Nehmt den jungen Ulfing, den jüngsten Jergenquell: Von ihm weiß man wahrhaftig nicht, wie weit...«

»Ein Verräter, ein Rebell!« keuchte der Graf. »Ein gewissenloses Subjekt, bei meiner Ehre!«

»Bei Eurer Ehre?« murmelte halblaut der Kanzler, dann wandte er sich an den Fürsten, dessen Stirn sich wieder bedenklich gerunzelt hatte.

»Das könnte ein Weg sein, Euer Durchlaucht. Alle die Klagen und Anschuldigungen, die gegen die Jergenquells geführt werden, laufen ge-

wissermaßen an einer Stelle zusammen: beim Grafen von Wengenholm. Wenn der Graf nun einen heiligen Eid ablegte, daß sich alles wahrhaftig so zugetragen hat, wie es in den Klageschriften steht, daß auch der junge Ulfing sich der abscheulichsten Verbrechen schuldig gemacht hat... Wenn der Graf diesen Eid leistete, dann könnten Euer Durchlaucht das heilige Gelöbnis für das Urteil nehmen, und die Übertragung könnte stattfinden. Ja, so wäre es möglich.«

»Nun, wenn Ihr meint, Kanzler.« Der Fürst schob die Brauen zusammen und blickte den Graf mit ernster Miene an. »Seid Ihr bereit zu schwören, Wengenholm?«

Ohne zu zögern, hob Graf Erlan die Rechte. »Ich schwöre, bei meiner Ehre.«

Der Kanzler hüstelte. »Verzeiht, wenn ich mich noch einmal einmenge, aber die Form erfordert einen *heiligen* Eid. Und so hoch die Ehre des Adelsmannes einzuschätzen ist, als heilig kann sie in diesem Zusammenhang nicht gelten. Hochwohlgeboren, bitte schwört bei unserem Herrn Praios, bei seinem wahren Licht, seinem Zorn und seinem Strafgericht...«

Der Graf erbleichte, öffnete den Mund, sprach aber nicht.

»Was ist Euch, lieber Graf?« fragte der Fürst besorgt.

»Nichts... äh... ich...« Feine Schweißperlen waren auf die helle Stirn des Grafen von Wengenholm getreten.

»Alle meine Anschuldigungen gegen das Haus Jergenquell und seine Mitglieder entsprechen der lauterer Wahrheit«, sagte der Kanzler mit verhaltener Stimme vor.

Der Graf fuhr sich mit dem Jackenärmel über die Stirn. Seine Lippen bebten. Er hörte die Stimme des Kanzlers, aber er verstand die Worte nicht. Da war eine andere laute Stimme in seinem Kopf, und die wiederholte immer aufs neue ein einziges Wort: »Gefangen!«

»Lieber Graf, so setzt Euch doch!« forderte ihn der Fürst mit sorgen-

voller Stimme auf. »Wir wollen gleich nach einem Diener mit Wasser schicken - auch nach einem Riechsalz oder einem Medicus, wenn Ihr meint, daß es nottut...«

Graf Erlan räusperte sich. Unter heiserem Hüsteln zerrte er an seinem Spitzenkragen. Dann nickte er ein-, zweimal mit geschlossenen Augen und sprach schließlich: »Alle meine Anschuldigungen gegen das Haus Jergenquell und seine Mitglieder entsprechen der lauterer Wahrheit...«

Der Kanzler murmelte die Fortsetzung der Formel, und der Graf wiederholte die Worte: »Darauf schwöre ich bei unserem Herrn Praios, bei seinem wahren Licht, seinem Zorn und... seinem Strafgericht.«

Während sich Graf Erlan schweratmend auf den Stuhl sinken ließ, kratzte die Feder des Kanzlers rasch über das Pergament. Nach einer Weile faßte er den Text zusammen, den er bis dahin aufs Blatt gebracht hatte: daß nämlich die Familie Jergenquell sich - wie durch heiligen Eid des Grafen von Wengenhalm bestätigt - unerträglicher Verbrechen gegen Fürsten- und Kaiserkrone schuldig gemacht habe und daß aus diesem Grund die Schürfrechte auf das Erz aus dem Rotstein einstweilen auf einen anderen Nutzer übertragen würden, weil es nicht angehe, daß ein Verbrecher seinen Reichtum mehre, indem er sich der Schätze der heiligen Mutter Sumu bediene, der Feindin allen Verbrechens. Der Kanzler brach ab und streifte den Grafen mit einem knappen Blick. »Da kommt mir eben ein Gedanke, Euer Hochwohlgeboren. Wenn ich den Rest dieses Textes nun so formuliere, wie von uns vorher besprochen, dann mag bei Euren Minenzwergen leicht der Eindruck entstehen, der schiere Eigennutz habe Euch zu Eurer Aussage und Eurem Schwur verleitet. Am Ende sind die Hauer dann immer noch nicht bereit, die Arbeit wieder aufzunehmen. Das müßt Ihr bedenken.«

»Ja, ja, das bedenke ich!« Der Graf hieb zornig mit der Hand durch die Luft. »Zerbrecht Euch bitte nicht meinen Kopf, Kanzler!«

»Ihr sagtet doch vorhin, Hochwohlgeboren, es gehe Euch nicht um

Besitz oder Gewinn, wenn ich mich recht entsinne, und da mag man doch einen Augenblick lang darüber nachdenken, wie man eben diesen Eindruck vermeiden könnte. Schließlich wollen wir den Hauern ja jeden Grund für ihren Unwillen nehmen...«

»Genug davon!« Graf Erlans Finger krallten sich in die Hutkrempe.

»Irgendwelchen falschen Eindruck werde ich schon zu entkräften wissen, und der Willen oder Unwillen der Zwerge ist ein Phänomen, das Euch nicht zu kümmern braucht, Kanzler!«

Duridan nahm ungerührt sein Thema wieder auf: »Es gäbe da nämlich noch eine andere Möglichkeit, und die sollte auch Euer Durchlaucht interessieren...«

»Na, was denn noch?« seufzte der Fürst. »Es scheint also festzustehen, daß Wir heute gar nicht mehr zu Unserer Abendspeise kommen. Bitte, Kanzler, laßt hören.«

»Wenn man schon eine Übertragung vornimmt«, plauderte Duridan weiter, »könnte man auch anstelle des Hauses Wengenhalm das Fürstentum, respektive das Haus Eberstamm, einsetzen - dann wäre der Makel des Eigennutzes von Grafen Wengenhalm genommen.«

Graf Erlan starrte den Kanzler aus weitgeöffneten Augen an, seine Wangenmuskeln zuckten. Unwillkürlich streckte er die Rechte nach dem Kanzler aus, ließ sie aber sinken und richtete seinen gehetzten Blick auf den Fürsten. Der hatte sich in einem schweren Sessel aufgerichtet und schaute aufmerksam in die Runde. »Das ginge, Kanzler?« fragte er.

»Aber gewiß«, nickte Duridan. »Und bedenkt den kleinen Neben- aspekt: In guten Zeiten bringen die Minen im Rotstein - soviel ich weiß - einen Ertrag von mehr als fünftausend Dukaten im Jahr.«

»Hoppla!« sagte der Fürst. »Das war mir entfallen! Ja, dann solltet Ihr unbedingt diese Möglichkeit wählen. Damit ist ja fürwahr allen gedient. Lieber Kanzler, alles, was recht ist, Ihr seid ein Schatz!«

»Ich muß nun fort«, sagte unvermittelt Graf Erlan. Seine Stimme hatte einen schnarrenden Klang, fast so, als ob er unter einer magischen Beherrschung stünde. Mit unsicheren Schritten wankte er zur Tür, wo er - so als hätte ihn sein Augenlicht im Stich gelassen - erst eine Weile nach der Klinke tastete, bis er sie herunterdrücken und das Zimmer verlassen konnte.

»Der Graf scheint gesundheitlich tatsächlich nicht ganz auf der Höhe zu sein«, stellte Fürst Blasius mit einem nachdenklichen Kopfschütteln fest. »Vielleicht hätte man doch nach einem Medicus schicken sollen.«

»Ja, der Graf wirkte ein wenig verwirrt«, pflichtete der Kanzler bei.

»Nicht wahr, ein wenig wirr ist er schon, aber ein ausgezeichneter Zuhörer! Solche gibt es nur wenige, Kanzler. Da könntest du dir ein Scheibchen abschneiden. Nichts von diesen Spötteleien, die du dir fortwährend herausnimmst! Der Wengholm ist überhaupt ein sehr ernster Mensch. Hast du bemerkt, wie ernst er den Eid auf unseren Herrn Praios genommen hat?«

Der Kanzler streute Sand über das Pergament, dann sagte er sehr leise und ohne aufzublicken: »Praios liebt den Ernst, aber mehr noch die Wahrheit. Ich glaube fest an den Herrn Praios, und ich glaube an sein Strafgericht, das unerbittlich kommen wird. Welchen Sinn hätte das Ganze sonst gehabt?«

»Was murmelst du da?« fragte Fürst Blasius.

»Nichts von Bedeutung«, erwiderte der Kanzler. »Ich will mich nun verabschieden - es wäre unverantwortlich, Euer Durchlaucht noch länger von der Abendspeise abzuhalten.«

Graf Erlan hatte das Fürstenschloß, das Tor und die halbe Strecke auf der abschüssigen Rampe, die von der Burg hinab zur Stadt führte, bereits hinter sich gelassen, ehe er zum erstenmal wieder seine Umgebung wahrnahm. Nun erst spürte er, daß ihm eisiger Regen ins Gesicht

schlug und daß er sich in fast völliger Dunkelheit bewegte. Er faßte sich an den Kopf, um den Hut tiefer ins Gesicht zu ziehen, und stellte fest, daß der Hut fort war. Er mußte ihn unterwegs verloren haben. Er nahm den Verlust ohne Bedauern oder Überraschung hin. Ihm war, als wäre es nicht sein Hut gewesen, den der Wind davongetragen hatte. Er kam sich vor, als wäre er eine Figur aus einer der unsäglich langweiligen Reiseanekdoten des Fürsten: ›Und kurz vor Gareth, oder war es jenseits von Gareth, na, tut nichts zur Sache, in Perricum war es auf keinen Fall, da haben Wir, und nun merkt auf, am Straßenrand einen Mann gesehen, dem hat der Wind den Hut vom Kopf gehauen, und der hat es nicht gemerkt, das war der größte Trottel im ganzen Reich, der Mann war so blöd, so dumpfhirnig, daß er, als er sich holen wollte, was er sein ganzes Leben lang begehrte, alles wieder verloren hat, weil er nicht achtgegeben hat, weil er nicht warten konnte, bis die Gelegenheit günstiger war, und da ist er diesem menschengesichtigen Schwein von einem Kanzler in die Falle gelaufen, und das nicht nur einmal, nein, zweimal, so blöd war der Mann, der seinen Hut verlor, zweimal in einer Stunde, erschlagen müßte man einen Kerl, der zu blöd zum Leben ist, der alles erreichen will und, wenn er die Gelegenheit dazu hat, alles versaut, weil er zappelig ist wie ein stinkender Goblin in der Brunft, der Abschaum, ja, das ist er, der Abschaum ohne Gehirn... ‹

Erlan hieb sich, während er mit wütenden Schritten vorwärtsstapfte, immer wieder mit der Faust auf den Oberschenkel und brüllte in die Nacht hinaus: »Hier kommt der Mann ohne Hut! Seht den Mann ohne Hut! Hört die Geschichte vom Mann ohne Hut! Ihr werdet euch benässen, wenn ihr sie hört!« Erst als sich - überraschend nahe - die ersten Giebel der Stadthäuser als schwarze Dreiecke in der regendurchpeitschten Nacht abzeichneten, verstummte der Graf. Er ging an den schmalen Spalten gelben Lichtes vorüber, das durch die geschlossenen Läden fiel, und dachte voller Verbitterung an die armseligen, kleinmütigen Bürger

in ihren muffigen Stuben, die niemals das Große zu planen wagten, aber auch niemals mit einem Sturze rechnen mußten. »Hier kommt Euer Fürst!« murmelte der Graf. »Ja, schaut nur durch eure Fenster-spalten, erbärmliches Geschmeiß. Ihr werdet es noch lernen, mich zu fürchten und mir eure Referenz zu erweisen. Noch habt ihr mich nicht da, wo ihr mich haben wollt... Oder ihr da, in eurer Schenke, bierselig und vergnügt, nichts im Kopf als das Saufen und die Hurerei, keine Am-bi-ti-onen! Nur nichts riskieren, nur nichts verlieren!«

Zwar lag Finsternis über Angbar, aber die Nacht war erst vor kurzem angebrochen. Die Bürger schliefen noch nicht in ihren Häusern, sie regten sich. Tellerklappern drang an Graf Erlans Ohren, Streitgespräche, Musik und Kinderlachen. Vielfältig waren die Geräusche, mit denen die Stadt ihn verhöhnen wollte. Der Graf spähte die Straßen hinauf und hinab wie ein Verfolgter auf der Suche nach einem Unterschlupf, aber er fand keine Zuflucht. Zwar steuerte er die eine oder andere Kneipe an, aber auf der Schwelle prallte er jedesmal wieder zurück, denn er wußte, innen in der warmen Stube warteten sie bereits auf ihn mit ihrem Stumpfsinn, ihrer Feigheit, ihrer Selbstgefälligkeit. Lange stand er vor einer Herberge. Zwar war er im Fürstenschloß untergekommen und hatte dort auch sein Pferd abgestellt, aber er wollte um keinen Preis mit dem fetten Eberstamm und dem widerwärtigen Kanzler die Nacht unter einem Dach verbringen. Dennoch brachte er es nicht über sich, die Herberge zu betreten. Er stellte sich vor, wie ihm der Begrüßer entgegblickte mit mitleidsvollem, wissendem Blick und wie er dem Mann die Schwertklinge bis zum Heft durch die Gurgel trieb...

Er hielt Ausschau nach nächtlichen Gestalten, nach Diebsgesindel, das sich an einen einsamen Wanderer heranwagen würde. Sollten sie kommen - er war bereit. Doch der Regen hatte auch in den dunkelsten Seitengassen jedermann in die Häuser getrieben.

Der Graf bog wieder in eine der breiteren Straßen ein. Er war durchnäßt bis auf die Haut, Kälte und eine seltsame Müdigkeit waren ihm in die Glieder gekrochen. Dieses Umherirren mußte ein Ende haben. Er würde eine Herberge aufsuchen und sich mit einem Krüglein besten Schnapses auf sein Zimmer zurückziehen... Graf Erlan hatte die säulengeschmückte Fassade zu seiner Linken schon fast hinter sich gelassen, als er sich bewußt wurde, daß er soeben am Praiostempel vorüberging. Er blieb stehen. Eine dunkle Faust krampfte sich um sein Herz. Das Haus des Praios! Der Schwur! Was habe ich getan? Wut und Schmerz, die seit Stunden in der Brust des Grafen wühlten, hatten die Erinnerung an den Eid niedergedrückt. Zwar hatte sich in seinem Innern immer wieder ein dunkles Etwas zaghaft geregt, aber er hatte es nicht aufkommen lassen. Es war zu entsetzlich, als daß man ihm erlauben konnte, eine konkrete Gestalt anzunehmen. Nun aber hatte es sich selbst eine Form gegeben, und es drang dem Grafen durch Mark und Bein wie flüssiges Blei. Ein qualvolles Schluchzen drang ihm von den Lippen. Er brach in die Knie. Den Götterfürsten hatte er herausgefordert, falschen Eid geleistet bei Praios' Strafgericht, und nichts, nichts, nichts hatte es ihm eingetragen! Welch wahnwitzige Tat - und keinen Lohn! Wo blieb da die Gerechtigkeit? Herr Praios, du bist der Gott der Gerechtigkeit - warum gibt es kein Recht für mich? Kein Recht, keine Gnade, keinen Ausweg?

Die Tempelfront lag im Dunkeln, im Innern der Halle war es still. Man wird das Tor verschlossen haben. Es hat keinen Sinn, daß ich jetzt hineinzugehen versuche. Auch brauche ich Zeit, um über alles nachzudenken, bevor ich des Praios' Haus betrete. Morgen will ich hingehen. Morgen...

Die zweiflüglige Tempeltüre öffnete sich, zwei Bürger traten in einem Schwall von hellem Licht heraus auf die Straße, das die Regentropfen zum Flirren und das nasse Pflaster zum Gleißeln brachte. Der Graf erhob

sich und stieg mit unsicheren Schritten die Tempelstufen hinauf, verfolgt von den betretenen Blicken der beiden Gläubigen, die sich fragen mochten, was diese verwirrte, vor Nässe triefende Gestalt wohl im Tempel des Lichtes, der Macht und der Wahrheit zu suchen habe. Im gleichen Augenblick, als Graf Erlan durch das Tempelportal schritt, verließ ein einzelner Geweihter in rotgoldenen glänzendem Gewand die Halle durch eine Altartür in der gegenüberliegenden Wand: Der Tempel war leer. Fackeln und Kerzen an allen Wänden, montiert vor kreisrunden spiegelnden Silberscheiben erleuchteten den schattenlosen Raum und erfüllten ihn mit duftender Wärme. Über dem Altartisch hing eine große, goldene, vielstrahlige Sonnenscheibe mit fein ziselierten Reliefs, die von glitzernden Lichtpunkten geradezu überkrustet waren. Auf dem Mittelrund ein Bild des Sonnenwagens mit seinem Lenker, dessen wandelndes Haar nach hinten wehte, während er das Antlitz dem Betrachter zuwandte, um ihn mit strengem Blick zu mustern; Lichtpunkte tanzten wie Sterne auf des Lenkers buschigen Brauen.

Graf Erlan ließ sich auf dem gebeugten rechten Knie nieder und verschränkte die Arme vor der Brust. Der Fürst der Himmel, dachte er, der Herr, der nie vergibt. Herr Praios, wenn ich gesündigt habe, so magst du mich strafen, aber zuvor höre mich an! Du hast falschen Eid geleistet in meinem Namen, wirst du sagen, du hast die Wahrheit in den Schmutz getreten, wiederum in meinem Namen... Herr Praios, das habe ich getan, aber vielleicht habe ich es doch nicht getan. Denn was ist die Wahrheit, Herr Praios? Ist es nicht die Wahrheit, daß wir regiert werden von einem Fürsten, der dumm ist und fett? Lästert der Eberstamm nicht göttergewolltes Herrschertum allein durch seine Gestalt und sein eitles Gefasel? So muß es doch Götterwille sein, der Herrschaft des unwürdigen Dummkopfes ein Ende zu setzen. Herr Praios, ist es nicht Wahrheit, daß ich ein besserer Fürst wäre als der Eberstamm? Was aber braucht es vor allem, Fürst zu werden, wenn nicht

Macht und Gold? Und ist es nicht so, daß die Macht mit dem Golde kommt und niemals umgekehrt? Woher aber soll das Gold kommen, wenn nicht aus dem Rotstein? Herr Praios, du weißt, daß Wengenholm ein armes Land ist. Mehr als hundert Jahre Redlichkeit haben den Wengenholmern nichts gebracht als Armut und Machtlosigkeit. Ja, bittere Armut, Herr Praios, während die Jergenquells die Minen schröpften, die von Anbeginn meiner Familie zustanden, und im Golde schwelgten, als wären sie die Grafen und die Wengenholms ihre Vasallen. Oh, ein Unrecht wird niemals zum Recht, nur weil es lange Zeiten währt! Dient man denn nicht der Wahrheit, Herr Praios, wenn man Unrecht in Recht zu wandeln trachtet? Wer will also sagen, daß ich die Jergenquellbrut lügenhaft beschuldigt hätte? Es gibt viele Wahrheiten in der Welt, niedere Wahrheiten zumeist und eine höhere Wahrheit. So mag es denn sein, daß ich gegen die niedere Wahrheit verstoßen habe, als ich das Gesindel des Answinismus und der Rebellion bezichtigte. Da mag ich - das sei zugegeben, und ich will es wohl bereuen - mich der Lüge schuldig gemacht haben. Aber daß die Jergenquells Schurken sind und schon immer Schurken waren - das ist die höhere Wahrheit! Und so habe ich der höheren Wahrheit zu ihrem Recht verhelfen, indem ich gegen eine niedere Wahrheit verstieß. Herr Praios, die Schurken sind bestraft, dein Wille ist geschehen, die höhere Wahrheit ging siegreich aus alledem hervor.

Graf Erlan lauschte eine Weile mit geschlossenen Augen dem leisen Knistern der Wandfackeln, dann sah er wiederum hinauf zu der Gestalt mit dem wallenden Haar, zu den festen Fäusten, die sich um die Zügel klammerten, und zu den glitzernden Brauen. Ihm schien, daß die gestrengen Augen sich gehoben hatten und über ihn hinwegschauten, hinüber zur Tempeltür.

»So bin ich entlassen?« fragte der Graf. Der alte Gott des Lichtes und der Wahrheit erhob keinen Einwand. Er schwieg. Zögernd richtete der

Graf sich auf, verneigte sich noch einmal und schritt zur Tempeltür. Hier zählte er achtzehn von den zwanzig Dukaten, die er in seinem Beutel trug, in die Opferschale. Ohne sich noch einmal umzuschauen, huschte er ins Freie und verschwand im nächtlichen Regen.





11. Kapitel

In den Tagen des Boron steigt die Sonnenscheibe nicht mehr sehr hoch am Firmament hinauf, aber sie hat noch nicht alle Kraft verloren, und für diesen Tag hatte sie den stetig wiederkehrenden Kampf gegen die Nebelbank über dem Angbarer See gewonnen. In einzelne Schwaden aufgelöst, stieg der Nebel von der glatten Wasserfläche auf; lichtdurchtränkte Schleier und Fetzen schwebten höher und höher empor und vergingen schließlich vor dem leuchtenden Blau des weiten Himmels. Von einem dunkleren Blau, aber fast ebenso durchscheinend wie das Himmelsdach wirkten die schneegekrönten Gipfel der Koschberge, die in dunstiger Ferne hinter dem See aufragten. Eine breite Nebelbank umhüllte den Fuß des Gebirges, so daß es über dem Land zu schweben schien. Losgelöst von aller Schwere, prächtig und wehrhaft zugleich kündeten die Berge stumm von fremden Ländern, die sie beschirmt. Welche Pracht aber mußte in jenen Ländern regieren, wenn schon ihre Wächter von majestätischer Einzigartigkeit waren? So verheißungsvoll war das Bild, das die Koschberge an diesem Morgen boten, daß Gerion alle Gedanken an das ihm wohlbekannt Land hinter jenen Gipfeln unterdrückte und sich statt dessen bemühte, ein Reich zu erträumen, das besser zu den lichten Wächterbergen passen mochte: Jene Inseln im Nebel fielen ihm ein, von denen es hieß, daß dort die milchweißen Rösser der Elfen zu Hause seien, daß kein Schmerz und kein Elend jemals den Weg zu diesen Gestaden fänden, in denen man Schlösser aus schierem Licht erbaute, Paläste, deren Bewohner die Hand nie-

mals zu einem anderen Zweck als zum Gruße oder zur Umarmung erhoben. So wandelten sie über Moosgründe aus Samt und durch Wälder mit Bäumen aus grünem Glas, vertieft in Gespräche über die ewigen Dinge, bisweilen mit milder Geste eine Gesprächsgruppe auf einem anderen Samtpfad grüßend. Gerion hob probeweise die Rechte zu einem sanften Gruß und gestand sich grinsend ein, daß den Gebräuchen in seinem Phantasieland eine gewisse Geziertheit anhaftete. Er versuchte die Geste ein zweites Mal - sie paßte einfach nicht zu ihm. Vielleicht waren jene Inseln überhaupt nicht das Land, nach dem er suchte, vielleicht gab es nirgends ein solches Land. Sein Blick blieb an einem scharfen Einschnitt in der Gipfelkette der Koschberge hängen: der Greifenpaß, eine tiefe Kluft zwischen den Bergschultern. Gerion kannte den Paß recht gut, er hatte ihn schon zweimal überstiegen. In dem Maße, da die Erinnerung an die gewundene steinige Straße durch das Gebirge zu ihm zurückkehrte, schwand das Bild von jenem anderen Land, dem Reich der Verheißung. Nein, nein, es ließ sich nicht leugnen: Hinter den Koschbergen lag nicht das derische Alveran, sondern die Provinz Gratenfels, ein armes Bergland, von niemandem sonderlich geschätzt, außer von den Gratenfelsen selbst. Ein verschlossenes Volk hauste dort hinter den Bergen, seltsam mürrische Wirte lauerten in düsteren Gaststuben darauf, den ahnungslosen Reisenden ihr übles selbstgebrautes Bier zu verkaufen. Den Namen einer dieser Schenken hatte Gerion sich gemerkt, damit er nicht etwa aus Versehen ein zweites Mal dort einkehrte: den *Schwarzen Keiler* zu Gratenfels. Und einen verrückten Grafen hatte er dort einmal gesehen: Mit nichts als einer Schärpe aus grüner Seide und einem Topfhelm bekleidet, hatte der Mann auf seinem Streitroß gehockt und mit strengem Blick die Huldigungen der betreten lächelnden Bauern und Bürger entgegengenommen - Graf Grotho Greifax. Inzwischen mochte der Mann längst gestorben oder von den Noioniten aufgenommen worden sein - den-

noch war es allemal besser, auf dieser Seite der Koschberge zu bleiben. Aber selbst wenn Gerion diese eine Himmelsrichtung, den Westen, ausschloß, mußte er sich allmählich der Frage stellen, wohin er sich wenden sollte... Ein Säuglingsquengeln riß ihn aus seinen Gedanken. Selissa kam um den Gauklerwagen herum. Da ihre Kleider, die sie am Morgen gewaschen hatte, zum Trocknen in den kahlen Ästen eines Baumes dicht beim Gauklerwagen hingen, hatte sie sich eine braune Wolldecke wie einen tulamidischen Burnus um den Körper gewickelt, wobei ihr ein dicker Strick als Gürtel diente. Beim Gehen klaffte die Decke vorn auseinander und gab den Blick auf Selissas helle schlanke Schenkel frei. Vor der Brust trug sie den kleinen quäkenden Erborn, dessen kahles Köpfchen suchend hin und her pendelte. Für einen Augenblick verstummte er, um aus weit aufgerissenen Augen die Flammen und den neben dem Feuer hockenden Gerion anzusehen, dann öffnete er den Mund zu einer neuen durchdringenden Klage. »Ich weiß nicht, was er hat«, sagte Selissa. »Hunger kann es nicht sein. Er hat eben erst gegessen. Ich wünschte, Algunde käme zurück, aber es kann noch Stunden dauern, bis sie vom Pilzesuchen wiederkehrt.« Sie ließ sich neben Gerion auf die Knie sinken, legte den Säugling auf ihre entblößten Oberschenkel und streichelte ihm den Bauch. Der Zauberer tätschelte dem Kleinen die Wange und sagte: »Nimm's nicht so schwer, Junge - es könnte schließlich alles noch viel schlimmer kommen...« Erborn fuchtelte mit den kleinen Fäusten und weinte.

Selissa schob ihm einen honiggetränkten Tuchpfropfen zwischen die Lippen. Erborn spie ihn aus und weinte.

Die Lanzerin blies sich eine Locke aus der Stirn und sah Gerion ratlos an. »Er weint auch schon einmal, wenn seine Mutter ihn in den Armen hält, aber ich finde, dann klingt es nicht so verzweifelt.« Erborn ballte die Fäuste und schrie, sein Gesicht nahm eine immer rötlichere Färbung an. Selissa wiegte ihn behutsam in den Armen, wodurch sie das Ge-

schrei zu einem rhythmischen An- und Abswellen, aber keineswegs zum Verstummen brachte.

Der alte Gurvan hob mißmutig die graue Schnauze, erhob sich umständlich auf alle viere, streckte die Hinterbeine lang nach hinten und reckte sich gähnend. Dann hielt er witternd die Nase in die Luft und trottete schließlich gemächlich zu Selissa und dem Kleinen hinüber. Hier begann er zu schnüffeln, drängte sich dichter an Erborn heran und preßte die Nase schließlich fest gegen das in einem dicken Windelpolster steckende Hinterteil des kleinen Schreihalses. In die Schnüffellaute mischte sich ein genießerisches Schmatzen.

»Ach so!« Gerion lachte. »Herr Gurvan möchte uns auf dezente Weise mitteilen, daß der kleine Erborn sich einge...äh... verschmutzt hat. Tja, Selissa, verstehst du dich auf das Wickeln?«

»Nun, ich werde es schon hinbekommen.« Sie stand auf, um in den Wagen zu gehen. Gurvan folgte ihr schwanzwedelnd, die Nase kaum eine Handbreit von dem Säuglingshintern entfernt.

»Hierher kommst du, du Hund!« fuhr Gerion ihn mit gespielmtem Zorn an. »Leg dich nieder!«

Gurvan zog den Kopf ein und fügte sich mit allen Anzeichen des Mißmuts dem Befehl. Der Zauberer tätschelte ihm den Kopf. »Bist ein guter Kerl und hast immer noch ein feines Naschen, aber was deinen Geschmack in Essensdingen angeht, da muß man sich schon schämen... Alter Freund, du bist einfach pervers.«

Wenig später kehrte Selissa ohne den Säugling zurück. »Nun ist er eingeschlafen«, verkündete sie. »Du solltest sehen, wie zufrieden er aussieht!«

Gerion schaute eine Weile schweigend hinaus auf den See, wo sich die letzten Nebelfetzen in einer sanften Brise drehten, dann ließ er den Blick über das Lagerfeuer, die säuberlich gestapelten Eisentöpfe und

den kleinen Holzvorrat schweifen. Er musterte das Zeltdach, das mit Hilfe von zwei dünnen Baumstämmen vor dem Wagen aufgespannt war, und die Fleischstücke, die Algunde zum Schutz vor nächtlichen Nagern zusammen mit ein paar Kräuterbüscheln oben an der Wagenwand aufgehängt hatte. Eine gewisse Behaglichkeit ging von allen diesen Dingen aus. Man hatte sich eingerichtet im Lagerplatz am Angbarer See - eine Art Landnahme, die Gerion von seinen Jahrmarktsreisen inzwischen vertraut war: Man kommt in eine Stadt, die einen mit abweisender Fremdheit empfängt. Man erfragt den Weg zum Marktplatz, findet sich zurecht, baut den Wagen auf, gleichzeitig mit den Zelten und Karren der Nachbarn, so daß über Nacht eine kleine Stadt entsteht, ein Ort der ungewissen Räume und Beziehungen, dessen überraschende, fremdartige Geräusche in der ersten Nacht jeden Schlaf vertreiben, und in dem doch schon eine einzige Nacht genügen kann, um ihm eine gewisse Vertrautheit und Heimeligkeit zu verleihen. Wenn der Jahrmarkt dann erst ein paar Tage währt, fühlt man sich in der flüchtigen Stadt zu Hause, mit einem Gefühl, das wächst und in dem Augenblick am stärksten ist, da die ersten Nachbarn ihre Zelte abreißen... Für Gurvan lagen die Dinge noch einfacher: Er erklärte jeden Ort zur Heimstatt, an dem er länger als eine Stunde gelegen hatte. Mochte er beim Ausschirren des Maultiers noch mit eingezogenem Schwanz die fremden Gerüche prüfen oder Gerion mit einem Schnauzenstupser dazu auffordern, den offenkundig unwirtlichen Ort wieder zu verlassen - wenn Gurvan erst einmal eine Weile zwischen den Karrenrädern gedöst hatte, hatte er sich auf geheimnisvolle Weise zum uneingeschränkten Herren des Lagerplatzes aufgeschwungen und war bereit, jeden fremden Köter, der in seine Nähe kam, mit einer vor Selbstbewußtsein strotzenden Attacke in die Flucht zu schlagen. Also sind wir womöglich gar nicht für dieses Umherziehen gemacht, alter Kamerad, ging es Gerion durch den Sinn. Vielleicht sollten wir

uns endlich eine feste Bleibe suchen. Warum bleiben wir nicht einfach hier an diesem See mit seinen tanzenden Nebeln und leuchtenden Bergen... Zu Selissa sagte er: »Wenn Algunde und Arvid zurückgekehrt sind, müssen wir weiterziehen. Auf den Straßen wird man nicht mehr so gründlich nach uns suchen; da war es schon gut, daß wir uns für eine Weile verborgen hatten. Aber andererseits lagern wir nun schon seit drei Tagen am selben Platz, auch auf diese Weise kann man Aufmerksamkeit erregen.«

Selissa trat neben Gerion und legte ihm die Hand auf die Schulter. »Du hast gewiß recht, aber es wird mir nicht leichtfallen, diesen Ort zu verlassen... Wir haben hier ein paar schöne Tage verlebt... Nach all dem schrecklichen Geschehen hatte ich gar nicht gedacht, daß es noch so schöne Tage für mich geben könnte. Nun, sei's drum, mag die Erinnerung an das Seeufer mich auf meinem Weg nach Norden begleiten.«

»Du mußt nicht nach Norden ziehen«, sagte Gerion. »Du bist noch jung. Es ist ein langes Leben, das du für eine Rache eintauschen willst. Warum überläßt du es nicht den Göttern, zu strafen und zu rächen?«

Selissas Hand schloß sich fester um die Schulter des Zauberers. »Ach Gerion, laß gut sein! Du weißt, daß ich gehen muß. Mag sein, daß die Götter den Wengholm strafen werden, mag sein, daß sie ihn schonen... Oh, dieser Hund! Wenn ich daran denke, wie ich mit ihm in der Rosenlaube gehockt habe, er mir ewige Liebe schwor, und ich neugierig darauf wartete, wie es wohl sein würde, wenn er... Was für ein erbärmlich dummes Ding ich doch war und wie sehr ich mich damals besudelt habe! Nie werde ich diese Spuren von meinem Körper waschen können...!«

Gerion wollte etwas einwenden, aber als er den Mund öffnete, hob Selissa abwehrend die Hand und fuhr hitzig fort: »Sei es, wie es sei - ich kann es nicht ungeschehen machen! Bedenke: Die Zwölfe können sehr lange brauchen, bis sie einen Ratschluß fällen, und es ist leicht

möglich, daß ihnen Wengenhalm, seine Tat und das Unrecht, das mir geschah, zu unbedeutend erscheinen. Wenn ich aber den Schurken stelle, dann werden die Götter sich entscheiden müssen, auf welche Seite sie sich schlagen wollen.«

Gerion schüttelte den Kopf. »Ich habe meine Zweifel, ob die Zwölfe sich so leicht in deine Sache hineinziehen lassen. Ich hatte einmal einen klugen Lehrer, der gab mir einen wichtigen Rat: ›Wann immer du einen Plan gemacht hast‹, sagte er zu mir, ›dann prüfe ihn noch einmal. Und wenn du feststellst, daß dein Plan an irgendeiner Stelle davon abhängt, daß einer der Zwölfe auf deiner Seite ist, dann verwirf den Plan und mach einen neuen. Es mag sein, daß ein Gott dir beisteht, wenn du deinen ersten Plan ausführst, viel eher aber wird er auf deiner Seite sein, wenn du den zweiten Plan erwählst.«

»Und...? Hast du diesen Rat beherzigt?« fragte Selissa. »Hast du ihn stets befolgt?«

»Nein, natürlich nicht. Daß ein Ratschlag weise war, merkt man immer erst dann, wenn man ihn in den Wind geschlagen hat. Mein halbes Leben lang habe ich die Zwölfe in meine Dinge einbezogen. Ich habe mich darauf verlassen, daß ich ihr Günstling bin und daß ihre Geschenke mir bis an das Ende meiner Tage vergönnt bleiben sollten. Ich hatte nicht bedacht, daß unsereiner, wenn er zu glücklich ist, ihren Neid erregt und daß sie uns ein Herz gegeben haben, damit sie beizeiten prüfen, wie leicht es zu brechen sei.«

Selissa kauerte sich dicht neben Gerion auf den Boden nieder. »Wenn du magst, erzähl mir von solchen Prüfungen. Wir haben viel Zeit, bis die anderen zurückgekehrt sind.«

»Nein, ich mag nicht davon sprechen. Es ist eine langweilige Geschichte von einem eitlen Fant, der hoch klettert und tief stürzt. So etwas wurde schon tausendmal erzählt... Außerdem reden wir gerade von dir und nicht von mir.«

»Nun denn, ich will dich nicht bedrängen... Aber wenn wir schon von mir reden, dann laß mich eines fragen: Wie kannst du mir raten, meine Rache den Göttern anzuvertrauen, da du sie doch so wenig achtest?« Gerion hob überrascht die Stimme. »Wie kommst du darauf, daß ich die Zwölfe nicht achte?«

»Nun, du hast eben recht lästerliche Reden geführt...«

»Unsinn, mit keinem Wort habe ich die Zwölf gelästert! Ich achte und ich fürchte sie, aber - das gestehe ich ein - ich liebe sie nicht, denn sie lieben auch mich nicht. Dich aber werden sie lieben, und darum kannst du ihnen getrost deine Sache überlassen...«

»Warum sollten sie mich lieben?« Selissa sah Gerion fragend an. Auch er wandte sich ihr zu, so daß ihre Gesichter einander sehr nahe waren. Gerion blickte der Lanzerin fest in die braunen Augen und sagte:

»Weil dich jeder lieben muß.«

Selissa errötete und richtete den Blick wieder auf den See.

»Wir werden heute abend voneinander Abschied nehmen«, sagte Gerion, »und uns vielleicht nie wiedersehen. Ich werde nicht weiter hinauf nach Norden ziehen. Der Winter kommt und treibt mich in südliche Gefilde.«

Die Lanzerin löste den Blick von der schimmernden Wasserfläche, griff nach einem Stöckchen und kratzte kleine, sich überschneidende Kreise in den festgetretenen Boden beim Feuer. »Ich werde dich vermissen«, murmelte sie nach einem Räuspern. »Ich bin tief in deiner Schuld.«

»Hundert Dukaten, ich habe es nicht vergessen«, sagte Gerion, »das ist für einen Jahrmarktsgaukler fürwahr kein Pappenstiel.«

»Das Geld meine ich nicht.«

»Nun, das markiert wieder einmal den Unterschied zwischen einer reichen Baronin und einem armen Herumtreiber.« Gerion grinste spöttisch. »Mir sind die Dukaten schon sehr wichtig! Hast du dich schon

gefragt, wie du sie mir auszahlen willst, wenn du Wengenholms Schergen in die Hände fällst? Hast du noch nie davon gehört, daß Wettschulden Ehrensulden sind? Komm mit nach Süden, reise irgendwohin, nur nicht nach Norden, mach dich irgendwo nützlich, arbeite eine Weile, bis du deine Schulden bezahlen kannst. Darauf muß ich bestehen! Ich ersuche dich dringend...« Als Selissa wiederum Gerion anschaute, standen ihr Tränen in den Augen, er unterbrach seinen Redefluß und sah sie ernst an. »Geh nicht nach Wengenholm! Denk an den wackeren Arvid und an Geestwindskoje. Gib das nicht alles weg für einen Schurken, der deinen Stahl in der Brust nicht verdient. Ist dir eigentlich klar, wie sehr Arvid sich nach dir sehnen wird? Du wirst ihm das Herz brechen - ich verstehe mich auf solche Dinge.« Er strich ihr eine Locke aus der Stirn, sie griff nach seiner Hand und hielt sie fest. »Was kümmert dich Arvids Herz?« fragte sie. »Hast du nicht gestern erst erklärt, ein jeder solle sich um seine Dinge scheren?«

Gerion nickte, ohne den Blick von Selissas Augen zu lösen. »O ja, das ist meine feste Überzeugung - sie schützt mich vor allem Schmerz. Ein jeder gehe seinen Weg, und niemals hänge er sein Herz an irgend etwas: nicht an Ruhm, nicht an Gold und schon gar nicht an einen Menschen.«

»Du redest wie ein alter Mann!«

»Ich *bin* ein alter Mann.«

Selissa griff ihm unter das Kinn und küßte ihn auf die Wange. Als sie sich von ihm abwenden wollte, streiften ihre Lippen über sein Gesicht und blieben an seinem Mund hängen. Sie zuckte zusammen, als habe sie sich erschreckt, löste aber ihre Lippen nicht. Auch Gerion wich nicht zurück. Ihre Münder öffneten sich, ihre Lippen preßten sich fester gegeneinander.

Nach einer Weile ergriff Gerion Selissas Kopf mit beiden Händen und schob ihr Gesicht behutsam auf Armeslänge von sich fort, um es eine

Zeitlang mit ernster Miene zu betrachten. Ihre dunklen Augen erwiderten ruhig seinen Blick. Ihre Gesichtszüge regten sich nicht, die Lippen waren noch immer halb geöffnet, so wie sie sich von dem Kuß gelöst hatten. »Wir sollten irgend etwas Vernünftiges tun«, murmelte Gerion endlich, »Feuerholz sammeln oder...« Aber Selissa schlang ihm beide Arme um den Hals, drängte ihren atmenden, duftenden Mund gegen den seinen und zog ihn zu sich herab, auf den warmen festen Boden dicht bei den knisternden Flammen.

Als Algunde mit einem zufriedenen Lächeln und einem Korb voller Boronsmützen den Pfad zum Versteck des Karrens erreichte und sich vorsichtshalber rasch nach allen Seiten umschaute, bevor sie aus dem Gesträuch des Waldrandes trat, entdeckte sie in einiger Entfernung die unverkennbare Gestalt des Grafen von Geestwindskoje. Der Graf schritt kräftig aus. Seine Mund öffnete und schloß sich, während er die Rechte gestikulierend vor dem Körper schwenkte. Offenbar sang er beim Gehen. Lächelnd schlüpfte Algunde aus ihrer Deckung; Arvid stutzte, dann hob er lächelnd die Hand zum Gruß. »Welche Überraschung, Euch hier zu begegnen, schöne Waldfee! Darf ich Euch nun meine drei Wünsche sagen?«

Algunde lachte vergnügt und nahm eine hoheitliche Haltung ein. »Nur heraus damit, guter Mann, und habt keine Furcht!«

»So erlaubt mir denn als erstes, Eure schwere Last zu tragen.« Die Magd reichte ihm den Korb mit den Pilzen. »Es sei Euch gewährt, aber, mit Verlaub, Ihr geht ein wenig freimütig mit Euren Wünschen um.«

»Das will ich wohl beherzigen.« Der Graf legte die Stirn in nachdenkliche Falten. Nach geraumer Weile sagte er: »Nun weiß ich den zweiten Wunsch: Wollt Ihr mir bitte gestatten, Euch auf dem Heimweg meinen Arm zu bieten?« Er schob den Henkel des Pilzkorbs auf den linken Unterarm und hielt der Magd den rechten hin.

Algunde errötete und legte zögernd die Hand auf Arvids Arm. Sie räusperte sich und murmelte mit vor Verlegenheit heiserer Stimme: »Ich sag's noch einmal: Ihr verschwendet Eure Wünsche, lieber Graf.« Eine Weile gingen sie schweigend nebeneinander her, dann fragte der Graf: »Wollt Ihr meinen dritten Wunsch denn gar nicht wissen, liebe Waldfee?«

Wieder hüstelte Algunde aufgeregt, bevor sie sprach. »Doch, ja, wie lautet er, edler Herr?«

»Diesmal bitte ich nicht für mich«, antwortete Arvid, »sondern für eine gute Freundin: Ich kenne da eine Magd aus dem schönen Ferdok, und ich wünsche mir, daß es ihr immer gutgehen, daß niemand ihr jemals wieder etwas Böses antun und daß ihre Schönheit noch hundert Götterläufe Bestand haben möge!«

Algunde hatte erschreckt die Hand von der Armbeuge des Grafen genommen. »Das meint Ihr nicht im Ernst?« fragte sie.

Arvid legte ihr den rechten Arm um die Schultern und zog sie an sich. »Warum denn nicht - ich finde, das ist ein sehr guter und durchaus berechtigter Wunsch. Ihr könnt ihn mir nicht abschlagen.«

»Warum treibt Ihr Euren Spott mit mir?«

»Was sagt Ihr da - ich täte der schönen Waldfee spotten? Das käme mir nie in den Sinn.«

Algunde streifte den Arm des Grafen ab. »Nun habe ich keinen Spaß mehr an diesem Spiel«, sagte sie. »Ich mag nicht, daß Ihr Euch über mich lustig macht.«

Arvid stellte sich Algunde in den Weg. Sie blieb stehen. Er griff nach ihrem Kinn und hob es mit sanfter Gewalt, so daß er ihr in die Augen sehen konnte. »Du«, sagte er, »du mußt du zu mir sagen - so ist es abgemacht. Und außerdem - bei allen Zwölfen! - nie würde ich mich über dich lustig machen. Wärest du nicht gewesen, würde Selissa noch immer im tiefsten Kerker schmachten, und ich... Nun, gewiß würde ich

nicht gesund und munter auf einem Waldweg stehen und alberne Spielchen treiben. Nein, ich werde nie vergessen, was du für uns getan hast.«

»Ach, was war das schon«, sagte Algunde leise. »Ohne Gerion...«

»Er hatte seinen Teil und du den deinen. Du hättest fortlaufen können aus Ferdok, nur an dich denken und einfach davonlaufen. Viele andere hätten das getan... Darum hör meine Worte: Wenn ich dich eben - ohne es zu wollen, das schwöre ich - gekränkt habe, so entschuldige ich mich nun in aller Form bei dir...«

Algunde errötete von neuem. »Es schickt sich nicht, daß sich ein Graf bei einer Magd entschuldigt«, murmelte sie, »das stellt ja die ganze Welt auf den Kopf... Aber das mit der Schönheit - das hättest du nicht sagen müssen.«

Arvid lachte. »Aber warum denn nicht? Du bist ein hübsches Ding, ein sehr hübsches sogar. Denkst du, ich sehe das nicht? Und warum - bei Rahja - soll ich nicht davon sprechen?«

Die Röte auf Algundes Wangen vertiefte sich, während sie nach einer Antwort suchte und keine fand.

»Und weil du so hübsch bist, werden wir dich mit nach Geestwindskoje nehmen, wenn das hier vorüber ist und alles ein gutes Ende gefunden hat, als erste Magd oder als Stallmeisterin - das kannst du dir aussuchen. Unsere Nachbarn werden uns beneiden und hohe Summen für dich bieten...«

Algunde zog das Kinn wieder an die Brust und stapfte los. »Nun spottest du schon wieder!« schimpfte sie, aber ihre Augen blitzten vergnügt.

Nachdem die Magd im Lager stolz das Ergebnis ihrer Suche präsentiert und die Bekömmlichkeit und Schmachhaftigkeit der ölig schwarzglänzenden, spitzhütigen Boronsmützen heftig gegen Gerions skept-

tische Spötteleien verteidigt hatte, berichtete Arvid von seinem Kundschaftergang. Der Graf war am frühen Morgen aufgebrochen, um die Gegend und die Wege der Umgebung zu erkunden, und erzählte nun, daß er fünf oder sechs Meilen nordwärts auf der Seeuferstraße auf eine kleine Schenke gestoßen, ihm aber sonst nichts Bemerkenswertes aufgefallen sei. Die Straße nach Norden sei nach den Regenfällen der letzten Tage in einem erbärmlichen Zustand, möglicherweise werde man den Gauklerwagen hin und wieder durch den Schlamm schieben müssen, aber in der Schenke - sie hieß *Baltrams Bart* - werde man endlich wieder zivilisiert speisen und schlafen können. Über eine Badestube verfüge sie außerdem. »Und dort in der Schankstube« - der Graf grinste verschmitzt in die Runde - »habe ich etwas überaus Drolliges gefunden. Ich konnte nicht anders: Ich mußte es stibitzen und euch mitbringen.« Er griff in seinen Stiefel, zog ein kleines Plakat heraus, das er um seinen Unterschenkel gewickelt hatte, und hielt es Gerion hin. Der Zauberer las den Text laut vor:

*»50 Golddukatens setzt Seine Durchlaucht, der Fürst des Kosch, für die Ergreifung der folgenden Mörder, Verräter und Staatsfeinde aus:
1tens. Arvid Geestwindskoje, welcher in seiner Heimat, dem Bornland, den Titel eines Grafen trägt. Geestwindskoje ist fast 2 Schritt groß und blondhaarig. Er versteht sich auf den Umgang mit dem Rapier und ist von außerordentlicher Heimtücke. Zuletzt trug er graue Reisekleidung und einen großen schwarzen Hut mit roter Straußenfeder.*

2tens. Selissa Jergenquell, welche bis vor Monatsfrist den Titel einer Baronin trug. Jergenquell ist einen Schritt und 37 Finger groß und schwarzhaarig. Sie ist von sehr angenehmem Äußeren, aber jederzeit zu einer gewissenlosen Mordtat fähig. Jergenquell trug zuletzt ein helles Kerkergewand, hat aber ihre Kleidung möglicherweise inzwischen gewechselt.

3tens. Ein arglistiger Schelme unbekanntes Namens, welcher einen

Schritt und 20 bis 40 Finger groß und entweder braun- oder blondhaarig ist und sich vielerlei Gestalt zu geben vermag. Dieser ist besonders gefährlich, denn er bedient sich ruchloser, schwarzmagischer Zauberkünste.

Die drei Verbrecher sind des Verrates answinistischer Umtriebe, des Mordes, versuchten Mordes und der lebensgefährdenden schwarzen Magie schuldig. Seine Durchlaucht wünscht, daß diese drei so bald als möglich dingfest gemacht werden, und zahlt für deren Ergreifung oder Hinweise, die zu deren Ergreifung führen, oder für die Vorführung deren beglaubigter Leichname die oben genannten 50 Dukaten.

gez. i.a. Gumbeldan, Sekretarius«

Gerion blickte auf.

»Ein ›arglistiger Schelme‹«, erläuterte Arvid, »das bist du, Gerion! Und du bist ›besonders gefährlich!‹«

»Was schreibt man über mich?« fragte Algunde. »Du hast gar nichts von mir vorgelesen, Gerion. Schau bitte noch einmal nach!«

»Von dir wissen sie offenbar nichts«, entgegnete der Zauberer. »Du solltest froh darüber sein, du eitler Fratz!« Er wandte sich an Selissa und Arvid. »Ihr beide seid recht gut beschrieben - das gefällt mir nicht. Und ich weiß auch nicht, ob es sehr klug war, dieses Blatt zu stehlen.«

»Niemand hat mich dabei beobachtet«, warf Arvid ein. »Darauf habe ich geachtet.«

»Die Leute in der Schenke werden sich schon ihren Teil denken, wenn sie merken, daß der Steckbrief verschwunden ist - gemeinsam mit dem fast zwei Schritt großen blonden Fremden, von dem auf dem Blatt die Rede war. Auf keinen Fall können wir auf dem Weg nach Norden in dieser Kneipe einkehren. Das wäre einfach...«

»Nach Norden...?« rief Algunde aufgeregt dazwischen. »Soll das heißen, daß du nun doch mit uns nach Norden ziehst, Gerion? Aber du

hast doch immer gesagt, es wäre dir da oben zu kalt im Winter, und heute abend wolltest du...«

»Wie es scheint, habe ich es mir anders überlegt. Vielleicht - könnte ja sein - wird der Winter in diesem Jahr nicht so streng. Auch war ich noch nie im oberen Kosch - das Land soll sagenhaft schön sein, habe ich gehört.«

Seit Gerions überraschender Ankündigung hatte Selissa ihn mit ernster Miene angeblickt. »Ich kann nicht bestätigen, daß Wengenhalm oder Jergenquell sagenhaft schöne Länder wären«, sagte sie nun. »Du wirst eine Enttäuschung erleben, Gerion, aber ich freue mich, wenn du mit uns kommst.«

Der Zauberer lächelte. »Mit Enttäuschungen muß man immer rechnen. Im übrigen kennst du ja meinen Grundsatz: Man soll sein Herz an gar nichts hängen, und ich bin zu der Überzeugung gelangt, ich hätte mich in letzter Zeit zusehr auf den Weg nach Süden versteift. Also wähle ich in aller Freiheit den nördlichen Kurs.«

»Mit Verlaub«, warf Arvid ein, »deine Überlegungen erscheinen mir ein bißchen verschroben - schwer nachvollziehbar, wenn du verstehst, was ich meine... Aber wenn sie dazu führen, daß du uns noch ein wenig länger Gesellschaft leistest, will ich sie nicht kritisieren.«

»Tja.« Gerion zuckte die Achseln. »Wie könntest du mich verstehen, da ich mich kaum selbst verstehe...? Und dich begreife ich übrigens ebensowenig: Warum redest du Selissa nicht zu, auf die Reise nach Wengenhalm zu verzichten? Du weißt sehr gut, daß dieser Rachezug nur ein schreckliches Ende nehmen kann.«

Arvid hob lächelnd die Schultern. »Du weißt, wie sie beschaffen ist, Gerion: Wenn sie sich einmal etwas in den Kopf gesetzt hat, kann sie niemand davon abbringen - auch ich nicht. Aber andererseits, wenn sie nicht diesen hübschen Dickkopf hätte, vielleicht würde ich sie weniger lieben.«

Gerion lächelte nicht. Seine Stimme klang ungewohnt scharf: »Warum verzichtest du nicht für einen Moment auf Artigkeiten und drollige Komplimente und erklärst mir statt dessen, wieso du nichts dagegen unternimmst, daß die Frau, die du liebst, in den sicheren Tod geht. Wieso du dich dabei von ihr mitziehen läßt, brauchst du mir nicht zu erläutern - den Grund ahne ich.«

Der Graf von Geestwindskoje starrte für eine Weile schweigend auf den See hinaus, bevor er antwortete: »Du bist mir in den vergangenen Tagen ein lieber Freund geworden, und ich will dich um keinen Preis verletzen, aber ich muß dir dennoch sagen: Du bist ein Gaukler, und wir, Selissa und ich, sind Krieger von Geburt. Seit wir denken können, hat man uns gelehrt, niemals unserer Angst zu folgen und niemals eine Kränkung oder gar ein Verbrechen zu ertragen. Ich will nicht behaupten, daß du nicht mutig bist, Gerion, oder gar ein Duckmäuser, aber du denkst einfach anders als wir. Wenn dich jemand beleidigt hat, dann wägst du ab, ob du es riskieren kannst, dich zu rächen, oder ob dein Gegner womöglich so mächtig ist, daß du keine Aussicht auf einen Sieg gegen ihn hättest. Und im letzteren Fall wirst du wohl zähneknirschend deine Rache hinunterschlucken und an einen anderen Ort ziehen, wo du nach und nach das Unrecht, das dir widerfahren ist, vergessen wirst. Diese Möglichkeit haben wir nicht. Wir sind anders als du, Gerion. Natürlich ist sich Selissa klar darüber, daß der Wengholm einer der mächtigeren Koschgrafen ist und wohl über hundert Bewaffnete im Sold hält, aber diese Tatsache kann Selissas Entscheidung für keinen Augenblick beeinflussen. Sie muß tun, was ihre innere Stimme ihr befiehlt. Und ich, der ich ihr Verlobter bin, werde nicht von ihrer Seite weichen, denn ihre Rache ist auch die meine.«

»Das waren klare Worte, lieber Arvid.«

»So soll ein Krieger sprechen.« Arvid lächelte nun wieder. »Klar und der Göttin gefällig.«

Gerion wiegte den grauen Krauskopf. »Bist du dir so sicher, daß deine Rede rondragefällig war?«

Arvid ruckte. »Ich denke schon.«

»Ich habe meine Zweifel.« Der Zauberer stand auf und ging unter dem Zeltdach auf und ab. »Wir sollten uns bemühen, die Wünsche der Götter zu erkunden und ihnen zu folgen, nicht wahr?«

»Ja, gewiß«, erwiderte der Graf. Selissa beobachtete den Zauberer mit aufmerksamem, aber mißtrauischem Blick.

»Ich denke«, fuhr Gerion fort, »es wird der Wunsch der göttlichen Rondra sein, daß alle Schurken hier auf Dere ihre gerechte Strafe empfangen.«

»Das denke ich auch«, sagte der Graf, und Selissa nickte.

»Wie schön, daß wir uns so einig sind! Dann solltet ihr euch auch im folgenden Punkt meiner Meinung anschließen: Wenn ihr auf eurem Vorhaben beharrt, werdet ihr verhindern, daß der Wengenhalm hier auf Dere seiner Strafe zugeführt wird.« Ohne Selissa und Arvid Gelegenheit zu einem Einwand zu geben, fuhr der Zauberer fort: »Vielleicht seid ihr in ganz Aventurien die einzigen, die den Willen der Göttin an Wengenhalm vollstrecken können, und gerade euch kommt nichts Besseres in den Sinn, als geradewegs in Wengenholms Kerker zu marschieren! Denkt ihr tatsächlich, ihr handelt in Rondras Sinn, wenn ihr euch in die Piken seiner Söldlinge werft? Das kann nicht der Wunsch der Göttin sein: Sie erwartet von niemandem eine sinnlose Tat. Jetzt mag Wengenhalm in seinem Schloß sitzen und voller Angst auf Geräusche an seinem Tor lauschen, jetzt mag er mit bangem Sinn die Berichte seiner Späher erwarten, die ihm melden sollen, wenn sich jene nähern, die er am meisten fürchtet. Von diesen Gefühlen wollt ihr ihn befreien, indem ihr eure Köpfe auf seinen Richtblock legt, ach was, Richtblock: Aufhängen wird er euch, als Verräter vom Galgen baumeln lassen! Warum, bei allen Zwölfen, gebt ihr der Sache nicht ein paar

Jahre Zeit und schleicht dann ins Wengenhholmsche, wenn der Graf sich wieder sicher fühlt, wenn er angreifbar ist? Dann werdet ihr den Willen der Göttin vollziehen können. Jetzt werdet ihr nichts anderes ernten als Wengenhholms hämisches Lachen. Geht nach Geestwindskoje, heiratet, schiebt die Sache ein paar Jahre auf...«

»Bestellt das Feld«, fiel ihm Selissa mit bitterer Stimme ins Wort. »Bittet die Götter um ein paar Kinder! Vergeßt das Ganze! O nein, das kann nicht mein Weg sein. Mit jedem Tag, den dieser Schurke seit seiner Untat lebt, verhöhnt er die Göttin! Wenn ich einen Tag länger zuwarte, lade ich Schande auf mich. Jetzt ist die Zeit zum Handeln und nicht zum Schleichen und Taktieren!«

»Ist nicht die Taktik ein Lehrfach an euren Akademien?« fragte Gerion dazwischen.

Selissa stutzte, suchte nach Worten und funkelte Gerion zornig an. Arvid ergriff an ihrer Statt das Wort: »Die Taktik als Teil der Kriegskunst geht davon aus, daß man im Felde eben nicht nur echte Krieger in den Kampf schickt, sondern auch allerlei buntes Volk: Hilfstruppen, Söldner, Bauern, zwergische Pioniere. Alle diese Leute fühlen und kämpfen nicht wie Krieger - diese Ungewißheiten muß man berücksichtigen, wenn man Strategien und Taktiken ersinnt. In der täglichen Lebensführung eines echten Kriegers zählen andere Dinge: die Ehre und der Gehorsam vor der Göttin!«

Selissa nickte heftig. »So ist es. Du hast klug gesprochen, Arvid.«

»Er hat geredet wie ein bornischer Narr!« knurrte Gerion leise und stapfte davon. Gurvan trottete hinter ihm her, auch Algunde lief ihm nach. Der Zauberer zog den Kopf zwischen die Schultern, schritt kräftig aus und gab vor, weder den Hund noch die Magd zu bemerken. Erst als er den Weg am Seeufer erreichte, blieb er stehen und blickte unschlüssig die von Schlammfüßen übersäte Piste hinauf und hinab. Endlich wandte er sich Algunde zu: »Wenigstens du könntest vernünft-

tig sein! Denkst du denn niemals an den kleinen Erbohm?»

Die Magd zuckte erschreckt zusammen. »Aber...«, stammelte sie. »Ich denke immer an den Kleinen - er ist doch meine ganze Freude...«

»Warum schnappst du dir dann nicht den Quengelbeutel und machst dich davon? Was Arvid und Selissa vorhaben, kann nur in einer Katastrophe enden. Du wirst mittendrin stecken in all den schrecklichen Dingen, du und der Kleine! Also binde ihn dir auf den Rücken und wandere nach Süden. Niemand erwartet von dir, daß du mit uns kommst.«

Algunde blickte auf den Boden und sah ihren bloßen Zehen dabei zu, wie sie langsam im weichen Straßenschlamm versanken. »Bin ich auf meinen Wachen eingeschlafen?« fragte sie.

»Nein, wer sagt das?« fragte Gerion zurück.

»Habe ich nicht immer das Feuer gehütet?«

»Ja, du hast gut aufgepaßt.«

»Und habe ich nicht gestern und heute in der Frühe ein gutes Essen gekocht?«

»Doch, es hat gut geschmeckt. Warum, bei allen Zwölfen, fragst du mir solche Löcher in den Bauch?«

Algundes Schultern bebten, ihre Zehen verkrampften sich im Schlamm.

»Weil ich nicht verstehe, wieso du mich davonjagen willst! Darum!« Ein heftiges Schluchzen schüttelte sie.

Gerion legte ihr einen Arm um die Schultern und zog ihren Kopf an seine Brust. »So, das verstehst du nicht«, murmelte er. »Nun ja, warum solltest du mich auch besser verstehen als Selissa? Niemandem von euch haben die Zwölfe so viel Verstand geschenkt, daß ihr die simpelsten Dinge begreift. Damit muß ich wohl leben.« Gerion zuckte die Achseln.

Algunde löste sich von ihm und blickte aus tränennassen Augen zu ihm auf. »Heißt das, ich kann bleiben? Wenn du sagst, daß ich bleiben kann, werden die anderen auch nichts dagegen haben. Meistens hören sie näm-

lich auf dich.«

»Da jedermann von mir nur eines hören will, nämlich, daß ich ihn in seinen Untergang schicke, will ich für dich keine Ausnahme machen: Meinetwegen kannst du mit uns kommen und mit uns sterben, du dummes Ding.«

»Ich muß nicht fort, Gurvan!« quietschte Algunde, schlang dem alten Hund, noch ehe sich dieser ihrem Griff entziehen konnte, die Arme um den Hals und drückte ihm einen laut schmatzenden Kuß auf die graue Schnauze.

Gerion wandte sich um und machte sich auf den Rückweg zum Lager.

»Dann wollen wir einmal sehen, ob man deine Boronshütchen tatsächlich überleben kann, teure Algunde«, sagte er, über die Schulter gewandt, »schließlich wollen wir frisch gestärkt und bei bester Gesundheit sein, wenn der Wengholm uns in Stücke hauen läßt...«





12. Kapitel

*Die Krähe ist so schwarz, mein Lieb,
nimmer wird sie weiß.
Der Tod, er ist so kalt, mein Lieb,
mein Blut ist rot und heiß...*

Aus einem Weidener Söldnerlied

Ein kalter Wind pfiß über die Straße nach Angbar. Er strich zwischen den dicken Stämmen der alten Linden hindurch, die die Allee auf der Nordseite säumten, riß braune Blätter von den Zweigen und trieb sie über die groben Pflastersteine und weiter über die kahlen Äcker und herbstgelben Wiesen, die die Straße vom Nordufer des Angbarer Sees trennten. Auf der fernen schieferfarbenen Wasserfläche standen kleine kabbelige Wellen, aus dem Uferschilf flogen mit heftigen Flügelschlägen ein paar Silberreiher auf und strichen über den See davon. Die Lanzerinnen saßen stumm über die Pferdehäse gebeugt, eine Hand am Zügel, die andere in den Umhang gekrallt, um das blaue Tuch am Aufklappen zu hindern. Außer dem Brausen des Windes und dem Klappern der Hufeisen auf dem Pflaster war kaum ein Laut zu hören. Gemächlich und mit gleichmäßig nickenden Köpfen schritten die schweren Streitrösser in Doppelreihe voran - anders als ihre Reiterinnen schienen sie Wind und Kälte nicht zu bemerken. Eine zierliche Frau mit kurzem Blondschoß löste sich vom Ende des

Zuges und trieb ihr Pferd nach vorn, wo die kleine rot-blaue Fahne mit dem löwenköpfigen Roß im Sturm knatterte. Sie trieb und lenkte ihr Reittier, einen schlanken Fuchswallach, mit den Schenkeln, denn auch sie hielt mit einer Hand ihren Umhang vor der Brust zusammen, die andere aber war unter dem Reitmantel verborgen. Finstere Blicke streiften die Frau, während sie an den Lanzerinnen vorüberritt; sie selbst schaute unbewegt nach vorn. Als sie die Spitze der Schwadron erreicht hatte, sprach sie die stämmige Soldatin an, die neben der Fahne ritt: »Wie lange wollt Ihr noch im Schritt gehen lassen, Weibel Dergelstein? Mir scheint, die Rösser haben sich inzwischen zur Genüge ausruhen können...«

Die Angesprochene tätschelte den Hals ihres Braunen. Ohne den Blick zur Seite zu wenden, entgegnete sie: »Ihr leitet die Jagd, Frau von Westingen, Hochgeboren, aber ich bin für die Soldatinnen und die Tiere verantwortlich, doch das sage ich Euch ja nicht zum erstenmal, seit wir von Ferdok aufgebrochen sind. Wollt Ihr Euch also bitte um das Eurige kümmern, während ich auf meine Dinge achte. Wann immer Ihr in Eile seid, mögt Ihr ein Pferd nach dem anderen zu Schanden reiten, wir sind es gewohnt, auf dem Roß zurückzukehren, auf dem wir losgeritten sind.«

Die KGIA-Agentin zog die Brauen zusammen. »Einen scharfen Ton schlägt Ihr an, Weibelin! Ihr scheint Euch sehr sicher zu fühlen - und meinen Langmut zu überschätzen! Seit wir von Ferdok aufgebrochen sind, habt Ihr mich nicht nur mehrfach belehrt, wie Ihr richtig bemerkt, sondern Euch wenig bereit zur Zusammenarbeit erwiesen. Fürchtet Ihr nicht, ich könnte Euer Verhalten in meinem Bericht erwähnen?«

Fiona Dergelstein zuckte die Achseln. »Schreibt, was Ihr schreiben müßt, Hochgeboren. Ich tue hier nur meine Pflicht.«

»So, so, dann ist es wohl Eure Pflicht, das Wohlbefinden Eurer Gäule

für wichtiger als unseren Auftrag zu halten?«

Weibel Dergelstein schwieg. Die Baronin wies mit einem Kopfnicken die Angbarer Straße hinab. »Außerdem komme ich immer mehr zu der Überzeugung, Euer Rat, den Weg nach Angbar einzuschlagen, sei ein schlechter Rat gewesen. Warum sollten die Verräter sich ausgerechnet nach Angbar wenden? Wollen sie dort um eine Audienz beim Fürsten bitten? Das ergibt doch keinen Sinn! Nein, wir hätten der Straße längs der Ange nach Norden folgen sollen - in Richtung Wengholm und Burg Albumin...«

»Ich kann nur wiederholen, was ich Euch schon heute morgen sagte«, warf die Weibelin ein. »Ich halte es für äußerst unwahrscheinlich, daß Selissa Jergenquell nach Norden reitet - direkt in die Hände des Grafen Erlan. Das wäre der blanke Wahnsinn.«

Frau von Westingen musterte, während sie sprach, aufmerksam das vom Wind gerötete Antlitz der Soldatin: »Aber andererseits... Es wäre recht mutig, nicht wahr?«

Fiona stutzte. Ihre Stirn legte sich in tiefe Falten, während sie nach einer Antwort suchte. Schließlich nickte sie stumm.

»Eine Art Mut, der einer Lanzerin gut zu Gesicht stünde, nicht wahr?« Fiona seufzte und hob die Achseln.

Frau von Westingen hieb mit der Linken auf den Sattelknauf, so daß ihr Fuchs erschreckt ein paar Sprünge nach vorn tat. Mit einem brutalen Ruck an der Kandare brachte sie ihn zum Stehen und wartete ab, bis die Fahnenträgerin und Weibel Dergelstein wieder aufgeschlossen hatten. »Sagt an, Weibel«, zischte sie dann, »welches Spiel treibt Ihr eigentlich mit mir? Mir scheint, Ihr wart die ganze Zeit insgeheim der Ansicht, die Rebellen hätten sich nach Norden gewandt, aber Eure Truppe und mich führt Ihr nach Westen! Ein solches Verhalten, eine Verräterin zu schützen... Wie würdet Ihr das nennen?«

Die Weibelin biß sich auf die Unterlippe und starrte trotzig nach vorn.

»Ah, Ihr schweigt! Nun, so will ich Euch sagen, wie ein loyaler Kaiser-treuer Euer Betragen nennen würde: Verrat! Er würde sagen, es ist Verrat!«

Fionas Rechte flog zum Säbelgriff. Für einen Moment erstarrte die Weibelin im Sattel und sog scharf die Luft durch die Nase. Aber sie ließ die Waffe in der Scheide stecken, straffte sich und fragte mit ruhiger Stimme: »Was also sollen wir tun: Weiterreiten oder Umkehren?«

»Umkehren, auf der Stelle! Und dann geht es im scharfen Galopp zurück zur Straße nach Wengenhalm. Von jetzt an werde ich das Kommando übernehmen. Ihr wißt, daß ich dazu kraft meiner Zugehörigkeit zur Agentur berechtigt bin. Also los, gebt die Zeichen zum Halten und Wenden! Wir haben schon genug Zeit verloren!«

Fiona Dergelstein brachte mit einer Handbewegung den Zug zum Stehen. Mit der Fahnen-trägerin an ihrer Seite ritt sie einen engen Bogen nach links und sprengte an der Doppelreihe der Lanzerinnen entlang, die nach und nach, paarweise, ebenfalls ihre Pferde wendeten und der Weibelin folgten.

Bevor sich die KGIA-Agentin wieder an das Ende der Reiterschar zurückfallen ließ, wandte sie sich noch einmal an die Weibelin. »Ihr solltet mir dankbar sein!« rief sie mit schriller Stimme, um das Trommeln der schweren Hufe auf dem Pflaster zu übertönen. »Ich habe Euch soeben davor bewahrt, zur Komplizin einer ruchlosen Verbrecherin zu werden!«

Fiona starrte auf die Straße. Sie antwortete nicht.

Als der Zug der Reiterinnen die Kreuzung erreichte, flatterte ein Schwärm krächzender Rabenkrähen aus dem kahlen Geäst einer alten Eiche auf. Der Baum stand unmittelbar neben der Straße auf einem kleinen Erdhügel, den er mit seinen knorrigen Wurzeln umklammerte. An den mächtigen Stamm waren gespitzte Bretter genagelt, die in drei

Richtungen wiesen. ›Angbar‹, ›Ferdok‹ und ›Wengenhalm‹ stand auf den Schildern. Auf keiner der drei Straßen war ein Gefährt oder ein Wanderer zu sehen, die gepflasterten Wege verloren sich im fernen grauen Dunst. Eine Schenke, die unweit der Kreuzung am Straßenrand stand, schien von ihren Bewohnern aufgegeben; schwarze Fensteröffnungen und rußige Löcher im Dach kündeten von einem Brand in jüngerer Vergangenheit. Eine nach der anderen ließen sich die Krähen auf dem First des ausgebrannten Hauses nieder. Mit schiefgelegten Köpfen bäugten sie den Zug der anstürmenden Lanzerinnen. Unter Flügelschlagen und halblautem Krächzen rückten die schwarzen Vögel auf den Firstpfannen enger zusammen wie Zuschauer auf einer Theaterbank.

Was wissen wir von den Boronsvögeln? Warum sind sie oftmals schon lange zur Stelle, bevor ihr göttlicher, aber erbarmungsloser Herr seine Ernte hält? Wieso spüren sie so viel besser als wir Menschen, wenn Borons Hauch über die Lande streicht? Und warum kommen sie überhaupt zur schlimmen Zeit zum schlimmen Ort - uns zu warnen oder sich selbst zu ergötzen?

Fiona Dergelstein hob die Rechte. »Das Ganze - halt!« rief sie über die Schulter. »Lanzerinnen, absitzen!«

Die Reiterinnen griffen in die Zügel und brachten ihre Rösser zum Stehen. Dichte Dampfwolken stoben aus den Nüstern, so mancher Pferdeleib zeigte Spuren von schaumigweißem Schweiß.

Wieder lenkte Baronin von Westingen ihren Wallach zu der Stelle, wo die Weibelin stand und ihrem Roß mit einem Büschel trockener Halme über den Hals rieb. Zwei Männer in langen dunklen Reitmänteln folgten ihr, hielten sich aber um ein paar Pferdelängen zurück. Die Augen der Agentin blitzten, auf ihrer Stirn stand eine senkrechte Falte. Sie schwang das rechte Bein über den Pferdehals, sprang ab und stapfte durch das hohe Gras zur Weibelin hinüber, die sich verbissen ihrer

Arbeit widmete. »Nun seid Ihr zu weit gegangen, Weibel Dergelstein! Ihr... Schaut mich gefälligst an, wenn ich zu Euch spreche!«

Fiona warf den Grasbüschel zu Boden und wandte sich der Agentin zu.

»Habt Ihr vergessen, daß ich hier die Kommandos gebe? Ich habe kein

›Halt!‹ angeordnet. Also bitte: Laßt aufsitzen und weiterreiten!«

Die Weibelin schüttelte den Kopf. »Die Pferde sind vom langen Galopp über die Pflastersteine völlig erschöpft. Wenn wir heute überhaupt noch irgendwohin reiten wollen, brauchen sie eine Pause.«

»Ja, denkt Ihr denn, ich säße zum erstenmal auf einem Pferd und Ihr könntet mir nach Belieben Ammenmärchen auftischen? Mein Fuchs wäre durchaus imstande, noch viele Meilen zu schaffen, dabei sind Eure Tiere sehr viel kräftiger gebaut als meines. Ich will Euch sagen, was hinter Eurem unverschämten Benehmen steckt...«

Fiona Dergelstein straffte sich. In ihr kantiges Gesicht, das meist leicht gerötet war und jeden Betrachter unwillkürlich an eine Bäuerin erinnerte, war eine unnatürliche Blässe getreten. »Nun, so laßt hören! Ich warte.«

Die Baronin schlug mit der Linken ihren grauen Umhang zurück. Der gebrochene rechte Arm und der Oberkörper waren mit festen Tüchern umwickelt. Quer über den weißen Tuchbahnen hing der Schultergurt herab, an dem die zierliche Waffe der Baronin baumelte. Blitzschnell schloß sich die Hand der Agentin über dem Rapierrgriff, mit einem leisen Scharren fuhr die schmale Klinge aus der Scheide, die Spitze wies auf das Gesicht der Weibelin. »Eine heimtückische Answinistin seid Ihr!« zischte die Baronin. »Eine Verräterin an Krone und Kaiser! Ihr tut, was Ihr könnt, um die Hochverräterin Jergenquell zu decken - nicht etwa, wie ich anfangs dachte, weil sie eine Eurer Soldatinnen ist, sondern weil Ihr dieselben verfaulten Gedanken in Eurem Hirn tragt wie diese Verbrecherin!« Frau von Westingen atmete schwer, rote Flecken bildeten sich auf ihren Wangen. Als sie weitersprach, zwang

sie ihre Stimme zur Ruhe: »Wie Ihr wohl wißt, hat Oberst Hirschingen in ihrem Marschbefehl ausdrücklich darauf hingewiesen, daß ich als kaiserliche Agentin jederzeit das Recht habe, den Oberbefehl über diesen Einsatz in meine Hände zu nehmen. Von diesem Recht habe ich vorhin Gebrauch gemacht, aber Ihr habt - wie es scheint - diese Veränderung überhaupt nicht zur Kenntnis genommen, sondern nutzt weiterhin unverdrossen Eure Stellung, um dem Answinistengesindel einen möglichst großen Vorsprung zu verschaffen. Nun denn, Weibel Dergelstein, es soll mir wohl gelingen, Eure Aufmerksamkeit auf mich zu lenken, denn in meiner Eigenschaft als Kommandierende werde ich als erstes folgende dringend gebotene Maßnahme treffen: Weibel Fiona Dergelstein, ich beschuldige Euch des Answinismus, des Verrates an Kaiser und Krone und erkläre Euch für verhaftet! Also bitte, übergebt mir Eure Waffe!«

Fiona starrte die Baronin an. Der bleichen, ausdruckslosen Miene der Weibelin war nicht zu entnehmen, ob sie die Worte Frau von Westingens vernommen oder gar verstanden hatte.

Die Agentin schüttelte den Kopf. »Was ist mit Euch, Dergelstein? Wollt Ihr etwa den Befehl verweigern?« Sie senkte die Rapierspitze um ein paar Handbreit und fügte in scheinbar versöhnlichem Ton hinzu: »Das habt Ihr Euch selbst eingebrockt! Aber vielleicht nimmt die Sache ja kein gar zu böses Ende. Gewiß werde ich einen Bericht schreiben, und gewiß wird es eine Verhandlung geben, aber wenn Ihr Glück habt, werdet Ihr vielleicht nur degradiert und nicht aus der Truppe verstoßen. Und in ein paar Götterläufen...«

Weibel Dergelstein hatte die großen Fäuste geballt. Ihre Augen schimmerten feucht. In der Tat hatte die stämmige Lanzerin die letzten Worte Frau von Westingens kaum mehr gehört. ›Verhaftet!‹ und ›Verräterin an Krone und Kaiser!‹ hallte es in ihren Ohren. Sie sah sich auf dem Hof der Kaserne stehen, mit helmlosem Haupt, und vor ihr die Obristin,

die einen schlanken Reitersäbel über dem Knie zerbrach. ›Du hast nichts Böses getan‹, murmelte eine Stimme in ihrem Innern. ›Du kannst doch die kleine Selissa nicht diesen Geiern zum Fraß vorwerfen! Was weiß denn die Frau aus Gareth über Freundschaft und Treue? Nein, du kannst keine deiner Frauen verraten! Und nun, was soll nun werden?‹ Fionas Lippen formten tordose Worte. ›Zu Ende, alles zu Ende? Nie mehr mit den Lanzerinnen an einem frischen, strahlenden Morgen durch Ferdoks Straßen traben, den Hufschlag hören, der von den Hauswänden widerhallt, mit freundlichem Nicken die Grüße der Bürger erwidern? Nie mehr? Nimmermehr?‹

»Eure Waffe, auf der Stelle«, schrillte Frau von Westingens Stimme, »aber mit dem Griff voran, wenn ich bitten darf!«

Fionas rechte Faust öffnete sich, legte sich um den Säbelgriff und schloß sich wieder. Langsam glitt die lange, kaum gekrümmte Klinge aus der makellos polierten Lederscheide. Die Weibelin hob den Blick. Das Bild vor ihren Augen verschwamm und festigte sich wieder in raschem Wechsel, wurde endlich seltsam klar. Sie sah in die hellen blauen Augen der blonden Frau, die spöttisch und wohl auch ein wenig unsicher blickten. Dann aber weiteten sie sich vor Entsetzen.

Der Reitersäbel drang durch den schmalen Hals der Baronin als glitte er durch Schnee. Im selben Augenblick bohrte sich die Rapierklinge in Fiona Dergelsteins Herz.

Die Agentin war rücklings in Gras gestürzt. Sie lag starr ausgestreckt, hatte die Linke an den Hals gepreßt und stieß, während hellroter Schaum zwischen ihren Fingern hindurchquoll, erstickte, gurgelnde Laute aus.

Fiona Dergelstein stand, wie sie immer vor ihren Lanzerinnen gestanden hatte: mit kerzengeradem Rücken, die Stiefel einen halben Schritt auseinander gestellt und fest in den Boden gestemmt. Ihre Rechte umklammerte das Rapier, das noch immer in ihrer Brust stak.

Tränen liefen ihr über das Gesicht.

Hinter den Lanzerinnen, die reglos bei ihren Pferden standen, war eine Bewegung zu sehen: Die beiden KGIA-Agenten, die Frau von Westingen begleitet hatten, hatten zuerst ihre Fassung zurückgewonnen. Nun trieben sie ihre Tiere an und schwenkten auf die Straße nach Ferdok ein.

Zwei, drei Lanzerinnen zuckten zusammen und griffen nach den Zügeln, bereit, hinter den Fliehenden herzusetzen.

Die Weibelin hob die Linke. »Halt!« rief sie mit lauter, fester Stimme. »Laßt sie laufen, Lanzerinnen! Macht euch nicht auch noch unglücklich! Mädchen, ich will euch... Ich muß euch...« Die große Frau sank in die Knie, unhörbare Worte formend, dann kippte sie nach vorn, auf das Rapier, das mit einem leisen Knacken unter ihrem Gewicht zerbrach.

Ein eisiger Wind strich über die Kreuzung, er heulte in den kahlen Ästen der alten Eiche und riß an der wehenden Helmzier der Gardistinnen. Vom First der ausgebrannten Schenke erhoben sich die Krähen und flatterten südwärts davon; ihr hohles, verlorenes Krächzen erfüllte den Himmel.

Während Gerion auf dem Bock mit der Peitsche knallte und »Hoh!« und »Wollt ihr wohl ziehen, ihr faulen Ungeheuer!« brüllte, ergriff Algunde das Maultier beim Halfter und zerrte aus Leibeskräften an dem ledernen Kopfstück. Selissa und Arvid hatten sich hinten gegen den Wagen gestemmt, aus dessen Innerm Klein-Erborns empörtes Geschrei zu hören war. Gurvan umkreiste derweil bellend das Gefährt, bemüht, das Seine zum allgemeinen Chaos beizusteuern.

Von dem kleinen Erlenbruch, in dem der Gauklerwagen einen Tag und eine Nacht vor allen Blicken gut geschützt gestanden hatte, bis zur Straße waren kaum mehr als fünfzig Schritt zu überwinden, aber in der Nacht hatte es fortwährend geregnet, und der Wiesenboden, über den

der Karren vor vierundzwanzig Stunden mühelos hinweggerumpelt war, war nun so aufgeweicht, daß die großen Speichenräder fast bis zur Nabe in dem weichen Morast versanken. Die Gefährten hatten Gerions Jahrmarkteinnahmen dazu verwendet, bei einem Bauern einen alten Zugochsen zu kaufen. Dieser, dem man den Namen ›Ochs‹ gegeben hatte, und Gerions Maultier waren hintereinandergeschirrt - das Maultier vorn, der Ochse hinten -, und beide Tiere gaben ihr Bestes, um den schweren Wagen von der Stelle zu bewegen, aber auch ihre Hufe sanken so tief in den schlammigen Boden ein, daß Maultier und Ochse Mühe hatten, die Beine aus dem zähen Grund zu befreien und keinen Zug auf den Wagen zustande brachten.

Graf Arvid seufzte zornig, packte die Radspeichen, wie ein Hafenarbeiter in eine Kranwinde greift, und stemmte sich mit aller Macht nach vorn. Mit einem Glucksen versanken seine Füße im Schlamm, aber der Wagen bewegte sich kaum einen Fingerbreit. Gurvan bellte dem Grafen aufmunternd zu. Arvid befreite seine Stiefel aus dem Morast und wischte sich mit dem Jackenärmel den Schweiß von der Stirn. »Ich habe - wie man so sagt - die Schnauze voll bis zum Schnäuz! Diese Fürstenkalesche ist im Boden festgewachsen!«

Selissa ließ sich mit dem Rücken gegen den Wagen fallen. Sie atmete schwer. »Es ist zum Verzweifeln!« keuchte sie. »Und deine Schimpferei hilft uns auch nicht weiter, Arvid!«

»So...? Was hilft uns dann aus der Patsche?« versetzte der Graf.

Gerion maß wieder einmal die Entfernung vom Karren bis zur Straße mit den Blicken ab, aber die dunklen Silhouetten der Alleebäume, die am Rande seines Sichtfeldes aus den treibenden Nebelschwaden schimmerten, waren um keinen Schritt näher gekommen. Auf der Straße war weder ein Mensch noch ein Fuhrwerk zu sehen. Stille lag über dem Land. Nur ein kleiner Krähenschwarm flatterte von Norden herbei und ließ sich krächzend auf einem der Straßenbäume nieder. Eine Zeitlang

stritten die Vögel unter eifersüchtigem Schnarren und Schnabelklappen um die besten Plätze im Geäst, dann zogen sie einer nach dem anderen die Köpfe tief zwischen die Flügel und verstummten.

»Wenn wir ein Tau hätten«, drang Graf Arvids mißmutige Stimme in die Stille, »ein langes Tau... Dann könnten wir die Tiere auf die Straße führen und von dort aus ziehen lassen. Und schon sähe die Lage viel besser aus.«

Gerion kletterte vom Bock und stapfte in dem knöcheltiefen Morast, der Karren und Zugtiere mittlerweile auf allen Seiten umgab, um den Wagen herum. »Wenn wir ein Tau hätten!« knurrte er mürrisch. »Wir sind hier nicht auf dem Born, mein Wagen ist kein Treidelkahn, und ich habe auch kein Schiffertau, Hochwohlgeboren...«

Graf Arvid wandte sich zornig um, verzichtete aber auf eine Erwiderung.

»Kannst du nicht etwas zaubern, Gerion?« schlug Algunde nach einer Weile schüchtern vor.

Gerion stampfte auf den Boden, daß der Schlamm nach allen Seiten spritzte. »Eine gute Idee! Wie war's mit: ›Bei Difars stinkendem Dämonenohr - Karren, hebe dich aus Sumpf und Moor‹?«

Algunde zuckte erschreckt zusammen, als der Name des niederen Dämons fiel, hob die Rechte und formte das Zeichen zur Abwehr von Bösem und Dämonen: Sie streckte den kleinen und den Zeigefinger aus, während ihr Daumen gleichzeitig den Mittel- und den Ringfinger auf den Handballen drückte. Die beiden ausgetreckten Finger ihrer kleinen Hand wiesen auf Gerion. Dessen grimmige Miene glättete sich zu einem Schmunzeln. »Was zeigst du auf mich, du ängstliches Hühnchen?« fragte er. »Weißt du denn nicht, daß Difar und die Difaroiden immer von hinten kommen?«

Algunde fuhr herum und richtete ihre Hand gegen die vor Nässe tropfenden Erlenbäume. »So ist es besser«, lobte sie der Gaukler lachend.

»Halt uns den Rücken frei, während wir allmählich im Schlick versinken.«

»Es hilft nichts«, stellte Selissa nach einer Weile fest. »Hier können wir nicht bleiben. Wir werden den Karren zurücklassen müssen. Man kann schließlich...« Sie brach ab, als aus dem trüben Grau des Nebels der rummelnde Klang eines schweren Fuhrwerks heranwehte. Wenn in dem undurchdringlichen Dunst auch nichts zu sehen war, so gab es doch keinen Zweifel: Ein großer Wagen rollte von Norden auf der Straße heran.

»Warte hier beim Wagen!« sagte Arvid zu Algunde. Dann stapfte er gemeinsam mit Gerion und Selissa quer über die Wiese und stellte sich breitbeinig auf der Straße auf, die Hände in die Hüften gestemmt; Gerion und Selissa blieben am Straßenrand zurück. Wenig später zeichneten sich die dunklen Konturen eines hohen Planwagens aus dem Nebel ab. Vier Sveltaler mit mächtigen Kummeten stemmten sich in das Zuggeschirr. Weiße Dampfwolken stiegen aus ihren Nüstern auf, die langen Mähnen klebten naß auf den stämmigen gebogenen Hälsen. Zwei Männer mit großen schwarzen Fuhrmannshüten saßen auf dem Bock, eine breitschultrige Frau ging neben dem vorderen Gespann einher und führte das Leitpferd am Halfter. Sie traf keine Anstalten, den Zug vor Arvid zum Stehen zu bringen. Die Pferde hielten dennoch jählings an, als eines von ihnen mit der Nase fast Arvids Gesicht berührte, dieser aber noch immer keinen Fingerbreit zur Seite wich.

»Was soll das bedeuten?« knurrte die Fuhrfrau gereizt. Sie ließ das Pferdehalfter fahren und legte die Hand auf den Dolchgriff, der aus ihrem breiten Gürtel ragte. Auf dem Bock spielte ein junger Bursche mit aschblondem Haar und einem krummen Rücken nervös mit den Zügeln. Gleichzeitig schüttelte sein schwarzbärtiger Gefährte mit einem lässigen Rucken des Handgelenks die Schnur seiner langen Peitsche aus. Der schmale Lederriemen zischte durch die Luft und kringelte sich

dann neben den Pferdehufen auf dem Pflaster wie eine gereizte Schlange. »Aus dem Weg, Fremder!« knurrte der Schwarzbart. »Was immer Ihr von uns wollt - wir können uns keinen Aufenthalt leisten... Sind ohnehin spät dran!«

Graf Arvid breitete die Arme aus und nickte höflich, rührte sich aber nicht von der Stelle. »Seid ohne Sorge!« sagte er. »Wir führen nichts Böses im Schilde. Wir sind in einer üblen Notlage: Unser Karren steckt da drüben« - er wies mit dem Kopf auf den Erlenbruch - »im Sumpf fest. Ihr müßt uns helfen, ihn freizubekommen.«

Der Fuhrknecht spähte zu der fernen Baumgruppe, wo der Karren als großes schwarzes Viereck in den Nebelschwaden zu erkennen war, und stieß ein hämisches Lachen aus. »Na, da habt ihr die Straße aber um ein beträchtliches Stück verfehlt, ihr Einfaltspinsel! Denkt euch nur, wir hatten schon befürchtet, ihr wäret Räuber, aber so dumm kann ja wohl kein Räuber sein... Nun, wie dem auch sei - wir haben es recht eilig. Drum geht zur Seite und sucht euch ein paar andere Trottel, die euch aus der Patsche helfen.«

Selissa trat von der Seite an den Kutschbock heran und hob tadelnd den rechten Zeigefinger. »Wie kann man nur so unfreundlich sein, werter Herr?! Ist es nicht ein Gebot der Zwölfe, daß man in Not Geratenen beistehen soll?«

»Ach, Papperlapapp!« schnaufte der Schwarzbart. »Bist du taub? Hast du nicht gehört, daß wir keine Zeit haben? Nicht genug, um euch aus der Muhrsape zu ziehen, und erst recht nicht, um mir dein Gesülze anzuhören! He, du Lulatsch da vorn! Sofort gehst du den Pferden aus dem Weg, oder ich schlage dir mit der Peitsche die Nase ab!«

»Werter Herr, Ihr seid sehr hartherzig«, murmelte Selissa und senkte traurig den Kopf. Dann umklammerte sie blitzschnell mit beiden Händen das Fußgelenk des Kutschers und stieß sich gleichzeitig kraftvoll nach hinten vom Wagen ab. Der Schwarzbart rutschte seitlich

vom Bock und stürzte, den Hintern voran, aus luftiger Höhe schwer auf das Pflaster. Er rollte auf die Seite, rieb sich den Steiß und rang wimmernd nach Luft. Währenddessen hatte Arvid vorn bei den Pferden die Fuhrfrau mit einem krachenden Schwinger zu Boden geschickt. Der auf dem Bock verbliebene Fahrer hob abwehrend die Hände, als Gerions grauer Krauskopf neben ihm auftauchte. »Bitte, Herrschaften!« flehte er. »Ereifert Euch nicht! Wir werden schon eine Lösung finden...«

»Könnt ihr also doch ein wenig Zeit und Hilfe für uns erübrigen?« fragte Gerion freundlich.

»Gewiß, gewiß! Wenn wir unsere Tiere ausschirren und vor euer Gefährt spannen, werden wir es schon herausbekommen. Das geht im Handumdrehen.«

»Eben«, Gerion nickte bestätigend, »so hatten wir uns das vorgestellt.« Tatsächlich aber verging eine geraume Weile, bis der Zug der mächtigen Svelttaler komplett mit Deichselbaum, Querhölzern und Zugriemen über die Sumpfwiese geführt und vor den Gauklerwagen gespannt worden war. Ochs und das Maultier hatten das Gespann ergänzen und durch zusätzliche Stricke ebenfalls am Deichselbaum befestigt werden sollen, aber die riesigen Pferde bissen heftig nach den fremden Tieren, geradeso als ob sie sich dagegen verwahren wollten, daß ihnen, den anerkannten Fachleuten, irgendwelche Amateure ins Handwerk pfuschten. Der biedere Gurvan hatte wenig Verständnis für das Gebaren der Riesen aus dem Svelttal; er faßte es vor allem als feindselige Geste auf, legte die graue Schnauze in krause Falten, knurrte, bellte und schnappte nach den zottigen Hufen der Pferde, wobei er aber stets darauf achtete, daß seine Kiefer in der leeren Luft zusammenklappten und den Ungeheuern nicht allzu nahe kamen. Die Svelttaler schienen den rasenden Hund gar nicht zu bemerken. Sie senkten die Köpfe und konzentrierten sich ganz auf die Herausforderung, die man an sie herangetragen hatte. Der alte Karren knackte und ächzte bedenklich - so, als wolle er in

zwei Hälften zerreißen -, als sich die schweren Pferde zum erstenmal in die Geschirre stemmten. Doch dann, unter den eindringlichen ›Hoho‹-Rufen der Fuhrfrau und dem Peitschenknallen des Schwarzbarts, begannen die schlammverkrusteten Räder sich zögernd zu drehen. Ruckweise schob sich das Gefährt nach vorn. Gleichzeitig hoben sich die Naben aus dem Morast. Die von zottigen Haaren überwachsenen breiten Hufe der Svelttaler sanken kaum in den Wiesenboden ein, und nachdem der Gauklerwagen erst einmal dem zähen Sumpfloch entrissen war, überquerte er zügig die Wiese und rumpelte nur wenig später unter bedenklichem Schwanken die Straßenböschung hinauf. Maultier und Ochs standen im hohen Gras und staunten. Algunde klatschte vor Freude in die Hände. Gerion tätschelte dem aufgeregt nickenden Leitpferd den Hals. »Gute Arbeit«, lobte er. »Da hatten wir Glück, daß wir an ein so freundliches Gespann gerieten.«

Der schwarzbärtige Fuhrmann, der sich noch immer hin und wieder verstohlen den Hintern betastete, murmelte etwas Unverständliches. Auch seine Gefährten gaben sich recht einsilbig, während sie die vier Svelttaler wiederum vor den großen Frachtwagen schirrten und den Sitz der Kummete, Ketten und Lederriemen überprüften. Der Schwarzbart stieg auf den Bock und ließ sich auf den Sitz fallen, fuhr aber sofort wieder hoch und kletterte mit schmerzverzerrtem Gesicht auf die Straße herab. Statt seiner setzte sich nun die Frau auf den Platz neben dem jungen Fahrer. Der nahm die Zügel auf und ließ sie auf die breiten Kruppen der Pferde niederklatschen. Mit einem Ruck setzte sich der Zug in Bewegung.

Erst als er gut dreißig Schritt zwischen sich und die Gruppe um den Gauklerwagen gebracht hatte, drehte sich der Schwarzbart noch einmal um. »Ihr seid Mist«, brüllte er, »ein Haufen Pferdescheiße! In den Niederhöllen sollt ihr braten! Die Neungehörnten sollen euch kochen

und fressen! Ihr Oger in Menschengestalt! In euren Betten sollen Basilisken nisten! Ihr Kaleckenärsche, ihr Rantzenbrut...!« Und so ging das fort und fort, bis der Nebel den gemächlich schaukelnden Wagen verschlungen hatte.

»...Basilisken nisten...«, murmelte Gerion, »das hat er hübsch gesagt.

Eben hatte Arvid gemeinsam mit Selissa Ochs und Maultier wieder vor den Karren gespannt und ging nun um den Wagen herum, um durch die hintere Tür ins Innere zu steigen, als der Hufschlag vieler Pferde durch den Nebel dröhnte. Das gleichmäßige Trommeln deutete auf Trab, und es kam von Norden.

Gerion trieb die Zugtiere an, der Wagen rumpelte los, schwenkte zögernd zum Straßenrand, da lösten sich auch schon die ersten Reiterinnen aus dem Dunst. Sie ritten ungeordnet, einzeln, zu zweit oder zu dritt nebeneinander. Keine Offizierin oder Weibelin führte den Zug. Die blau-roten Wimpel hingen schlaff an den Lanzenschäften, die Gardistinnen hockten stumm in den Sätteln, sie schauten kaum nach links und rechts und schienen sich weder für ihre Umgebung noch für den Gauklerwagen zu interessieren. Aus den Augenwinkeln beobachtete Gerion, wie die Lanzerinnen vorüberzogen. Er verzog keine Miene und schaute so konzentriert nach vorn, als ob es auf der Welt keine schwierigere Aufgabe gäbe, als einen Gauklerwagen über eine Pflasterstraße zu lenken.

Als die letzte Reiterin und ein kleiner, mit einer niedrigen Plane gedeckter Karren, der dem Zug folgte, den Gauklerwagen passiert hatte, wandte sich Gerion um. Über die Schulter sagte er zu Selissa, die sich im Wageninnern auf den Boden gekauert hatte: »Du hättest deine Gefährtinnen sehen sollen! Sie schauten aus, als hätten sie soeben eine bedeutende Schlacht verloren.«

Bevor Selissa etwas erwidern konnte, kam plötzlich Unordnung in den

gleichmäßigen Hufschlag der nach Süden davontrabenden Rösser. Ein ungleichmäßiges Scharren und Klappern setzte ein, als die Reiterinnen ihre Tiere nach und nach zum Stehen brachten. Gerion beugte sich zur Seite und spähte um den Wagen herum. Die Lanzerinnen hatten in der Tat angehalten; die meisten von ihnen blickten zum Gauklerwagen hinüber. Soeben löste sich eine einzelne Gardistin aus der Gruppe und sprengte im Galopp auf Gerion zu. Lange blonde Haare wehten unter dem blinkenden Helm. Als die Reiterin den Karren erreicht hatte, zügelte sie ihr Pferd so scharf, daß es mit den Hinterhufen über die Pflastersteine schlitterte.

»Wie ist dein Name, Alter?« fragte die Blonde. »Alara Paligan«, antwortete Gerion mit einem Lächeln.

»Mir ist nicht nach Scherzen!« rief die Soldatin und senkte die Lanze so tief, daß die Spitze auf Gerions Brust zielte. »Steig ab, aber beweg dich langsam und vorsichtig!«

»Das tue ich eigentlich immer«, sagte Gerion, während er bedächtig vom Bock kletterte und sich neben dem Wagen aufstellte, »auch ohne daß Ihr mich darum bittet. Sehr viel Eile und Unvorsichtigkeit lassen meine Jahre gar nicht mehr zu.«

»Wie heißt du?« Die Gardistin richtete die Lanzenspitze von neuem auf Gerions Brust.

»Geberot Scherflein.«

»Soso - das mag man glauben oder auch nicht. Du kommst mir bekannt vor, Bursche!«

»Es wäre mir eine Ehre, mich zu Euren Bekannten zählen zu dürfen, aber leider kann ich mich auf keine Treffen oder gar gemeinsame Erlebnisse besinnen.« Gerion hob die Achseln. Er warf einen Blick zu den anderen Reiterinnen herüber, die nach und nach näher an den Wagen heranrückten und in etwa zehn Schritt Entfernung stehenblieben. Nur eine schmalschultrige rothaarige Frau - offenbar eine Nivesin - lenkte

ihr Pferd etwas dichter an den Wagen heran. »Laß gut sein, Zelda!« rief sie herüber. »Laß den Alten weiterfahren! Wir wollen nach Hause!« Die Angesprochene hob abwehrend die Linke. »Gleich, Juahan!« Sie stieß Gerion mit der Lanzenspitze an. Der wich zurück, bis er den Wagenkasten im Rücken spürte. Die Lanzenspitze drang durch sein Wams und bohrte sich in seine Haut. Er stieß einen Entsetzensschrei aus. »Erbarmen, edle Soldatin! So habt doch Erbarmen mit einem alten Mann! Ich habe nichts Böses getan.«

Die Lanzerin zog die Brauen zusammen und starrte ihn an. »Wir suchen jemanden wie dich, Alter. Einen greisen Zausel, der mit ein paar Hochverrätern durch die Lande zieht. Wenn dir dein Leben lieb ist, so rede jetzt und sprich die Wahrheit: Wen hast du auf deinem Wagen versteckt?«

Gerion ließ sich langsam auf die Knie sinken. Die Lanzenspitze folgte seiner Bewegung, aber immerhin stak sie nun nicht mehr in seiner Haut. Und er würde zur Seite wegtauchen und unter dem Wagen hindurchrollen können, wenn es hart auf hart kam... »Wer soll denn wohl in meinem Wagen sein, edle Dame?« jammerte er. »Niemand steigt zu einem - wie sagtet Ihr gleich? - greisen Zausel in den Karren. Schaut selbst nach, wenn Ihr möchtet!« Noch während Gerion sprach, war aus dem Wageninneren ein vernehmliches Poltern und Scharren zu hören. »Niemand außer meinem Hund!« rief Gerion mit hoher, erschreckter Stimme. »Gurvan, gib Laut!«

Prompt erklang dumpfes Hundegebell, gefolgt vom zornig wehklagenden Geschrei eines Säuglings.

Die Gardistin zuckte zusammen. Gerion hielt den Atem an.

»He, ich glaube wahrhaftig, wir haben sie gefunden!« rief die blonde Lanzerin nach ein paar Augenblicken völliger, nur vom Weinen des Kindes durchdrungener Stille zu den anderen Reiterinnen hinüber.

»Kommt her und umstellt den Wagen!«

Während Gerion noch fieberhaft überlegte, ob er sich aufs Reden verlegen, fliehen oder einen Zauber versuchen sollte, flog die hintere Wagentür auf. Selissa sprang herab auf die Straße, den Säbel in der Faust.

»Suchst du mich, Zelda Gutnot? Dann komm her und verhafte mich!«
»Da ist sie!« triumphtierte die Gardistin. »Wir haben sie! Lanzerinnen, nehmt sie fest! Legt sie in Eisen!«

Einige Reiterinnen saßen unbewegt wie Statuen in ihren Sätteln, andere ließen ihre aufgeschreckten Pferde auf der Stelle tänzeln, keine trieb ihr Reittier einen Schritt nach vorn.

Zelda Gutnot blickte verwirrt und mit halbgeöffnetem Mund von ihren Gefährtinnen zu Selissa, die mit erhobenem Säbel, den Kopf in den Nacken gelegt, vor ihr stand. »Lanzerinnen, worauf wartet...?« Zelda schüttelte ungläubig den Kopf. »Niemand...?« murmelte sie tonlos. Ratlosigkeit breitete sich auf ihren Zügen aus, doch ihr Blick flackerte vor wildem Haß. Plötzlich schwenkte sie die Lanze herum, zielte auf Selissas Hals und stieß zu, mit aller Kraft.

Selissa warf den Oberkörper zur Seite, spürte, wie der Lanzenschaft über ihre Schulter strich, ließ den Säbel fallen, griff nach dem Schaft und riß daran.

Die Lanze rutschte Zelda aus den Fingern, aber die lederne Halteschleife schloß sich wie eine Schlinge um ihr Handgelenk; Arm und Körper der Gardistin wurden zur Seite gezogen. Ihre Linke krallte sich haltsuchend in die Pferdemaße, um den Sturz aus dem Sattel zu verhindern.

Bevor sie sich wieder aufrichten konnte, sprang Selissa vor, griff mit beiden Händen nach Zeldas wehenden blonden Locken und zerrte die Gardistin endgültig aus dem Sattel. Zelda stürzte schwer - laut klappernd rollte ihr Helm über das Pflaster. Selissa hob die Lanze auf, schleuderte sie zur Seite, versetzte dem Pferd einen Schlag auf die Krup-

pe, so daß es ein paar Schritte zur Seite trabte, nahm ihren Säbel wieder auf und wartete ab, bis sich Zelda erhob, ihre Benommenheit abgeschüttelt und ihre Waffe gezogen hatte.

Wie in Gedanken versunken betrachtete Selissa derweil die Umgebung. Der Nebel hatte sich nicht gelichtet, und es würde, da die Mittagsstunde inzwischen längst vorüber war, heute auch nicht mehr lichter werden. Alles Land ringsumher war hinter grauen Schleiern verschwunden. Von der weiten Welt war nur ein Kreis mit einem Durchmesser von etwa fünfzig Schritt übriggeblieben, ein Stück Straße mit sumpfigen Wiesen zu beiden Seiten, eine seltsame Bühne, auf der sich einige Akteure versammelt hatten, um vor träge wehenden Vorhängen ihr Schicksal zu vollziehen, so wie es die Götter in ihren Büchern vorgezeichnet hatten. Selissa packte den Säbel fester. »Eine von uns wird nicht von hier fortgehen, Zelda Gutnot«, sagte sie. »Welch ein seltsamer Tag zum Sterben!«

Zelda ruckte. »Fürwahr, ein seltsamer Tag, aber für dich mag er der rechte sein!« Sie trat einen Schritt zur Seite, dann einen zweiten, beobachtete aufmerksam, wie ihre Gegnerin ihren Bewegungen folgte, deutete einen dritten Seitschritt an, stieß aber statt dessen urplötzlich vor. Selissa war nicht überrascht: Sie kannte Zeldas Kampfstil aus vielen gemeinsamen Fechtstunden. Immer wenn Zelda zu einem entscheidenden Manöver vorstieß, sog sie unmittelbar zuvor scharf die Luft durch die Nase ein. Sie zischt wie eine Schlange, hatte Selissa so manches Mal gedacht und Zeldas Eigenart für sich zu nutzen gewußt. Mühelos parierte sie auch diesmal den Stoß der Gegnerin und riß den eigenen Säbel nach unten. Die Klinge trennte ein paar Lederstreifen von Zeldas kurzem Rock und grub sich tief in ihren Oberschenkel. Die Lanzerin stöhnte auf und wich zurück, wobei sie vorsichtig das verletzte Bein prüfte, ob es sie noch trug. Selissa setzte nach und stach zu. Die Säbelklinge schrammte über den Brustpanzer, feine Funken sprühten.

Zelda führte einen wuchtigen Schlag, Selissa riß den Säbel hoch, Stahl klirrte auf Stahl. Die Kämpferinnen lösten sich voneinander, traten zwei Schritte zurück und nahmen die klassische Kampfhaltung ein: der Gegnerin die Waffe und die rechte Körperseite zugewandt, um ihr eine möglichst geringe Trefferfläche zu bieten, die Beine weit auseinander-gestellt, die Linke in die Luft erhoben, um besser die Balance halten zu können.

Helles Blut flöß in Strömen über Zeldas Bein und rann auf dem Pflaster zu einer Lache zusammen. Sie schaute nicht hinab. Ihr blieb nicht mehr viel Zeit, den Kampf zu beenden - das wußte sie ohnehin. Sie fintete und stieß hitzig vor. Selissa parierte, ohne zurückzuweichen. Die Frauen wären fast zusammengeprallt, ihre Säbelkörbe schlugen krachend gegeneinander. Selissa spürte Zeldas heißen Atem im Gesicht. Die Blonde stieß ein Zischen aus. Selissa zuckte zurück. Etwas Heißes fuhr ihr über die Rippen, zerriß Stoff und Haut. Jetzt erst erkannte sie den Dolch in Zeldas linker Hand. Mit dem Säbelkorb und der linken Faust zugleich hieb Selissa nach ihrer Gegnerin, um sie von sich zu stoßen, um freizukommen. Nur heraus aus der Reichweite des tückischen Dolches! Zelda trat nach hinten, um sich abzufangen, ihr Fuß rutschte in der Blutlache aus. Sie strauchelte, verlor den Halt, riß, um ihr Gleichgewicht zu bewahren, die Arme hoch...

Selissas Klinge fand den Weg durch das Armloch der Brünne, unter Zeldas Achsel hindurch und tief hinein in jene blutwarmen Hüllen, die das Leben vor dem Tod schützen.

Zelda Gutnot lebte nicht mehr, als ihre Knie auf das Pflaster sanken, und als sich ihr schöner Körper in Staub, Blut und Straßenschmutz streckte, hatte Golgari seine mächtigen Schwingen schon über sie gebreitet.

Die Gardistinnen luden Zeldas Leichnam auf ihren flachen Troßkarren,

wo er unter der Plane einen Platz zwischen Fiona Dergelsteins und Frau von Westingens totem Körper fand. »Sie sind in Streit geraten, die beiden Gardistinnen und diese Frau von der Agentur«, sagte Juahan. »So muß es wohl gewesen sein... Rondra sei bei dir, Selissa!« rief sie noch, als sie wieder auf ihr Pferd gestiegen war. Ansonsten wurde nicht viel geredet, weder auf Seiten der Reiterinnen noch bei dem Gauklerwagen, wo Selissa mit Gerion und den anderen zusammenstand. Einige Lanzerinnen hoben zum Abschied die Hand, andere schauten nicht zurück, während sie langsam in den Nebel hineinritten. Gerion schnitt einen Verband für Selissas Wunde zurecht.

Von einem nahen Baum flog ein Schwärm Rabenkrähen auf. Er hob sich in die Lüfte und kreiste umher. Unschlüssig zog er immer wieder seine Bahn: In diesen Tagen gab es zu viele Orte, wohin er sich wenden konnte.





13. Kapitel

Die Angenstraße umrundete einen Felsenturm mit kahlen steilen Flanken und führte hinaus in flaches Land. Im Norden war, etwa eine Wegstunde entfernt, ein sanft ansteigender Berg zu sehen, auf dessen Kuppe man die roten Ziegeldächer einiger Häuser erkannte. Das mußte das Dörfchen Wengerich sein, von dem ein Kesselflicker, dem sie unterwegs begegnet waren, Arvid und Algunde berichtet hatte. Die alte, solide gepflasterte Straße führte am Fuß des Bergs entlang, ohne das Dorf zu berühren; nur ein lehmiger Karrenweg wand sich zu der Ansiedlung hinauf.

Eine helle, klare Herbstsonne beschien das Land. Die Hausdächer und die dazwischen aufragenden Bäume mit ihren letzten Resten von buntem Herbstlaub zeichneten sich in leuchtenden Farben vor einem makellos blauen Himmel ab.

Arvid blieb stehen und zeigte zu den Häusern hinüber. »Wir werden in der Nacht an dem Dorf vorüberfahren müssen. Bei Tag ist unser Karren von dort oben meilenweit zu sehen... Bis Wengenhalm ist es nicht mehr allzu weit, und wer weiß - vielleicht hat der Graf ein paar Späher in dem Nest postiert.«

Auch Algunde schaute zu dem Dorf hinauf. Ihre Miene war besorgt. »Aber uns wird man doch nicht erkennen, oder?«

Der Graf von Geestwindskoje schob den zerfaserten breiten Strohhut, den er einer Vogelscheuche entwendet hatte, in den Nacken. »Das kann ich mir nicht vorstellen. Du siehst aus wie eine Magd auf Wanderschaft, und meine Tarnung ist schlechterdings perfekt.«

Algunde warf einen vorwurfsvollen Blick auf die teuren Lederstiefel des Grafen. »Strohschuhe müßt Ihr tragen«, hatte sie ihm geraten, »oder barfuß gehen«, aber Arvid hatte nur das Gesicht verzogen und behauptet, so wie die Dinge lägen, sei er eben ein Bauer, der von seinem reichen Vetter in der Stadt das wertvolle Schuhwerk geerbt habe. So et was komme vor, und außerdem würde er seine Stiefel gehörig mit Dreck beschmieren, dann würde sie niemand bemerken. Es fiel ihm schon schwer genug, die Waffe im Wagen zurückzulassen - nackt wie ein Säugling komme er sich vor.

Der Graf stieß Algunde freundschaftlich gegen die Schulter. »Nun komm, wir wollen weitergehen. Es wird Zeit, daß wir ein wenig Proviant beschaffen. Wenn dein Wonnekloß erst einmal aufwacht, wird er dir schon melden, wie hungrig er ist.«

Algunde tastete flüchtig über das Schultertuch, in dem der schlafende Erborn auf ihrem Rücken ruhte, und ging zögernd los.

Auf der Ange, die einige Schritt unterhalb der Straße durch ihr enges, tief in das Land gegrabenes Bett eilte, trieb ein schmaler Lastkahn stromabwärts. Ein breitschultriger Bursche mit rotem Halstuch hob grüßend die Stakstange, mit der er den Bug des Schiffchens mit lässigen, geübten Stößen durch die schnelle Strömung lenkte. »He, fahr mit, schönes Kind!« rief er zu Algunde hinauf. »Ich mache dich glücklich und reich!«

»Pah, du Habenichts!« erwiderte sie lachend. »Wie wolltest du das wohl anstellen?« Der Blonde deutete zum Zeichen, daß er nichts verstanden hatte, auf seine Ohren, dann war der Kahn auch schon um eine Biegung verschwunden. Noch immer versonnen lächelnd, wandte sich Algunde an ihren Begleiter: »Wißt Ihr... Weißt du, daß ich noch nie eine so weite Reise gemacht habe? Ich habe ja nie geahnt, daß es so schön ist in der weiten Welt. Man sieht so viele Dinge und trifft lustige Leute... Gewiß ist es auch im Bornland schön, und wie schön mag es

erst in Gareth sein...«

»Da wird viel übertrieben, wenn von diesem Gareth die Rede ist«, warf der Graf ein, »aber im Bornland ist es wirklich schön. Wenn einer Stadt die Perlenkrone gebührt, so ist das Festum. Festum kann...« Er blickte auf Algunde herab und sah an ihrem in die Ferne gerichteten Blick, daß sie ihm nicht zugehört hatte. Tatsächlich hatte sie nicht einmal bemerkt, daß Arvid seine Rede mitten im Satz beendet hatte, sondern starrte nur mit eigentümlich verzückter Miene auf Straße und Fluß, die sich, wie zwei Bänder aneinandergeschmiegt, durch das braune und gelbe Land wanden.

Erst nach einer geraumen Weile ergriff Algunde wieder das Wort: »Ist es nicht seltsam, wie ein Unglück sich in Glück verwandeln kann? Als die Leute aus der Hauptstadt Selissa verhaftet hatten, habe ich gedacht, die böse Zelda wird mich nun totschiagen und daß ich nie mehr fröhlich werden kann. Nichts als Elend und Not hielten die Götter für mich und Klein-Erbom bereit, das wußte ich ganz gewiß. Ich bin nicht mehr in den Tempel gegangen, weil ja doch alles vergebens gewesen wäre. Nur manchmal noch, in der Nacht, habe ich zu Peraine und Travia und Rahja - und einmal auch zu Rondra - gebetet und sie alle gefragt, warum sie mir das antun, aber niemand hat mir eine Antwort gegeben. Da war ich mir sicher, daß sie mich nicht hören, weil ich nur eine kleine Stallmagd bin, sie aber ganz und gar damit beschäftigt sind, die Gebete der wirklich wichtigen Leute zu erhören und ihre Wünsche zu erfüllen. Ja, das habe ich damals gedacht. Und nun, nun habe ich meine schönste Zeit! Täglich gibt es viel zu lachen, und ich habe Freunde, wie sie keine andere Magd jemals hatte. Ach, wenn das Leben doch immer so bleiben könnte!«

Graf Arvid warf Algunde einen verwunderten Blick zu. »Das hier, dieses Herumstreifen und Verstecken, dieses Kampieren in Regen und Wind - das nennst du deine schönste Zeit?«

Algunde nickte heftig. »So ist es. Und wenn es dort oben in diesem Wengerich einen Tempel gibt, so will ich dort beten und alle Zwölfe um Vergebung bitten, daß ich an ihnen gezweifelt habe. Sie schenken mir so schöne Tage.«

Der Graf dachte an seine Bauern daheim auf Geestwindskoje und fragte sich, ob sie wohl ebenso denken mochten wie Algunde. Der Gedanke war ihm nie gekommen, der alte Neesdan, die mollige Jassia oder die anderen alle könnten etwas anderes vom Leben erwarten als die Felder zu bestellen, die Ernte einzubringen und im Winter mit einem Bier und einem großen Stück Speck beim Ofen zu sitzen und auf das nächste Frühjahr zu warten. Mag sein, sagte er sich, daß die Menschen hier im Mittelreich anders sind als die daheim. Vieles ist hier anders geworden, seit dieser Hal Kaiser war, und erst recht, seit der junge Brin regiert. Hier sagt so mancher, daß das, was immer war, nicht immer bleiben muß, und viele junge Leute verlassen Haus und Hof und streifen durchs Land, um Abenteuer zu suchen und die Welt zu verändern. Arvid dachte an den jungen Krieger, den er bei Perricum getroffen hatte und auf dessen Schild unter dem Kopf der Löwin die Worte ›Für das Gute - gegen das Böse‹ geprangt hatten. Goldene Buchstaben für eine so schlichte, simple Losung. Nichts hatte dieser Junge davon hören wollen, daß es Sache der Götter sei, das Gute und das Böse auszugleichen und so die Welt zu gestalten. ›Das Gute ist schwach‹, so hatte er behauptet, ›und es mag unterliegen, wenn Mensch, Elf und Zwerg ihm nicht helfen.‹ Mensch, Elf und Zwerg - als ob die etwas gemeinsam hätten! Diese jungen Mittelreicher redeten bisweilen ein wirres Zeug. Arvid schüttelte den Kopf, aber er nahm sich vor, gleich nach seiner Rückkehr nach Geestwindskoje einmal mit dem alten Neesdan zu reden und ihn zu fragen, ob er mit seinem Leben zufrieden sei.

»...weinend, wie ein Feuer in der Sonne«, summt Gerion vor sich hin,

während er ein paar dicke Scheite in die Flammen schob. Die Zeile mit dem Feuer im Sonnenschein stammte aus einem alten, dunklen Liebeslied, angeblich einer güldenländischen Weise. Gerion hatte sie als Jüngling gern gesungen, aber inzwischen fast vollständig vergessen, wohl weil sie einige Verse enthielt, die er nie ganz verstanden hatte. Nur die Flammen - blaß im grellen Schein, ihrer Leuchtkraft beraubt im Angesicht des wahren Lichtes - waren ihm im Gedächtnis geblieben. Zuzeiten hatte er sie als treffendes Sinnbild für die Erbärmlichkeit des Menschen, seiner Taten und Gefühle empfunden, aber inzwischen hatte er keinen Sinn mehr für poetische Weltbeschreibungen. Das Leben, so hatte er befunden, ließ sich nur meistern, indem man es lebte, und nicht, indem man es in Worte faßte, so stimmungsvoll sie auch sein mochten. Dennoch fiel Gerion jene Liedzeile ein, wann immer er am hellen Tag in ein blasses Feuer blickte und die Strahlen der Sonne die heiße Luft über dem Feuer als zarte tanzende Schatten auf dem Boden sichtbar machten.

Er breitete eine dicke graue Decke über der festgetretenen Erde neben dem Lagerfeuer aus, so daß die Schattenschleier sich nun auf dem Wolltuch drehten. »Komm her ans Feuer!« rief er zu Selissa hinüber. »Wir müssen uns nun endlich um deine Wunde kümmern.«

Selissa hatte an den Wagen gelehnt gestanden, das Gesicht mit geschlossenen Augen der tief stehenden Sonne zugewandt. Jetzt rief sie ihre Gedanken aus weiter Ferne zurück, straffte sich und ging zum Lagerfeuer hinüber. Mit der Rechten preßte sie ein zusammengeknülltes Tuch gegen die Rippen. Frisches Blut war durch die Verbände gesickert, die ihren Brustkorb umspannten, und hatte auch den Tuchballen getränkt. Ohne eine Miene zu verziehen, ließ sie sich auf der Decke nieder.

»Du verlierst zuviel Blut«, stellte Gerion fest, »das gefällt mir ganz und gar nicht.«

»Die Wunde hat sich wieder geöffnet«, erwiderte Selissa in sachlichem Ton, »als ich vorhin aus dem Wagen gestiegen bin. Ich hätte mich nicht so heftig bewegen sollen.«

Gerion schwieg. Er hatte Selissas Hand mit dem blutgetränkten Tuch zur Seite geschoben und war nun damit beschäftigt, die Verbände abzuwickeln. Selissa preßte die Zähne aufeinander und sog scharf die Luft durch die Nase ein, wann immer einer der klebrigen Stoffstreifen sich von ihrer Haut löste.

»Lege dich flach auf den Rücken!« bestimmte Gerion.

»Ich weiß nicht, wie du mich dann neu verbinden willst«, protestierte die Baronin, fügte sich aber seufzend der Anweisung. Gerion schob Selissas ebenfalls blutverschmiertes Hemd nach oben. Dann betastete er behutsam die bleichen Ränder der Wunde. Nun, da die Verbände ihn nicht mehr zusammenpreßten, klaffte der Schnitt breit auf. Er war fast drei Handbreit lang, und nichts deutete darauf hin, daß er sich schließen würde. An mehreren Stellen quoll Blut aus der roten Tiefe und versickerte in der Wolledecke.

»Schau nicht so finster«, sagte Selissa, »an einem solchen Kratzer stirbt keine Lanzerin.«

Gerion antwortete nicht. Er legte beide Handflächen auf die Wunde und murmelte ein paar leise Worte. Schweiß trat ihm auf die Stirn. Selissa zuckte zusammen. »Was tust du da?« fragte sie. »Was hast du an deinen Händen? Ich hatte ein ganz merkwürdiges Gefühl!«

Gerion hielt der Lanzerin die Handflächen hin, um ihr zu zeigen, daß sie leer waren. »So, und nun lieg still! Entspann dich! Stell dir vor, du wärest ganz weich - kannst du das überhaupt?«

Selissa antwortete nicht sofort. Sie blickte nachdenklich, dann lächelte sie. »Ich denke schon«, sagte sie schließlich und streckte sich auf der Decke aus.

Gerion bedeckte den Schnitt aufs neue mit seinen Händen und wieder-

holte die uralte Formel des Heilens. Dann kniff er die Augenlider zusammen, seine Miene erstarrte, und er atmete schwer. Einzelne Schweißtropfen fielen ihm von der Stirn und rollten über Selissas flachen Bauch. Die Lanzerin bewegte seufzend die Schultern, als ob sie sich tiefer in die wollene Decke einbohren wolle. Sie hob erstaunt die Brauen, dann kräuselte ein ungläubiges Lächeln ihre Lippen, während sie erlebte, wie der reißende Schmerz aus ihrem Brustkorb gesogen wurde und einem seltsamen Kribbeln wich. Kurz darauf war auch dieses Gefühl vergangen, und eine wohlige Wärme breitete sich von der Stelle aus, wo eben noch Haut und Muskeln qualvoll daran gemahnt hatten, daß sie zertrennt und zerrissen waren. So wohltuend war das Gefühl, das jetzt von der Wunde ausging, daß Selissa unwillkürlich an ein Premer Feuer nach einem Winterritt denken mußte, an die Wärme, die sich in Schlund und Magen ausbreitete, kaum daß der Schnaps über die Lippen geflossen war. Das Feuer aber, das sie nun spürte, war von anderer Art, denn es strömte durch den Leib und alle Glieder, bis hinein in die Zehen und Fingerspitzen. Die Lanzerin rekelte sich wie eine Katze am Herd.

Gerion nahm die Hände von Selissas Brustkorb und strich langsam mit dem Daumen über einen Streifen heller Haut, die so weich und glatt wie die eines Säuglings war. In wenigen Stunden würde der Streifen den ein wenig bräunlicheren Farbton seiner Umgebung angenommen haben. Nichts würde mehr an den gräßlichen Schnitt erinnern.

Selissa hatte die Augen noch immer geschlossen, die Hände in die Woldecke gekrallt und bewegte langsam Schultern und Hüften. »Oh, wie wohltuend deine Hände sind!« raunte sie. »Laß mich nur nicht los.«

Gerion schob das fleckige grüne Hemd, das bisher Selissas Brüste bedeckt hatte, mit einem sanften Griff bis zu ihrem Hals hinauf. Seine Hand wanderte wieder hinab, folgte der harten glatten Bahn, die die beiden flachen, zur Seite gesunkenen Wölbungen trennte, glitt über den

Nabel und löste den Strick, der Selissas derben Rock an seinem Platz hielt. Die Lanzerin lüpfte ihr Becken, damit Gerion den Rock leichter nach unten streifen konnte. Er schob ihn bis zu den Fußgelenken, und Selissa befreite sich mit einem lässigen Tritt von dem grauen Stoff. Dann zog sie, fast ohne den Oberkörper zu heben, das Hemd über den Kopf. Schließlich streckte sie sich wieder aus, öffnete die Augen und sah Gerion an. Der legte eine Hand über Selissas Brust, mit gespreizten Fingern, so daß die dunkle Knospe zwischen ihnen hervorschaute, und freute sich daran, wie sich die Brustspitze unter dem sanften Druck der Finger rasch versteifte.

»Vielleicht hättest du dein Leben nicht unter den Schild der einen, sondern unter den Schleier der anderen Göttin stellen sollen - keine schöne Kämpferin, sondern eine kämpferische Schönheit... Das ist deine Bestimmung.«

Selissa antwortete nicht. Sie öffnete die Schenkel unter Gerions tastender Hand und faßte ihm zugleich um den Nacken. »Ich habe deinen Körper bewundert«, sagte der Zauberer, »vom ersten Augenblick, da ich dich sah. Zwar ist die Uniform der Lanzerinnen...« Selissa verschloß ihm mit der Rechten die Lippen, denn wenn die Zwölfe dem Menschen auch eine Stimme gegeben haben, damit er rede, so ist er doch bisweilen besser beraten, wenn er schweigt...

Graf Arvid schwang den schweren Proviantrucksack von der rechten auf die linke Schulter, machte einen Buckel und schüttelte mit ein paar kräftigen Rückenstößen den Inhalt des Leinensacks zurecht. Dann sah er seine Begleiterin mit strenger Miene an. »Nun sprich schon, was gibt es fortwährend zu feixen?«

»Ach, nichts.« Algunde biß sich auf die Unterlippe und bemühte sich um eine ernste Miene.

»Das ist keine Antwort«, beharrte Arvid. »Rede, oder ich klopfe dich!« Algunde warf ihm einen erschrockenen Seitenblick zu und faßte unwill-

kürlich nach dem Tragetuch mit dem kleinen Erborn. Wie meistens, wenn er getragen wurde, schlief der Säugling tief und fest. »Ach, bitte nicht! Wenn der Herr Graf mich klopft, wird der Kleine wach«, gab Algunde zu bedenken.

»Herr Graf, Herr Graf!« Arvid runzelte in gespielmtem Zorn die Stirn. »Das hätten wir hinter uns gelassen, dachte ich, und wir seien gute Freunde. Darum frage ich dich als Freund, was du so erheiternd findest.«

Algunde öffnete den Mund und schloß ihn wieder.

»Also bitte, nun zier dich nicht!«

»Soll ich es wirklich sagen?«

Arvid seufzte und schaute zum Himmel auf.

»Als *Ihr* aus der Schenke tratet...«

»Als *du* aus der Schenke kamst«, warf Arvid ein.

Algunde sah ihn verdutzt an. »Nein, *Ihr* wart im Dorfkrug - ich habe draußen gewartet...«

»Du! Wir sagen du zueinander!«

»Stimmt.« Algunde nickte. »Oh, ich kann mich einfach nicht daran gewöhnen... Also, als du aus der Schenke kamst und gegen den Dorfbüttel gelaufen bist, und wie der dann gesagt hat: ›Aus dem Weg, Ackertreter, oder ich plattier dir die Nase«, und wie der Herr Graf da geschaut haben... Immer, wenn ich daran denke, muß ich lachen!« Zur Bestätigung kicherte Algunde hell und krümmte sich nach vorn, so daß Erborn auf ihrem Rücken einen Hüpfen tat.

»Ach was, das war also komisch?« Graf Arvid schüttelte den Kopf. »Ich konnte nichts Spaßiges daran finden - aber ich habe mir das Gesicht dieses Lümmels gemerkt. Vielleicht komme ich ja irgendwann dazu, ihn doch noch Manieren zu lehren.«

»Aber wieso nur? Der Mann hat doch nichts Schlimmes getan - so sind sie halt, die Büttel. Er ist nur auf deine Verkleidung hereingefallen.

Eigentlich könntest du sehr zufrieden sein. Habt ihr denn andere Büttel im Bornland? Sind sie freundlicher zu den Leuten, auch zu den Bauern?»

»Zunächst einmal gibt es nicht so viele Büttel bei uns daheim«, antwortete der Graf, »und auch nicht so viele Bauern. Die meisten Leute sind Leibeigene und stehen deshalb unter dem Schutz des Landherrn. Er sorgt für sie und achtet darauf, daß in den Dörfern alles seine Ordnung hat. Nur die großen Städte halten sich ihre Büttel.«

»Das ist fein«, sagte Algunde. »Da haben es die Leut im Bornland viel besser als hierzulande. Hier sorgen die Bauern für den Freiherrn und füllen ihm seine Scheuer. Gäbe es all die Landleute nicht - die hohen Damen und Herren müßten glatt verhungern. Wie schön, daß es bei euch umgekehrt zugeht.«

Arvid bedachte die Magd mit einem mißtrauischen Blick, aber ihrer fröhlichen Miene war nicht anzusehen, ob sie ihre letzten Worte in naive Ernst gesprochen oder ob sie sich einen Spaß gemacht hatte. »Da wirst du aber schwer schufteln müssen, wenn du wieder daheim bist«, fuhr Algunde fort, »um all deine Leute zu versorgen. Vielleicht solltest du dir wenigstens hin und wieder ein wenig von ihnen helfen lassen...«

Arvid hob die Hand und visierte mit grimmigem Blick Algundes schwingende Hinterbacken an; sie lachte und brachte sich mit einem Hüpfen aus seiner Reichweite. Durch den plötzlichen Stoß wachte Erborn auf und begann augenblicklich lauthals zu schreien. »Du bist ein pfiffiges Kind«, sagte Arvid, während die Magd, ohne ihren Schritt zu verhalten, ihr Tragetuch löste, das weinende Kind vor die Brust hob und es dort besänftigend schaukelte. »Ich habe mich schon so manches Mal gefragt, was wohl in deinem hübschen Köpfchen vor sich gehen mag. Schaust in die Welt wie ein Kälbchen auf dem Kleefeld und denkst dir deinen Teil, hm? So sag denn einmal, was hältst du eigentlich von unserer kleinen Truppe? Was denkst du zum Beispiel über Selissa?

Ist sie die richtige Frau für mich?«

»Wie kannst du mich so etwas fragen?« erwiderte Algunde, ohne den Blick von dem immer noch leise greinenden Erborn zu nehmen. »Nie würde ich wagen...«

»Ich möchte aber wissen«, unterbrach sie Arvid, »was du über uns denkst. Kommen wir dir seltsam vor? Sag es nur, hab keine Angst.«

»Selissa ist eine echte Kriegerin«, sagte Algunde mit fester Stimme, »mutig, stark und schön. Als ich sie zum erstenmal unter den anderen Lanzerinnen sah, dachte ich: Diese ist die beste. Ich weiß nicht, wieso mir der Gedanke kam, aber ich erinnere mich genau an ihn. Diese ist die beste von allen, dachte ich... Ich war sehr stolz darauf, ihre Stallmagd zu sein.« Sie räusperte sich. »Gewiß ist sie die richtige Frau für dich, und du, du solltest den Göttern danken, daß sie dich erwählt hat. Oh...« Algunde hob erschreckt die Hand vor den Mund. »Das hätte ich wohl nicht sagen sollen, aber es ist meine Meinung, und du hast ja selbst von mir verlangt...«

»Aber, aber.« Arvid legte ihr beschwichtigend die Hand auf den Arm.

»Du hast nichts Falsches gesagt. Ich weiß, wie sehr ich den Göttern zu Dank verpflichtet bin, denn ich denke über Selissa genau wie du. Vielleicht habe ich die Frage falsch gestellt, eigentlich hätte ich wohl sagen sollen: Glaubst du, ich bin der richtige Mann für sie?«

Algunde tupfte ihrem kleinen Sohn, der inzwischen wieder eingeschlafen war, behutsam die Tränenspuren aus dem Gesicht und schob das Tragetuch mit seiner Last unter der Achsel hindurch zurück an den Platz auf dem Rücken. »Du paßt gewiß sehr gut zu ihr«, sagte sie schließlich.

»Auch du bist groß, mutig und stark - sehr stark sogar. Ihr werdet ein wunderschönes Paar sein, wenn ihr vor dem Geweihten steht.« Seit der Graf das merkwürdige Gespräch begonnen hatte, hatte sich ein warmes Rot über Algundes Züge gelegt und bei ihren letzten Worten zunehmend vertieft. »Ach, lieber Arvid, können wir nicht über etwas anderes spre-

chen?« fragte sie jetzt und zupfte sich eine widerspenstige Haarsträhne zurecht.

»Meinetwegen - auch wenn es mir fast scheinen will, als ob du meine letzte Frage nicht wirklich beantwortet hast... Aber sag mir noch, was hältst du von unserem alten Scharlatan, dem klugen Herrn Gerion? Traust du ihm - oder findest du ihn vielleicht ein bißchen unheimlich, hm?«

»Ja«, antwortete Algunde.

»Was soll das heißen - ja?«

»Ja, ich traue ihm, und ja, ich finde ihn ein bißchen unheimlich... Er hat uns sehr geholfen.«

Arvid nickte nachdenklich. »Das ist wohl wahr. Trotzdem frage ich mich manchmal, warum er sich nicht längst von uns getrennt hat. Ein Eigenbrötler wie er, warum macht er sich mit uns gemein? Was hat er davon? Schließlich setzt er sein Leben aufs Spiel, und daß am Ende für ihn viel dabei herauspringt, kann er nicht hoffen.«

»Hundert Dukaten«, murmelte Algunde versonnen lächelnd.

»Was meinst du?«

»Ach nichts - ich habe nur laut gedacht.« Sie zögerte. »Nein, ich weiß auch nicht, was Gerion bei uns hält.«

»Hast du einmal daran gedacht, daß du der Grund sein könntest?« fragte Arvid unvermittelt.

Algunde warf ihm einen erschreckten Seitenblick zu. »Nein - das wäre mir nie in den Sinn gekommen.«

Wieder berührte Arvid sie am Arm. »Aber warum denn nicht? Du bist ein hübsches Ding, ein sehr hübsches sogar. Du hast ein Kind und keinen Mann - warum sollte er sich da keine Hoffnungen machen? Wenn ich Gerion wäre, ich würde dich wohl nehmen, keine Frage. Du mußt nicht denken, daß ein Mann, wenn er graue Haare hat, nicht mehr an solche Sachen denkt - und Gerion hat sogar noch eine Menge

schwarzer Strähnen in seinem Schöpf.«

»Das denke ich wohl«, entgegnete Algunde leise, »daß Gerion nicht zu alt zum Freien ist, aber daß er mich nicht will, weiß ich gewiß.«

»Weil du eine Magd bist, hm?« Graf Arvid schüttelte lachend den Kopf.

»Oh, Algunde, du darfst nicht zu niedrig von dir denken. Und überhaupt, was ist schon der Herr Gerion, auch wenn er manchmal schwätzt wie eine veritable Magnifizenz - ein Scharlatan und sicherlich nichts Besseres als du. Auch er würde den Göttern danken, wenn er dich bekäme. Das kannst du mir glauben.«

Algundes Stimme war so leise geworden, daß der Graf sich beim Gehen unwillkürlich nach vorn beugte, um ihre Worte besser verstehen zu können. »Es hat nichts damit zu tun, daß ich eine Magd bin und er ein Herr...«

»Herr - na ja!«

»Jawohl, ein Herr. Es hat damit zu tun, daß er er ist, und ich ich bin und daß die holde Herrin Rahja es anders für ihn und mich entschieden hat.«

»Ach, Papperlappap! Woher willst du das wissen?«

»Ich habe Augen zum Sehen.«

»Und was siehst du da?«

Algunde antwortete nicht.

»Nun, was siehst du...? Na, schön, dann will ich dir sagen, was *ich* sehe: Ich sehe, daß du ein hübsches Gesicht hast und daß alles an dir fest und rund und rahjagefällig ist. Und genau das sieht Gerion auch. Und deswegen bleibt er bei uns. Punktum, so ist der Stand der Dinge!« Arvid stieß ein fröhliches Lachen aus.

Wenn dem so wäre, dachte Algunde, warum fragt Gerion mich dann nicht, ob ich mit ihm in seinem Wagen davonfahre. Warum bleibt er dann bei dir, Herr Graf, und bei Selissa? Algunde sah von der Seite zu Graf Arvid hinauf. Ihre großen Augen blickten so klar und arglos wie die

eines Kälbchens.

»Wahrscheinlich hast du wirklich recht«, sagte sie, »du bist soviel älter und klüger als ich, hast die Welt bereist und kennst die Menschen. Da werde wohl ich der Grund sein, warum der Herr Gerion noch immer bei uns ist. Ich muß bekennen, darauf wäre ich nie gekommen.«

Arvid klemmte beide Daumen unter die Rucksackgurte und rückte seine Last zurecht. »Tja«, sagte er, »meine Augen mögen nicht so hübsch wie deine sein, aber ich sehe doch eine Menge mehr als du.«

Die beiden schritten jetzt zügig aus. Während der letzten paar Meilen bis zum Versteck des Karrens hingen sie ihren Gedanken nach und sprachen nur noch wenig miteinander.

»Erzähl mir von Geestwindskoje«, bat Selissa. Sie hatte ihr Hemd über den Kopf gestreift, die Augen halb geschlossen und den Rücken gegen die rauhe Karrenwand gelehnt. Arvid betrachtete im Schein einer kleinen Öllampe die kaum mehr sichtbare Spur der Wunde und betastete, ungläubig den Kopf schüttelnd, zum dritten oder vierten Mal den Streifen seidig schimmernder Haut. Von draußen drangen gedämpfte Stimmen in den Wagen: Gerion und Algunde bereiteten aus dem mitgebrachten Proviant ein Nachtessen.

»Was soll ich dir nur erzählen?« fragte Arvid erstaunt. »Du kennst Geestwindskoje doch.«

»Dennoch - erzähl mir davon! Sag mir, wie wir über die Felder reiten werden, wie wir heim zum Essen kommen und dein dicker Koch - wie heißt er noch?« - »Lento.« - »... Lento uns mit brummigem Gesicht empfängt, weil wir so lange ausgeblieben sind. Erzähl mir von unseren Kindern und dem hohen Schnee im Winter. Ich möchte es hören...« Selissa hatte die Augen jetzt ganz geschlossen; eine feine Gänsehaut legte sich über ihren nackten Oberkörper. Sie fröstelte.

Arvid stieß ein warmes dunkles Lachen aus und ergriff Selissa bei den Schultern, hielt sie aber auf Armeslänge Abstand, um ihren so wunder-

sam geheilten Körper weiterhin betrachten zu können. »Es ist unglaublich«, murmelte er, »nie hätte ich unserem Gerion so etwas zugetraut. Wie hat er das nur gemacht? Er muß über außerordentliche Kräfte verfügen... Aber das ist eher unwahrscheinlich bei einem Marktbudenmagier. Vielleicht besitzt er ein besonderes Elixier. Hast du ihn danach gefragt? Das könnte wichtig für uns werden...«

Selissa hob abwehrend die Hand. »Geestwindskoje«, sagte sie drängend, »ich möchte davon hören. Eine ganze Weile schon versuche ich, mich darauf zu besinnen, aber es will mir nicht gelingen. Dabei wäre es mir so wichtig, daß ich es vor mir sehe...«

»Aber, aber, meine wackere Soldatin, was ist nur in dich gefahren? Wenn alles gutgeht, können wir ja schon im Firun dort sein, denke ich. Dann siehst du es ja wieder. Außerdem solltest du dich doch noch gut daran erinnern können... Aber, bitte, ich will es versuchen: ein paar alte Holzhäuser mit Bäumen ringsum und alles ein wenig vom ewigen Seewind zerzaust - das ist das Dorf Geestwindskoje, so sieht es aus, von altersher, wenn man von den Dünen heraufschaut. Und wenn man vom Dorf aus der Allee mit den hohen Steineichen folgt...«

Mit einem tiefen Seufzer schlang Selissa die Arme um Arvids Hals und preßte sich an ihn, so fest sie konnte. Sie spürte, wie der kratzige Stoff seiner derben Jacke über ihre Brustspitzen schabte, und sie sog seinen Geruch mit tiefen Atemzügen ein. Er murmelte beruhigende leise Worte, aber sie verschloß ihm den Mund mit ihren bebenden Lippen. Sie stieß ihm die Zunge tief in den Mund, immer wieder, bis sie fühlte, wie er ihren Kuß erwiderte und wie sein Körper nachgiebig und weich wurde, während er sich enger an den ihren schmiegte. Als sie gemeinsam auf die Bretter des Karrenbodens gesunken waren, warf Selissa sich über Arvids großen, schweren Körper und glitt an ihm hinab. Mit fliegenden Fingern öffnete sie Hemd und Jacke und löste den Hosenbund. Arvid stöhnte laut auf, als er sein vor Erregung pochendes Glied von

einem heißen, feuchten Mund umschlossen fühlte; eine weiche Hülle, die sich, fest und zärtlich zugleich, tief, tief über ihn stülpte. Und schon streiften Selissas Haare wie ein kühler Hauch über seinen Bauch und seine Brust. Der heiße Mund war jetzt an Arvids Ohr, um immer wieder seinen Namen zu murmeln. Der Graf spürte Selissas Körper, lang und schmal und in leidenschaftlicher, fließender Bewegung auf seiner Haut, und er griff nach den runden festen Schultern, hielt sie fest, drehte sich und zwang den Körper unter sich. Selissas Schenkel glitten auseinander. »Arvid!« murmelte sie immer wieder. »Nimm mich mit nach Geestwindskoje - bald, bitte bald ...«

Nachdem sie sich voneinander gelöst und eine Weile schweigend und schweratmend auf dem Wagenboden gelegen hatten, tastete Arvid zärtlich über Selissas Bauch. »Was war das nur?« flüsterte er. »Meine Rahja... So habe ich dich noch nie erlebt...« Er stieß ein leises Lachen aus. »Man könnte ja fast denken, diese Wunderheilung hätte dich ganz und gar durcheinandergebracht.« Arvid stützte sich auf einen Ellbogen und sah zu Selissa hinüber. »Sag, wie ist es eigentlich zugegangen, als Gerion dich heilte? Was hast du gespürt? War es ein schönes Gefühl? Und vor allem: Glaubst du, daß er selbst die Kraft besitzt, oder hat er irgendwelche Hilfsmittel benutzt?«

Selissa öffnete die Augen und blickte zur dunklen Decke hinauf. Für einen Moment sah sie Gerions schlanke Hände vor sich, wie er ihr die leeren Handflächen wies. »Ja, es war sehr schön«, antwortete sie. »Und es hat mich tatsächlich durcheinandergebracht.«

Arvid griff nach ihrer Hand. »Aber das ist jetzt vorbei, hm, meine wilde Schöne?«

Die Lanzerin befreite ihre Hand aus Arvids sanftem Griff, stand auf und schlüpfte in ihre Kleider. Vor einem kleinen Wandspiegel ordnete sie mit den Fingerspitzen ihr Haar, dann betrachtete sie sich lange in der polierten Silberscheibe. »Ich glaube schon«, antwortete sie schließlich.

In dieser Nacht verzehrten Selissa und ihre Gefährten recht schweigsam

das Brot und die Graupensuppe, die Gerion ihnen bereitet hatte. Ein jeder hing seinen Gedanken nach. Die Grafschaft Wengenhalm war nur noch zwei oder drei Tagesreisen entfernt - ein Reiter auf einem frischen Pferd hätte die Strecke gar in einem Tag zurücklegen können. Das Ziel ihrer Reise war beträchtlich näher gerückt, und eigentlich hätten eine Menge Dinge besprochen werden müssen: Strategien und Taktiken für das erste Zusammentreffen mit Graf Wengenhalm und seinen Schergen. Es wäre zu erwägen gewesen, wann man sich endgültig von dem auffälligen Gauklerwagen trennen sollte, man hätte geheime Treffpunkte verabreden sollen, für den Fall, daß man in den nächsten Tagen getrennt werden würde.

Aber das Feuer, um das sich die vier versammelt hatten, beleuchtete nur den kleinen, sieben oder acht Schritt durchmessenden Kreis, in dem sie saßen und ihre Suppe löffelten, nicht aber die Welt dort draußen mit ihrer Kälte, Grausamkeit und dem ewigen Kreislauf von Untat, Rache und neuerlicher Vergeltung. Niemand unter den Gestalten am Feuer mochte der erste sein, der durch seine Worte den trauten Kreis zersprengte und die Welt hereinrief in ihre Runde. So aßen sie, tranken und lobten Gerions Kochkünste mit knappen Worten, bis sie sich wie auf ein unsichtbares Zeichen hin gleichzeitig erhoben und die um das Feuer verstreuten Gerätschaften und Habseligkeiten in den Wagen räumten. Früher am Abend hatte Arvid von einem freundlichen Bauern erzählt, den er im Dorfkrug zu Wengerich kennengelernt hatte und dessen Anwesen einige Meilen nördlich von Wengerich lag. Wenn man die lange Zeit der herbstlichen Nacht für die Reise nutzte, dann sollte es wohl gelingen, den Hof jenes Bauern etwa bei Tagesanbruch zu erreichen. Dort, so hoffte Arvid, könnten sie ein letztes Mal kampieren, bevor sie endgültig die Grafschaftsgrenze überquerten.





14. Kapitel

Als er Ismenes leichten Schritt hinter sich vernahm, wandte sich Graf Erlan schwungvoll von der Schießscharte ab, vor der er eine geraume Weile gestanden und ins Land hinaus geschaut hatte. Er neigte den Kopf zu einem knappen, aber freundlichen Gruß und deutete auf den Tisch, auf dem die Zutaten eines üppigen Frühstücks aufgetragen waren. Die Magierin trug ihr silbergesträhtes Haar offen, so daß es bis zum goldenen Gürtel ihres steifen weinroten Morgenmantels herabfiel. Unter dem bei jedem Schritt leise rauschenden Gewand lugte ein Paar zierlicher goldener Pantöffelchen hervor. Nachdem Ismene mit graziösen kleinen Schritten den Saal durchmessen hatte, ließ sie sich hinter einem einzelnen Zinnteller an der Breitseite des Tisches nieder und warf einen flüchtigen Blick über die Tafel. »Oh, man hat bereits gespeist«, stellte sie fest, als sie außer dem ihren keine weiteren Teller entdeckte. »Wie es scheint, habe ich wiederum länger geschlafen, als es auf der Angenburg Sitte ist... Aber Ihr werdet doch gewiß so freundlich sein, mir ein wenig Gesellschaft zu leisten, lieber Graf.«

Der Graf von Wengenholt wies den mit einer Tee- und einer ebenso heftig dampfenden Milchkanne eintretenden Diener an, einen weiteren Becher zu bringen, und setzte sich auf einen Stuhl, Ismene gegenüber, wobei er das rechte Bein lässig über eine Armlehne pendeln ließ. Die Magierin brach eine Handvoll Brot aus einem knusprigen braunen Laib, tunkte den Brocken in die heiße Milch und träufelte schließlich einen dicken Honigfaden auf die weiche dampfende Masse. Sie biß

aber nicht hinein, sondern sah nur gedankenverloren dabei zu, wie Milch und schmelzender Honig über ihre Finger rannen und auf Teller und Tischplatte tropften. Nachdem sie mit der Zungenspitze etwas Honig vom Handballen geschleckt hatte, wandte sie sich an den Grafen: »Na, heraus damit, Hochwohlgeboren: Warum strahlt das gräfliche Antlitz heute morgen so besonders hell? So vergnügt habt Ihr nicht mehr geschaut seit jenem Morgen, da Ihr Euch der Jergenquells entledigt hattet.«

Bei der beiläufig spöttischen Erwähnung jener Tat zuckte es in Erlans Gesicht. Eine plötzliche Blässe huschte über seine Züge, und er preßte heftig die Kiefer zusammen, aber schnell hatte er seine Mimik wieder in der Gewalt. »Zobot, der Sohn des Zimbodel, war heute in der Frühe bei mir zu Gast«, verkündete er mit einem zufriedenen Lächeln.

Ismene Fanfemur knabberte an dem Brotbrocken und sah ihr Gegenüber fragend an.

»Zobot ist Zweiter Hauer in einer der Jergenquellschen Bingen, und zwar in der in der Gobbelwand, wo es vor ein paar Tagen den Einsturz gegeben hat. Ich erzählte Euch davon - erinnert Ihr Euch nicht?«

»Mag sein, daß Ihr so etwas erwähntet - ist denn das so wichtig? In diesen Stollen passieren doch dauernd irgendwelche unangenehmen Dinge, und außerdem gehören Euch die Bergwerke im Jergenquellschen doch ohnehin nicht...«

»Darum geht es ja gerade«, warf der Graf aufgeregt ein. »Auf alle bereits bestehenden Bingen hat der Fürst die Hand gelegt...«

Die Magierin stieß ein leises Kichern aus. »Das weiß ich wohl. Auf Eure Schilderung jener Audienz in Angbar besinne ich mich außerordentlich gut.«

Erlan hieb mit der Faust auf die Tafel, daß die Becher in die Höhe sprangen und Milch und Tee verschütteten. Zwischen seinen Brauen stand eine scharfe Zornesfalte, und seine Augen funkelten. »Es ist

durchaus nicht nötig, mich daran zu erinnern!« brüllte er laut. »Wie Ihr wohl wißt, könnte ich speien, wann immer ich an jenen Tag denken muß. Warum müßt Ihr das Gespräch darauf bringen?« Mühsam zwang er sich zu einem leiseren Ton. »Es macht Euch Freude, mich zu reizen, nicht wahr? Nun gut, es soll Euch nicht noch einmal gelingen, mich aus der Fassung zu bringen. Ich frage mich nur, warum legt Ihr es darauf an?« Ismene brach einen zweiten Brocken aus dem frischen Brot und benutzte ihn, um sich die Finger daran abzuwischen, dann warf sie ihn auf den Tisch zurück. »Aber, aber!« raunte sie mit einem nachsichtigen Lächeln. »Wie Ihr wohl wißt, bin ich allzeit an extremen menschlichen Gemütslagen interessiert, und Ihr seid nur allzuleicht bereit, eine Demonstration solcher Extrema zu liefern. Lieber Hochwohlgeboren, laßt Euch von mir einen Rat geben: Ihr müßt noch intensiv an Euch arbeiten, sonst wird es nichts werden mit der Weltherrschaft.«

Graf Erlan stieß einen kehligen Laut aus, griff nach einer schweren Obstschale, riß sie hoch und hielt sie mit beiden Händen über den Kopf. Goldgelbe Birnen flogen durch die Luft und zerplatzten auf den Fliesen, rotbäckige Äpfel kollerten hüpfend davon.

Die Magierin hob, auf Erlan deutend, die Rechte, sah ihn aufmerksam an und öffnete die Lippen.

»Schon gut, schon gut!« schnaufte der Graf und stellte die Schale auf den Tisch zurück. »Spart Euch Eure Hexereien!«

Ismene ließ die Hand wieder sinken. »Wißt Ihr eigentlich, daß Ihr soeben Kräfte erzeugt und verströmt habt, die ich förmlich riechen und schmecken konnte? Wenn es nun gelänge, diese Kräfte nicht nur zu erspüren, sondern aufzunehmen und gar umzuwandeln in andere Energien...«

Erlan hatte sich zurück auf den Stuhl fallen lassen und starrte finster auf den Tisch. »Fühlt Euch nur nicht zu sicher!« murmelte er. »Ich habe mich schon mehrmals gefragt, ob Ihr mir so viel Nutzen bringt, wie Ihr

mir Verdruß bereitet. Treibt nur weiter Eure Späße, so lange, bis ich es bereue, Euch zu meiner Verbündeten gemacht zu haben. Dann nämlich werde ich Wege finden, unseren Pakt zu beenden!«

»Ach, Hochwohlgeboren, Ihr solltet Euch wahrlich nicht so ereifern! Bedenket doch, daß Ihr meine Anwesenheit nur noch wenige Tage ertragen müßt. Die Umbauarbeiten auf Burg Albumin gehen gut voran, und wenn ich erst ins Jergenquellsche übergesiedelt bin, um mich dort meinen Forschungen zu widmen, werden sich unsere Wege nur noch äußerst selten kreuzen... Übrigens wolltet Ihr mir eigentlich irgendeine Geschichte von einem Angroschim und einem eingestürzten Stollen erzählen. Ich warte noch immer voller Spannung auf die Fortsetzung.« Als Graf Erlan sich die Unterredung mit dem Hauer Zobot ins Gedächtnis rief, hellten sich seine Züge augenblicklich wieder auf. »O ja, davon muß ich Euch in der Tat berichten. Schließlich ist die Angelegenheit auch für Euch von Interesse. Es kann Euch wohl nicht gleichgültig sein, ob die Grafschaft Wengholm floriert oder nicht.« Er warf Ismene einen raschen Blick zu, so als ob er eine neuerliche spöttische Bemerkung von ihr befürchtete, aber da sie ihn nur aufmerksam und abwartend ansah, fuhr er mit sicherer Stimme fort: »Wie ich eben sagte, hat Fürst Blasius alle bereits bestehenden Bingen unter seinen Nutzen gestellt. Insofern ist ein solcher Einsturz ohnehin zu begrüßen« - Erlan grinste verschmitzt -, »weil dem Fürsten dann eine Dukatenquelle zeitweilig verstopft ist.«

Ismene hob die Achseln. »Nun ja, das sind die kleinen Freuden...«, begann sie, aber Erlan winkte ärgerlich ab. »Das war ein Scherz!« erklärte er unwirsch. »Haltet Ihr mich für einen Kindskopf? Wartet lieber ab, und laßt mich den Rest erzählen. Dann könnt Ihr spotten, wenn Ihr wollt.« Er wartete Ismenes herablassendes Kopfnicken ab, dann fuhr er fort: »Der gute Zobot ist für einen Angroschim erstaunlich gerissen. Zunächst fragte er mich beiläufig, ob ich den Rosenreif noch besäße. Das ist ein Armreif«,

erläuterte Erlan rasch, als er Ismenes fragenden Blick bemerkte, »der sich schon lange in unserem Familienbesitz befindet. Er ist aus Gold und mit drei aus dem Metall getriebenen Rosenblüten verziert, in deren Mitte jeweils ein kleiner Rubin eingesetzt ist. Die drei Steine sind von gleicher Größe und wohl auch von fast gleichem Schliff. Das Ganze ist offenbar eine Zwergenarbeit, sehr gut gemacht, aber auch nicht gerade ein Weltwunder. Wie dem auch sei, bei den hiesigen Angroschim ist der Reif gut bekannt und aus irgendeinem Grunde besonders angesehen. Mag sein, daß sie sich irgendwelche Wunderdinge von dem Schmuck versprechen - mein Vater hat ihn deshalb einmal in Punin analysieren lassen; es wurde aber nichts festgestellt...

Jedenfalls, als dieser Zobot mich ausgerechnet nach diesem Reif fragte, dachte ich mir gleich, daß er mir irgendein Geschäft anbieten werde, aber ich wartete erst einmal ab und ließ ihn erzählen: von dem Einsturz, und wie schwer es sein werde, den zusammengebrochenen Stollen wieder zu öffnen. Zu dem Unglück sei es überhaupt nur gekommen, weil der Fürst sich Fördermengen wünsche, die nur auf Kosten der Sicherheit zu erzielen seien, und so weiter und so fort. Mitten in diesem Lamento sagte der Hauer dann beiläufig, daß seine Leute und er sowohl den alten Stollen wieder öffnen als auch einen völlig neuen Vortrieb beginnen könnten. Einen »völlig neuen« wiederholte er noch einmal, dabei sah er mich ganz merkwürdig an.«

»Wie Ihr wißt«, warf Ismene ungeduldig ein, »verstehe ich nicht allzu viel von Bingen, Bergbau, Stollen und diesen Dingen. Warum also hat dieser Zobot so seltsam dreingeblickt?«

»Oh, ich hatte ihn sofort verstanden.« Der Graf von Wengenholm lächelte triumphierend. »Ein völlig neuer Stollen im Jergenquellschen - das kann nur ein gräflicher Stollen sein! Der Fürst hat die bestehenden Bingen übernommen, aber er kann nicht alle Minen für sich beanspruchen, die in aller Zukunft in Jergenquell angeschlagen werden.

Nein, neue Vorkommen fallen an den Grundherren, und da es keine Jergenquells mehr gibt, fallen sie an Wengenhalm - so einfach ist das! Und wenn man dann noch bedenkt, daß die Binge, in der es zum Einsturz kam, zu den ertragreichsten im Jergenquellschen gehört...«

»Dann darf ich wohl annehmen, daß dieser... äh... Rosenreif heute morgen seinen Besitzer gewechselt hat?«

Zu Ismenes Überraschung warf Erlan den Kopf in den Nacken und lachte schallend. »Da müßte ich wohl ein schlechter Feilscher sein! Nein, wenn Ihr die Augen von diesem Zobot gesehen hättet, diesen typischen Angroschimblick, den die kleinen Breiten immer dann bekommen, wenn sie an etwas Funkelndes denken, dann hättet Ihr auch gespürt, daß hier mehr herauszuholen ist. Also habe ich ihm den Reif gezeigt - er durfte ihn ein wenig in seinen kurzen Fingern halten - und dann mit ihm vereinbart, daß er ihn bekommt, sobald sich in der großen Binge am Dachsbuckel ein ähnlicher Einsturz wie der in der Gobbelwand ereignet hat. Da kam der gute Zobot zwar gehörig ins Schlucken, aber schließlich hat er eingewilligt. Was sollte er auch sonst tun? Wie sagt man doch so schön: Wenn du einen Angroschim beim Bart hast, dann hast du ihn ganz!«

Ismene nahm einen Schluck Tee und nickte bedächtig. »Da habt Ihr ja tatsächlich guten Grund, Hochwohlgeboren, heute mit Euch und der Welt zufrieden zu sein. Meinen Glückwunsch!«

Graf Erlan nippte ebenfalls an seinem Teebecher, stellte ihn mit einem Ruck auf den Tisch zurück und rief laut nach seinem Diener: »Heda, Kerl, der Tee ist eiskalt! Bring neuen, aber flugs, wenn ich bitten darf!« Dann wandte er sich wieder Ismene zu. »Es wurde auch Zeit, daß sich einmal wieder ein paar Dinge in meine Richtung entwickeln. Nun denn, ich nehme mein kleines Geschäft mit dem Angroschim als erstes Anzeichen, daß mir das Schicksal endlich wieder gewogen ist. Jetzt wird es auch nicht mehr lange dauern, bis meine Leute diesen widerwärtigen Bengel gefaßt haben.«

»Ihr redet von Ulfing, dem kleinen Jergenquell? Als ich drüben in der Baronie war, gab es einiges Gerede um ihn. Wie man hört, hat er sich in die Berge geflüchtet, um dort ›einige Getreue zu sammeln und das Land mit einem Rachefeldzug zu überziehen‹.« Ismene lachte. »Offenbar ist der Bursche dem Größenwahn verfallen und hat jeden Bezug zur Wirklichkeit verloren. Dennoch solltet Ihr das Gefasel der Leute nicht allzuleicht nehmen. Und je länger dieser Ulfing frei herumläuft, desto mehr verliert Ihr an Respekt bei dem Jergenqueller Bauernpack. Ihr müßt schon zusehen, daß Ihr Euer Haus in Ordnung haltet.« Graf Erlan winkte ab. »Das laßt nur meine Sorge sein, Wie Ihr wißt, mußte ich mich um eine Menge anderer Dinge kümmern und konnte unserem halbwüchsigen Rebellen nicht die gebotene Aufmerksamkeit widmen. Aber inzwischen habe ich die nötigen Maßnahmen getroffen. Immerhin habe ich Prinzessin Irmenella von Greifenfurt endlich dazu gebracht, ihren Baron Nardesfeld anzuweisen, sich an der Hatz auf den jungen Jergenquell zu beteiligen. Mir wurde nämlich zugetragen, Ulfing habe ein Versteck in Nardesfeld. Das Schlupfloch sollte ihm nun verstopft sein! Und sobald diese Selissa endlich zur Strecke gebracht ist, habe ich auch wieder mehr Leute zur Verfügung, um eine zünftige Hatz auf den Jungen zu veranstalten. Doch, doch, die Dinge laufen nicht schlecht. Eigentlich brauche ich nur noch abzuwarten.«

»Was hört man übrigens von dieser Lanzerin und ihren Spießgesellen?« fragte Ismene. »Stimmt es tatsächlich, daß Selissa sich auf dem Weg hierher befindet?«

»Genauso ist es. Die Götter müssen ihr den Verstand geraubt haben, aber mir soll es recht sein. Wenn sie ihre fünf Sinne beisammen hätte, wäre sie froh, daß sie bis jetzt mit dem Leben davongekommen ist, und wäre längst nach Trahelien oder meinetwegen ins Yeti-land geflohen. Aber weil sie eine Jergenquell ist und genauso dumpfhirrig und sturköpfig wie ihr Vater, marschierst sie allem Anschein nach geradewegs in Rich-

tung Angenburg. Zuletzt hat man sie auf der Angenstraße gesehen, tatsächlich auf dem Weg nach Norden! Meine Leute halten mich recht gut auf dem laufenden. Wie ich schon sagte: Ich brauche nichts weiter zu tun als abzuwarten.«

Der Diener brachte heißen Tee, und Ismene wartete ab, bis er die Halle verlassen hatte, bevor sie das Gespräch wieder aufnahm. »Ihr habt Glück, daß Ihr in dieser Selissa eine Kriegerin der alten Schule zur Gegnerin habt. Sie kann gar nicht anders, sie muß sich nach Kriegerart gebärden. Solche Leute macht die Rache blind. Ohne ihr Hirn zu gebrauchen, gehen sie auf ihr Ziel los und sind obendrein stolz auf ihre Beschränktheit, weil sie glauben, daß ihr stumpfsinniges Wüten ihrer Göttin gefällt. Diese Menschen haben etwas Abstoßendes; ich kann ihre Nähe kaum ertragen, aber ich schätze es sehr, mich mit ihnen auseinanderzusetzen: Es ist für unsereinen sehr schwer, einen Kampf gegen einen Krieger zu verlieren, wenn Ihr versteht, was ich meine... Ihr könnt von Glück sagen, daß die Jergenquells niemanden von meiner Zunft in ihren Reihen haben, dann sähe die Lage möglicherweise anders aus.« »Mir wurde zugetragen, Selissa soll einen Zauberer in ihrer Begleitung haben«, warf Graf Erlan ein.

Ismene Fanfemur lachte hell auf. »Einen Zauberer! Hochwohlgeboren, ich bitte Euch! Einen Scharlatan, einen Marktbudenhanswurst! So jemanden kann man doch nicht im Ernst als Zauberer bezeichnen. Leider werden Selissa und ihre Begleiter vermutlich schon an der Grafschaftsgrenze totgeschlagen, weil Eure Leute sich unbedingt das Kopfgeld verdienen wollen... Das ist jammerschade, denn ich hätte diesem Zauberer nur zu gern einmal Auge in Auge gegenübergestanden!«

Erlan schüttelte lächelnd den Kopf. »Ihr scheint die Jahrmarktszauberer ja noch mehr zu hassen als die Krieger. Ich habe mir einmal auf einem Fest in Angbar eine Vorführung angesehen, und ich muß sagen, ich fand...«

Ismene schnitt ihm das Wort ab. »Sie sind eine Schande für die Zunft - jeder einzelne von ihnen! Sie ernten in schamloser Weise die mühsam gehegten Früchte einer jahrtausendealten Wissenschaft und treiben zugleich ihren Spott damit. Ohne daß sie eine Ahnung vom Gefüge der astralen Muster hätten, treiben sie ihren albernen Hokuspokus und machen das Volk glauben, der Sinn der Magie liege darin, bunte Bildchen auf einem Vorhang zu erzeugen oder eine Runkelrübe zum Zischen und Knallen zu bringen. Was Wunder, wenn dann die Arbeit der größten Forscher vom Pöbel nicht ernstgenommen und mit jener Scharlatanerie auf eine Stufe gestellt wird! Es hat eine Zeit gegeben, da hätte man solche Halunken gerade wie das brünstige Hexenpack auf einen stabilen trockenen Holzstapel gestellt und die Fackel daran gelegt, aber heutzutage gilt an den Höfen der Mächtigen der Händler mehr als der Magus. Das Klingen der Dukaten übertönt alles - auch die Lehren der höchsten aller Geisteskünste. Doch sie mögen auf der Hut sein, jene aufgeblasenen Potentaten, die nur nach dem Gold schielen und es zulassen, daß der Magus von seinem angestammten Platz vertrieben und vom Volk verspottet wird: Vieles deutet darauf hin, daß wir vor einer Wende im Weltgefüge stehen und daß einige Herrschaften und ihre Taten in gar nicht allzu ferner Zeit neu bewertet werden. Man wird sehen, Hochwohlgeboren, man wird sehen!«

Erlans Brauen hatten sich verblüfft gehoben; er sah die Magierin aus großen Augen an. »Aber, liebe Ismene, so kenne ich Euch ja gar nicht. Wer hätte gedacht, daß ein so harmloses Thema wie die Unterhaltungsmagie eine solche Leidenschaft in Euch erweckt?«

Ismenes Wangen hatten sich leicht gerötet, doch der plötzlich aufgeflackerte Zorn war aus ihrem Antlitz verschwunden. Sie hob die Hand mit den krallenscharfen langen Fingernägeln zu einem abwehrenden Winken. »Schon gut, Hochwohlgeboren, Ihr seid zu Recht entsetzt über mein Betragen... Nein, nein, widersprecht mir nicht, es war unverzeih-

lich. Ein solcher Ausbruch schickt sich nicht für eine Frau meines Standes - und schon gar nicht für eine Wissenschaftlerin, die gerade die menschliche Selbstkontrolle zu ihrem Forschungsgebiet erklärt hat... Apropos Forschungen - wenn Ihr mir gestattet, das Thema zu wechseln: Für meine Arbeit könnte ich wahrhaftig kaum einen besseren Platz finden als eben diese steinalte Burg Albumin. Ich habe ja bis jetzt nur ein paar Tage, kaum eine Woche, auf der Burg verbracht, aber ich bin mir sicher. Die Jergenquells hatten gewiß keine Ahnung davon, welchen Schatz sie dort besaßen. Es stimmt einfach alles dort: das Licht, die Ausrichtung der Räume in den Gebäuden. Störende Kraftlinien sind nicht zu spüren, und das schiere Alter der Wohnstätten schafft eine Atmosphäre der Geschichtsverbundenheit und der Konzentration, wie man sie nur an wenigen Orten vorfindet. Es würde mich nicht verwundern, wenn die Wurzeln jener Bauwerke in die fernste Vergangenheit zurückwiesen. Die Alten haben stets gewußt, wo man eine Heimstatt baut und wo man es besser bleiben läßt. Auch dieses Wissen ist uns - wie so vieles andere - heute verlorengegangen. Außerdem« - Ismene lächelte versonnen - »steht Albumin fernab von großen Flüssen oder Straßen. Mit überraschendem Besuch, neugierigen Lauschern und herumschnüffeln- den Reisenden ist nicht zu rechnen - ein Aspekt, den ich für meine zukünftigen Forschungen zu schätzen weiß. Ich weiß nicht, ob Euch der Name Archon Megalon vertraut ist... Ein albernischer Druide, der auf einem ähnlichen Felde arbeitete wie ich. Um seine Forschungen zu tarnen, hatte er - wie man jetzt weiß - unter dem Fürstenpalast in Havena...«

Ein Torwächter stapfte in scheppernder Rüstung in die Halle und unterbrach die Ausführungen der Magierin: »Euer Hochwohlgeboren, um Vergebung: Da ist ein Bauernbursche, der unbedingt vorgelassen werden will!«

Graf Erlan hob lässig die Hand. »Je nun, der Vogt soll sich anhören, was

der Mensch zu sagen hat, und ihm einen Beutel vom letztjährigen Mehl schenken. Das Zeug ist vergammelt ohnehin...«

»Nein, Euch will er sprechen, Euer Hochwohlgeboren - da beharrt er drauf.«

»Ach, Unsinn. Sieht Er nicht, daß ich mich gerade in angeregter Unterhaltung befinde? Also troll Er sich, ehe ich zornig werde.«

»Jawohl, Euer Hochwohlgeboren, zu Befehl, Euer Hochwohlgeboren!« nickte der Torwächter und wandte sich zum Gehen. Als er die Hallentür erreicht hatte, huschte ein junger Bursche in einem blauen Bauernkittel unter des Wächters zugreifenden Armen hindurch und warf sich vor Graf Erlan auf die Knie. »Prais zum Gruße, Herr Graf!«

Der Wächter und ein Diener kamen von der Tür herangestürmt, um den Eindringling zu ergreifen, aber Ismene bedeutete ihnen durch einen Wink, stehenzubleiben. »So laßt ihn doch reden, lieber Graf! Mich interessiert's, was er zu sagen hat - und wenn sich das Geschwätz als langweilig erweist, könnt Ihr den Jungen immer noch hinauswerfen lassen.«

Der Bauernjunge, ein etwa fünfzehnjähriger Bursche mit kurzgeschorenem braunen Haar und leuchtend-roten Pickeln auf Wangen und Nase, warf der Magierin einen dankbaren Blick zu, dann sprudelte es aus ihm hervor: »Wir haben sie, die Verräter! Nein, das heißt, wir haben sie nicht, aber sie sind da! Der Vater schickt mich! Man kann sie gefangennehmen. Man muß nur...«

»Was soll das heißen: Ihr habt sie, ihr habt sie nicht?« fragte Graf Erlan dazwischen. »Und von welchen Verrätern redet Er? Meint Er die Jergenquell?«

Der Junge nickte heftig. »Ja, genau die, Herr Graf! Sie ist bei uns auf dem Hof, und die anderen auch, der große Blonde und die Frau mit dem Kind! Der Graf muß Leute schicken und sie gefangennehmen.« Ismene erhob sich, schenkte Milch in einen Becher und hielt ihn dem

Jungen hin. »Hier, trink! Du wirst durstig sein. Trink, und dann erzählst du uns in aller Ruhe, was dir dein Vater aufgetragen hat.«

Nachdem er den Becher in einem Zug geleert hatte, gab sich der Bauernjunge große Mühe, einen geordneten Bericht vorzutragen, und schilderte in knappen Worten folgendes: Der elterliche Hof liege etwa eine Tagesreise von Wengenhalm entfernt, ein wenig abseits der Angenstraße. Er, der Junge, sei in aller Frühe losgeritten, um nun beim Grafen Meldung machen zu können. Die Sache sei von höchster Wichtigkeit. Sein Vater habe bei einem Besuch in dem Örtchen Wengerich einen wandernden Bauern aus dem Bornland kennengelernt, über den er sich sehr belustigt habe, weil dieser so erbärmlich wenig von Ackerbau und Viehzucht verstanden habe. Dennoch habe er den Mann, der ihm recht sympathisch gewesen sei und mit dem er einige Biere getrunken habe, zu einem Besuch auf dem Hof eingeladen - falls der Bornländer in die Gegend käme. Tatsächlich sei der Mann knapp zwei Tage später auf dem Bauernhof erschienen, aber nicht allein, sondern in Begleitung von zwei Frauen, einem älteren Mann und einem Kleinkind. Alle reisten gemeinsam in einem seltsamen Karren, der wie ein Gauklerwagen aussah. Die Mutter habe beim Anblick der seltsamen Gestalten gleich Verdacht geschöpft und sich daran erinnert, daß sie in Wengenhalm gehört hatte, eben solche Leute würden in der ganzen Grafschaft gesucht, und es sei eine hohe Belohnung auf ihre Köpfe ausgesetzt. Als der Vater dann noch heimlich mitangehört habe, wie der Grauköpfige die blonde Frau mit Selissa angeredet habe, obwohl die Frau sich zuvor selbst als Fedora vorgestellt hatte, da sei der Fall klar gewesen...

Bei der Erwähnung des Namens ›Selissa‹ war Graf Erlan aufgesprungen. Er packte den erschreckt zusammenzuckenden Jungen bei der Schulter. »Fürwahr, du scheinst ja tatsächlich eine wichtige Kunde zu bringen!« Dann ließ er den Jungen jäh wieder los und wandte sich an den Torwächter, der noch immer bei der Hallentür wartete. »Was stehst du

da noch herum? Lauf zum Vogt! Zehn, nein, fünfzehn Leute sollen sich wappnen und reitfertig machen! Wir brechen in einer Stunde auf! Heute ist mein Tag, liebe Ismene, ich habe es Euch gesagt! Wie ist es, soll ich auch für Euch ein Pferd satteln lassen? Schließlich brennt Ihr doch darauf, diesem Scharlatan gegenüberzutreten.«

Die Magierin warf einen Blick zum Fenster, durch das die hellen Strahlen der Mittagssonne in die Halle hereinfließen. »Wenn Ihr heute noch aufbrechen wollt, werdet Ihr scharf reiten müssen, um nicht erst in finsterner Nacht bei Eurem Ziel einzutreffen. Das Reiten aber - zumal das schnelle - ist nicht meine Sache, wie Ihr wißt... Aber ich werde eine Kutsche anspannen und mich gemächlich hinter Euch herchauffieren lassen. Wenn Ihr mir eine Freude machen wollt, so laßt den Burschen leben! Was Ihr mit den anderen anstellt, ist mir weitgehend gleichgültig, aber diesen einen würde ich gar zu gern kennenlernen.«

»Nun gut - so wollen wir es halten«, erwiderte Graf Erlan ungeduldig.

»Nehmt den Bengel in Eurer Kutsche mit - er soll Euch den Weg weisen. Mich mag der Vogt geleiten; er kennt jeden großen Hof in der Gegend. Entschuldigt mich nun bitte! Auch ich muß mich reisefertig machen.« Er wandte sich zur Tür, aber der Bauernjunge sprang ihm in den Weg. »Euer Gnaden, auf ein Wort noch, ich bitte Euch!«

»Bei allen Zwölfen - was gibt es noch?«

»Die Belohnung, Herr Graf! Mein Vater hat gesagt, er schlägt mich tot, wenn ich ohne die Dukaten zurückkomme.«

Erlan stutzte, dann hieb er dem Jungen die Faust ins Gesicht, so daß dieser rücklings auf den Hallenboden stürzte. Mit einem großen Schritt stieg er über ihn hinweg. »Wegen einer solchen Lächerlichkeit wagt Er es, seinem Grafen den Weg zu verstellen!« rief er zurück. »Wirst dein Geld schon bekommen, Pickelfratze!«

Während der Graf durch die Hallentür stürmte, beobachtete Ismene den Bauernjungen aufmerksam dabei, wie er sich mit einer Hand die blu-

tende Nase hielt und leise schluchzend vom Boden erhob.

»Ich kann nicht sagen, warum.« Algunde zog die Stirn in nachdenkliche Falten. »Nein, es ist nur so ein Gefühl, so ein komisches Gefühl, wie ich es noch niemals hatte. Darum denke ich, es ist vielleicht ein Zeichen, mein Gefühl, meine ich, und darum mache ich mir Sorgen.«

»Ach, komm, liebe Algunde«, sagte Selissa kopfschüttelnd. »Wir haben alle manchmal seltsame Gefühle. Deswegen können wir doch nicht den sichersten Lagerplatz aufgeben, den wir bisher hatten. Du weißt, daß es danach kein Lager mehr geben wird. Von hier aus müssen wir zu Fuß weitergehen und uns fernab von der Straße quer durch das Land schlagen...«

»Das weiß ich wohl, daß wir nicht mehr mit dem Karren fahren können. Dann gehen wir eben zu Fuß - irgendwohin, nur fort von hier.« Arvid stand beim Scheunentor und schaute in das wellige, von der roten Abendsonne beschienene Land hinaus. »Komm her zu mir, Algunde«, sagte er über die Schulter hinweg, »und sieh dir diesen prachtvollen Sonnenuntergang an. Ich habe lange keinen friedlicheren Flecken Land gesehen. Nirgendwo ein Mensch, weit und breit, und schon gar keine Schergen vom bitterbösen Wengholm. Na, komm her, und sieh es dir an! Der Anblick wird dich beruhigen.«

Gehorsam erhob sich die Magd und trat neben den Grafen von Geestwindskoje, der ihr einen Arm um die Schultern legte. »Na, siehst du«, raunte er, »nun brauchst du nicht mehr ängstlich zu sein. Außerdem brechen wir morgen sowieso in aller Frühe auf, und heute abend, das wirst du zugeben, wird der Wengholm nicht mehr kommen. Gleich wird es dunkel, und Feiglinge wie er fürchten sich im Dunkeln.« Gerion kehrte von einem kurzen Spaziergang zurück. Gurvan lief ihm voraus und stieß Algunde mit der kalten Schnauze gegen das nackte Knie. Empört stieß sie seinen Kopf nach unten. »Aber was denn?«

lachte Arvid. »Der alte Hund will dich doch auch nur beruhigen... Alle möchten, daß sich unsere schöne Algunde keine Sorgen macht.« Algunde lachte nicht. Sie sagte ernst: »Der älteste Bauemjunge, der mit den Pickeln, er ist verschwunden. Gestern war er noch da, und seit dem frühen Morgen habe ich ihn nicht mehr gesehen.«

»Das habe ich auch bemerkt«, warf Gerion ein, »und es kam mir auch etwas seltsam vor. Deswegen habe ich den Bauern gefragt, wo der Bursche geblieben sei. Er hat mir erzählt, er sei nach Wengerich geritten, vom Schmied eine neue Pflugschar abholen. Der Bauer hat mir sogar die alte Pflugschar gezeigt. Sie ist tatsächlich zersprungen.«

»Nach Wengerich ist es weiter als nach Wengenhalm«, sagte Algunde trotzig. »Warum gehen sie nicht zum Schmied nach Wengenhalm?«

»Nun gib aber Frieden!« Gerion schüttelte den Kopf. »Wäre es dir lieber, wenn der Bauer mir erzählt hätte, sein Sohn sei nach Wengenhalm geritten, hm?«

Gemeinsam mit Arvid betrat Gerion die Scheune. Sie trugen Decken aus dem Wagen, um sich auf dem flachen Stroh am hinteren Ende des Scheunengangs ein Lager für die Nacht zu bereiten. »Heute werde ich endlich wieder einmal gut schlafen«, sagte Arvid. »Ich werde Platz genug haben und dennoch nicht im Freien liegen müssen. Du mußt zugeben, Gerion, der Dukat, den ich dem Bauern gab, war wirklich gut angelegt. Das Abendessen hat ausgezeichnet gemundet, und das Frühstück wird - so hat es mir die Bäuerin versprochen - ebenso reichhaltig ausfallen. So gestärkt, fürchte ich keinen Wengenhalm und kein Dutzend blasser Büttel!«

Von ihrem Platz beim Tor, an dem sie noch immer stand und in die glutfarbene Sonne blickte, sagte Algunde laut: »Er ist zu freundlich, der Bauer. Er ist ein freier Bauer und ein reicher noch dazu. Er hat sechs Kühe im Stall. So einer ist zu Leuten wie wir - ich meine, zu Leuten, für die er uns hält, na, ihr wißt schon, was ich sagen will...

Nein, so einer ist zu armen Leuten niemals freundlich.«
Bevor einer der drei Gefährten etwas auf Algundes Worte erwidern konnte, begann Erborn, der in einem Korb auf dem Scheunenboden ruhte, urplötzlich lauthals zu schreien. Algunde nahm ihn auf und trug ihn zum Tor hinaus, damit die letzten warmen Strahlen der Abendsonne den Kleinen noch ein wenig bescheinen konnten. Sie lehnte sich an einen der zurückgeschlagenen großen Torflügel, genoß die Wärme des sonnenbeschienenen Holzes im Rücken, wiegte sanft ihren Sohn und sang ihm leise das Lied von den vielen kleinen Pferdchen.

Als der Graf von Wengenhalm und seine Reiter das Gehöft des Freibauern Hensel erblickten, leuchteten der Hügel und die Gebäude darauf im warmen Rot der untergehenden Sonne; das Tal, durch das sich der Reiterzug bewegte, lag bereits in tiefem Schatten. Ein kühler Abend nahte; die Pferde stießen bereits milchigen Dampf aus den Nüstern.

Mit erhobener rechter Hand gab Graf Erlan das Zeichen zum Halten. »Hier werden wir uns aufteilen«, sagte er. »Burgvogt, du reitest mit sechs Leuten zu jener Anhöhe da drüben. Ihr versteckt euch in dem Gebüsch auf dem Kamm, wartet ab und haltet das Gehöft im Auge. Sobald ihr irgend jemanden entdeckt, der sich von dort fortbewegen will, stoßt ihr vor und macht ihn nieder! Daß wir uns recht verstehen: Niemand wird geschont. Wenn wir diese Verräter in einem Karren nach Wengenhalm schaffen, dann sollen sie still und schweigsam sein wie Steine! Die anderen kommen mit mir. Wir reiten weiter durch dieses Tal, in einem weiten Bogen, und schlagen von der anderen Seite aus zu. Wir sind zu acht, und ich denke nicht, Vogt, daß wir eure Hilfe überhaupt benötigen. Nun, wie dem auch sei, Jäger Emeran hier« - der Graf deutete auf einen schmalschultrigen schwarzhaarigen Mann in grüner Tracht, bewehrt mit einem gewaltigen Langbogen - »gibt euch in jedem Fall ein Zeichen: Bläst er dreimal, so heißt das, daß wir die

Schurken erledigt haben und ihr euren Ansitz verlassen könnt. Gibt er nur ein Signal, dann ist irgend etwas mißlungen. Dann gebt ihr euren Gäulen die Sporen und greift an, und zwar im Difartempo! Hast du alles verstanden, Vogt?« Der Angesprochene, ein graubärtiger Mann, dem ein mächtiges Breitschwert an der Seite hing, nickte stumm. »Nun denn!« rief der Graf. »Mit Rondras und Praios' Hilfe soll es wohl gelingen!«

Mit leichtem Schenkeldruck lenkte er sein Pferd tiefer in das schattige Tal hinein. Seine Leute folgten ihm. Schweigsam und im Schrittempo umrundeten sie einen grasbewachsenen Hügel, der wie die meisten in der Gegend von Bäumen und Büschen bekrönt war. Graf Erlan erteilte erneut das Zeichen zum Halten. »Laßt uns absteigen und die Pferde bis zu den Büschen dort oben führen. Von da müßte man einen guten Blick auf den Hof haben. Wenn ich mir ein Bild von der Lage gemacht habe, werde ich entscheiden, ob wir zu Fuß oder vom Pferd aus angreifen.«

Auf der Hügelkuppe angelangt, ließen Erlan und seine Leute die Pferde mit einer Wache zurück und arbeiteten sich vorsichtig bis an den Rand des Gebüsches vor. Zwischen ihnen und Hensels Hof lagen jetzt nur noch fünfzig oder sechzig Schritt kahles, grob umgebrochenes Ackerland. Das den Beobachtern nächststehende Gebäude war offensichtlich eine große Scheune. Das mächtige Tor stand offen, die Flügel waren gegen die Scheunenwand geschwenkt. In der dunklen Öffnung erkannte man undeutlich die Umrisse eines kastenförmigen Karrens. An einen Torflügel lehnte eine dunkelhaarige junge Frau, die ein Deckenbündel vor der Brust hielt.

»Wahrhaftig, sie sind es!« raunte Graf Erlan. »Ich sehe den Wagen, und diese Schlampe da, die ihr Balg vor dem Busen schwenkt, das muß die Magd aus Ferdok sein.«

Lautlos, wie eine Vogelfeder zu Boden fällt, hatte der Jäger Emeran

seinen langen Bogen von der Schulter gestreift und einen Pfeil eingelegt. »Ich würde sie wohl erwischen, Hochwohlgeboren«, flüsterte er. »Gestattet mir den Schuß! Die Verräter wären um einen weniger.« Graf Erlan warf ihm einen raschen Seitenblick zu, dann hob er die Achseln. »Meinetwegen, mein guter Mann, warum nicht. Einen Dukaten, wenn sie nicht schreit.«

Durch das weite Scheunentor wehte Algundes helle, klare Stimme herein: »Die Augen schließ zu, Kindchen, schlaf ein! Wenn der Morgen kommt, sind sie all' dein...« Der Gesang fügte sich so gut zu der friedvollen Abendstimmung, als ob das Lied geradewegs aus dem rotleuchtenden Himmel käme. Die Menschen in der Scheune unterbrachen ihre Arbeit, um zu lauschen, »...all die hübschen kleinen Pferdchen, braune und weiße, Rappe und Fuchs - all die hübschen...« Ein trockener harter Schlag war zu hören, gefolgt von einem leisen Seufzer. Selissa und Arvid erkannten das Geräusch im gleichen Augenblick. Sie stürzten ins Freie.

Algunde stand an das Tor gelehnt und hielt ihnen das Kind entgegen. Ihre dunklen Augen waren weit aufgerissen. Tiefes Erstaunen lag in ihrem Blick, aber sie sah ihre Gefährten nicht an, sondern schaute über sie hinweg auf die endlosen Reihen der Hügelkuppen, so als sähe sie dort etwas ganz und gar Verwunderliches. Ihre Lippen bewegten sich und formten unhörbare Worte.

Selissa griff nach dem Kind, aber das Deckenbündel, in das es gewickelt war, hing irgendwo fest: Ein braun gefiederter Pfeilschaft, der die Decke durchbohrt hatte, steckte in Algundes Oberkörper, etwa einen Spann unterhalb ihrer linken Schulter.

Um der Magd das Kind fortnehmen zu können, mußte Selissa es aus der Decke wickeln.

Algunde schwankte. Arvid sprang herbei, umschlang sie mit den Armen, damit sie nicht stürzte. Ein leises Knacken war zu hören, als

der Pfeil, dessen Spitze im Scheunentor steckte, unter Algundes Gewicht zerbrach. Sie sank nach vorn, von Arvids festem Griff gehalten. Aus dem Mund des Grafen drang ein schmerzvoller Seufzer, als er die Nachgiebigkeit spürte, mit der der warme Körper sich an ihn schmiegte. Das war nicht die Schläffheit der Bewußtlosigkeit, es war die haltlose Weichheit, die fließende Schwere eines Leibes, den jede Kraft verlassen hatte. Kein Rest von Leben hielt diese Sehnen und Muskeln. Keine Kraft half Arvid, den schweren Körper zu stützen. Er ließ ihn behutsam zu Boden sinken und schaute sich ratlos nach allen Seiten um. Sein Blick verschwamm, aber er zwinkerte die Wäßrigkeit fort und sah Gerion und Selissa, letztere mit gezücktem Säbel, die Seite an Seite vor der Scheune standen, und er sah auf dem Acker, etwa fünfzig Schritt entfernt, sechs oder sieben Bewaffnete, Männer und Frauen, die in eiligem, aber unsicherem Schritt die gepflügten Furchen überqueren. Dann entdeckte er, hinter den Fremden und von diesen fast verdeckt, einen Mann in grüner Tracht, der eben einen Langbogen spannte.

Arvid sah nicht mehr die Freunde, nicht den Himmel, nicht die Bewaffneten mit ihren blitzenden Klingen, er sah nur noch den Mann mit dem Bogen. Und er stand auf, zerrte den Säbel aus der Scheide und ging los.

»Ein Meisterschuß!« lobte Graf Erlan, als nichts als ein kaum merkliches Zucken der Frau vor dem Tor davon kündete, daß der Pfeil sein fernes Ziel gefunden hatte. »Bist ein guter Mann, Emeran.«

Drei kleine Gestalten stürzten aus der Scheune, spähten umher und scharten sich um die Frau vorm Tor. »Da sind sie alle!« rief Erlan aufgeregt. »Ich erkenne Selissa genau - und dieser Lulatsch mit dem albernen Hut - das muß der Fatzke aus dem Bornland sein! Bei allen Zwölfen, wir haben sie! Wer hätte gedacht, daß es so einfach wäre!« Er sprang auf. »Also los, Leute, schnappt sie euch! Und nicht vergessen:

Ich will sie tot! Stopft ihnen für immer die Mäuler!«
Gefolgt von seinen Soldaten, stürmte Graf Erlan auf den Acker hinaus. Stolpernd rannten sie über das Feld, als sich von der kleinen Gruppe bei der Scheune eine Gestalt löste und ihnen entgegenging: ein hochgewachsener Mann mit einem Säbel in der Faust und einem zerfransten Strohhut auf dem Kopf. Ein lächerliches Bild! »Schön, den Spinner holen wir uns als ersten«, kicherte schnaufend eine Frau an Erlans Seite.

Graf Arvid von Geestwindskoje kannte nur ein Ziel: den Mann mit dem Bogen nicht aus den Augen verlieren. Eben hatte jener wieder seinen Bogen gespannt und zielte.

Arvid trat in eine tiefe Furche und stolperte ein paar Schritte nach vorn. Ein Pfeil schrammte über seine Schulter, ritzte die Haut. Der Graf bemerkte es nicht. »Weißt du überhaupt, was du getan hast?« rief er quer über den Acker dem fernen Schützen zu. »Weißt du, wie gut sie war - und wie schön? Weißt du, daß sie mehr wert war als ihr alle zusammen, ach, und noch Hunderte von eurer Sorte? Ich werde dich erschlagen wie einen Hund!«

Bei der Scheune stand Selissa und schaute Arvid nach, der den Verstand verloren hatte und in wenigen Augenblicken von einer vielfachen Übermacht in Stücke gehauen werden würde. Sollte sie ihm nachlaufen, um an diesem Wahnsinn teilzuhaben? Sie entdeckte Erlan von Wengholm unter den Angreifern. Oh, nein, sie konnte es dem Schurken nicht so leichtmachen. Sie konnte sich nicht in seine Klinge stürzen - das konnte die Göttin nicht von ihr verlangen. Also fliehen - solange noch Zeit dazu war? Fliehen...? Selissa streifte Gerion mit einem verzweifelten Blick, aber der sah sie nicht an. Er kauerte bei der toten Algunde, streichelte ihr Haar und stöhnte laut...

Selissa warf den Kopf zurück und sah zum Himmel auf. »Oh, Rondra, was soll ich nur tun?«

Vor Arvid tauchten ein paar Gestalten auf. Sie verstellten ihm den Blick auf den Bogenschützen. Gleich würden sie bei ihm sein. »Aus dem Weg!« brüllte er laut, aber sie lachten und gehorchten nicht.

Einer sprang vor, ein drahtiger Bursche in einem leuchtendroten gesteppten Rock, ein langes Schwert in den Fäusten. Arvid riß den Säbel hoch, der Mann sein Schwert, und Arvid hieb ihm mit aller Wucht die Stiefelspitze in den Unterleib. Mit einem dumpfen Gurgeln sank der Mann auf den Acker. Arvid zertrat ihm die Kehle.

Der nächste Gegner war heran - eine rotblonde Frau. Etwas unsicher, da sie eben mitangesehen hatte, was ihrem Gefährten widerfahren war, hob sie ihren Säbel. Arvid drehte sich in ihren Schlag, der eine Winzigkeit zu spät kam, hieb mit der linken Faust nach ihrem Säbelarm und stieß ihr gleichzeitig die eigene Klinge tief in den Leib. Er setzte ihr einen Fuß vor den Bauch, riß die Waffe heraus und hielt sie rechtzeitig bereit, um ein Schwertblatt zu parieren, das von irgendwo herangesaust kam. Mit hellem Klirren zersprang Arvids Säbelklinge in mehrere Stücke.

»Aus dem Weg - hört ihr nicht?« brüllte Arvid und stieß die rechte Faust mit dem Säbelkorb mitten hinein in das bärtige Gesicht des Mannes, der eben zu einem zweiten Schwerthieb ausholen wollte. Aufstöhnend riß der Soldat die Hände hoch, um sein zertrümmertes Gesicht zu bedecken, und sank in die Knie. Arvid nahm das Schwert des Mannes vom Boden auf, wog es prüfend in der Hand, warf einen Blick in die Runde, entdeckte den Bogenschützen - der mit weitgeöffnetem Mund zurückwich - und setzte seinen Weg fort. Von rechts kamen zwei Gestalten herangesprungen, ein Mann und eine Frau - der Mann, einen halben Schritt weiter vorn, teuer gekleidet in blauen Samt, mit seidigglänzendem Haar. Er hielt das Schwert zu hoch, schützte, nach Feiglingsart, vor allem das Gesicht. Sein Bauch war ungedeckt. Arvid setzte an zu einem schnellen Stoß. Da sprang der Mann plötzlich zu-

rück, warf sich herum, rannte los. Die Frau und ein weiterer Mann zögerten und taten es dann dem Blaugewandeten gleich. Arvids Blick suchte den Bogenschützen. Auch dieser hatte ihm den Rücken zugewandt und rannte davon. Den langen Bogen hatte er fortgeworfen.

Belustigt hatte Graf Erlan dem brüllenden Irren entgegengeblickt. Wie eine Vogelscheuche sah er aus unter seinem lächerlichen Hut. Rechts und links waren die Wengenholmer an Erlan vorbeigestürmt, begierig, dem Wahnsinnigen den Garaus zu machen. Dann war alles so unerhört schnell gegangen: Der vorderste von Erlans Leuten, der junge Gardist Resmin, war zu Boden gegangen wie vom Blitz gefällt. Die blonde Eidina vom Eichberg, Ritterin am Grafenhof, war zur Seite getaumelt, lag jetzt reglos da, blutüberströmt. Und kaum zwei Schritte vor Graf Erlan wand sich der hünenhafte Katapultist Ernfried schreiend am Boden, die Finger, zwischen denen dunkles Blut hervorquoll, vor das Gesicht gepreßt. Nichts trennte nun den Grafen von dem zornig brüllenden Fremden, der plötzlich ein langes Schwert in den Fäusten hielt. Der Graf von Wengenholm hob die Klinge und ließ den Blick gleichzeitig hastig über die Gestalt und das Gesicht des Mannes gleiten. Mit Entsetzen stellte er fest, daß die blauen Augen des Hünen ihn kaum ansahen, sondern einen Punkt hinter ihm, irgendwo in der Ferne, fixierten. Kalter Zorn stand in diesem Gesicht, kein Hauch von Besorgnis, Vorsicht oder gar Angst. Nicht eine Spur von Interesse an dem neuen Gegner, der dem Fremden nun entgegentrat. Bei allen Zwölfen! schoß es Erlan durch den Kopf. Der Mann sieht mich gar nicht - für ihn bin ich schon tot! Diese Erkenntnis traf ihn wie ein dumpfer Schlag, und als der Mann mit dem lächerlichen Strohhut einen Schritt in Erlans Richtung tat, flog er herum und rannte los. Ihm war, als hätte eine fremde Macht nach ihm gegriffen, seine Schultern gepackt, ihn herumgewirbelt und ihm einen Stoß gegeben. Und er rannte und rannte, mit pochendem Herzen und keuchendem Atem.

Hinter sich hörte er stampfende Schritte, die von dem unheimlichen Fremden, aber ebenso auch von den eigenen Leuten stammen mochten. Graf Erlan schaute nicht zurück.

Der Geck im blauen Samt hatte sich plötzlich umgedreht und war davongerannt, gefolgt von zwei anderen Schergen, nach rechts, irgendwohin. Arvid war es gleich. Fünfzehn oder zwanzig Schritt trennten ihn noch von dem Rücken des Bogenschützen, der wie ein gehetztes Tier in weiten Sprüngen über den Acker setzte, einem schattigen dichten Gebüsch entgegen, das eine Hügelkuppe vor ihm bedeckte. Arvid lief so schnell er konnte, aber der Abstand zu dem Fliehenden wurde nicht kleiner. Er würde das rettende Gesträuch erreichen, bevor Arvid ihn eingeholt hätte.

Da stolperte der Mann. Erst sah es so aus, als könnte er mit einem wilden Satz das Gleichgewicht bewahren, doch dann stürzte er bäuchlings in die Ackerfurchen. Mit einem Jammerschrei rappelte er sich auf, fiel neuerlich nach vorn, kroch auf allen vieren weiter, bis Arvid ihn erreichte und von hinten in die Beine trat. Nun rutschte er bäuchlings über die Erde, leise wimmernd wie ein Kind. Arvid stellte ihm einen Stiefel auf den Rücken und preßte ihn gegen den Boden. Der Mann wurde stumm. »Sie hat niemandem je etwas Böses getan!« keuchte Arvid. »Sie war ein gutes Mädchen...«

Der Mann winselte unverständliche Worte, seine Hände krallten sich in die Schollen. »Sie hat nie viel vom Leben gehabt« - Arvid preßte jedes Wort einzeln heraus -, »nein, vor ein paar Tagen noch hat sie gesagt, jetzt sei ihre beste Zeit... Und du? Du schießt sie einfach tot!« Der Graf von Geestwindskoje ergriff sein Schwert mit beiden Händen, schwang es hoch über den Kopf und erschlug den Bogenschützen Emeran wie einen Hund.





15. Kapitel

Inzwischen war der letzte rötliche Schimmer vom westlichen Himmel gewichen. Sternenklar wölbte sich das Firmament über dem nächtlichen Land, als schwarze Schatten zeichneten sich Bäume und Hausdächer vor dem Horizont ab.

Kurek, der Vogt der Angenburg, wartete noch immer auf ein Hornsignal, das niemals kam. »Das gefällt mir nicht«, murmelte er immer wieder, ohne den Blick von dem Gehöft auf dem Nachbarhügel zu wenden. »Man sollte nachschauen, was dort geschehen ist.« Doch da er aus bitterer Erfahrung wußte, wie wenig der Graf von Wengenhalm es schätzte, wenn seine Befehle nicht völlig wortgetreu ausgeführt wurden, rührte er sich nicht von seinem Platz und wies nur hin und wieder seine Leute an, in ihrer Aufmerksamkeit nur ja nicht nachzulassen.

»Da kommt jemand!« meldete leise die Bogenschützin Freda. »Aber nicht vom Hof, sondern von unten aus dem Tal.«

Der Vogt schaute in die von Freda gewiesene Richtung und sah einen einzelnen Mann, der sich vornübergebeugt mühsam den Hügelhang heraufschleppte. Freda und die zweite Bogenschützin machten ihre Waffen schußbereit, aber Kurek wies sie an, noch zu warten. Ihm war, als ob ihm die Gestalt irgendwie bekannt vorkäme. Es war jedoch die scharfäugige Freda, die den Mann zuerst erkannte. »Bei allen Zwölfen!« murmelte sie. »Das ist der Herr Graf!«

Als der Graf von Wengenhalm die Reiter auf dem Hügel erreichte,

ging sein Atem so heftig, daß er kaum sprechen konnte. In der Hand hielt er ein Schwert mit blutiger Klinge. »Es gab einen Kampf!« keuchte er. »Die Verräter hatten Verbündete, acht oder zehn! Zwei von ihnen habe ich getötet - von unseren hat keiner überlebt!« Er drückte einem Gardisten sein Schwert in die Hand. »Hier, wisch es ab!«

»Alle tot...?« stammelte der Vogt. »Hochwohlgeboren.«

Graf Erlan huschten ein paar undeutliche Bilder durch den Sinn, eine dumpfe Erinnerung an den Augenblick, da er mit zwei schnellen Stichen in den Rücken die beiden Zeugen seiner großen Schande aus der Welt geschafft hatte. »Alle«, sagte er. »Das heißt, wir haben Jörn bei den Pferden zurückgelassen... Er könnte noch leben.« Aber er kann nichts gesehen haben, fügte er für sich im stillen hinzu.

»Was tun wir nun?« fragte Vogt Kurek. »Greifen wir an? Euer Hochwohlgeboren, gebt den Befehl!« Die Wengenholmer Reiter schwangen sich in den Sattel, einer reichte dem Grafen das Schwert.

Graf Erlan hatte Mühe, die Faust um den Schwertgriff zu schließen. Er fühlte nichts als eine überwältigende Mattigkeit in allen Gliedern und im Kopf. Schlafen wollte er, ausruhen in einem Versteck, das niemand fände. Aber die Leute wollten kämpfen, Rache nehmen an den Verrätern, die ihre Freunde erschlagen hatten. Auch war es ein Gebot der Stunde, ohne weiteres Zögern zuzuschlagen, jeder vergeudete Augenblick konnte den Feinden nur Vorteile bringen. Man mußte wohl den Befehl zum Angriff geben. Und doch... dort drüben zwischen den dunklen Häusern, da wartete der blonde Riese, aus dessen blauen Augen Boron blickte, der niemals Vergebende. Eine Gänsehaut kroch Graf Erlan über den Rücken. ›Zum Angriff, Wengenholmer!‹ So hätte er rufen sollen, aber es gelang ihm nicht, die zusammengepreßten Kinnbacken voneinander zu lösen.

Da sprang auf Hensels Hof über dem höchsten Dach urplötzlich eine grelle, wabernde Lohe auf. Ein Laut wie ein ferner Donnerschlag wehte heran.

»Es brennt!« - »Der Hof brennt!« - »Die Verräter haben ihn angezündet!« riefen Graf Erlans Reiter wild durcheinander. Ihre Aufregung übertrug sich auf die Pferde, die zu tänzeln und zu wiehern begannen. Die Schar war kaum noch aufzuhalten.

»Zum Angriff!« sagte Erlan mit matter Stimme. Die Reiter stoben davon. Nur die Bogenschützin Freda war zurückgeblieben. Sie sprang aus dem Sattel und hielt dem Graf die Zügel hin. »Wenn Hochwohlgeboren mein Roß nehmen möchten? Ich komme auch zu Fuß recht schnell voran!«

Mühselig stemmte sich Erlan in den Sattel und trieb das Pferd dem fernen Flammenschein entgegen.

Als sie den Hof erreichten, sprengten die Reiter mitten hinein in ein Chaos aus prasselnden Flammen, beißenden Rauchschwaden, brüllendem Vieh und aufgeregten durcheinanderlaufenden Menschen. Die Bauersleute, die Knechte und Mägde trieben das schreiende Vieh aus den Ställen, schöpften Wasser oder rannten mit schwappenden Eimern vom Brunnen zu der lichterloh brennenden Scheune. Auf tänzelnden, bockenden Pferden mühten sich die Wengenholmer durch das Gewirr und taten so das Ihrige, um das hektische Durcheinander noch zu vergrößern.

Es war fast unmöglich, einen der hin- und hereilenden Menschen aufzuhalten, um ihn nach dem Verbleib der Fremden zu befragen, und die hastig hingeworfenen Antworten waren immer die gleichen: Nein, man wisse nicht, wo die Gaukler geblieben seien. Ihr Karren stehe immer noch in der Scheune und sei schon halb verbrannt. Alle hatten gehört, daß es einen Kampf gegeben hatte, auf dem Acker gleich hinter der Scheune, aber niemand hatte etwas gesehen.

Während Graf Erlan sein Roß unschlüssig hin und her durch den allgemeinen Trubel lenkte, hieß der Vogt die Leute absitzen und nach Fährten suchen, aber die Wengenholmer stellten nur fest, daß die

überall umherstreunenden Hoftiere längst alle Spuren zertreten hatten. Bei der brennenden Scheune stieß der Vogt auf den Katapultschützen Ernfried, der sich, vor Schmerzen stöhnend, einen blutgetränkten Lappen gegen das Gesicht preßte und ebenfalls nicht gesehen hatte, wohin die Verräter geflüchtet waren. Vogt Kurek rannte zum Grafen, der mit seinem Pferd irgendwie in den Kräutergarten vor dem Wohnhaus geraten war und von dort, die Hände auf den Sattelknauf gestützt, gedankenverloren dem Fraß der Flammen zusah.

»Euer Hochwohlgeboren!« rief der Vogt, aber Graf Erlan wandte den Blick nicht von dem Feuer. »Euer Hochwohlgeboren, man muß...« Der Graf schien ihn nicht zu hören. Vogt Kurek zuckte die Achseln und wandte sich ab. »Was steht ihr hier rum?« herrschte er seine Leute an, die sich im Halbkreis vor der Hecke des Kräutergartens versammelt hatten. »Bindet die Pferde unten bei der Einfahrt an und dann helft den Leuten beim Löschen!«

»Gerion, wie ist es mit dir? Hältst du noch durch?«

Es dauerte eine Weile, bis Gerion die Frage verstanden und eine Antwort gefunden hatte. Ein betäubendes Rauschen in seinem Kopf übertönte fast alle anderen Laute und machte ihm das Denken schwer. Die nächtliche Landschaft vor seinen Augen war durchsetzt mit beunruhigenden roten Flecken. »Mir geht es gut«, sagte er schließlich. »Selissa, wir halten besser an«, hörte er Arvid sagen, »sonst kippt uns Gerion vom Pferd.« Von der Seite tauchte die Gestalt des Bornländers auf. Er nahm Gerion die Zügel aus der Hand und brachte dessen Pferd und sein eigenes zum Stehen. Der Zauberer fühlte sich um den Leib gefaßt und von kräftiger Hand aus dem Sattel gezogen. Dieselben starken Arme bettetten ihn behutsam auf kaltem feuchten Grasboden. Gerion verschränkte die Arme hinter dem Kopf, streckte sich aus und schaute zu den funkelnden Sternen hinauf. Die häßlichen roten Flecken waren verschwunden.

Gurvan stieß ihm ein paarmal die Schnauze in die Achselhöhle. Als aber der Zauberer ihm nicht wie erhofft den Kopf kraulte, streckte er sich neben ihm im Gras aus und legte ihm vorsichtig eine Pfote auf den Arm.

»Hier ist ein ebenso guter Platz wie irgendein anderer«, sagte Selissa, »um auf den Morgen zu warten. Wenn sie uns bis jetzt nicht eingeholt haben, kann das nur heißen, daß sie unsere Spur verloren haben. Mein Pferd hat die ganze Zeit eine doppelte Last getragen. Es kam wahrhaftig nicht allzuschnell voran. Halte Algunde gut fest, wenn du sie hinunterhebst. Sie ist nicht ohnmächtig, aber auch nicht wirklich wach.«

Selissa löste den Griff um Algundes Taille und half Arvid dabei, die Magd langsam vom Pferd zu ziehen. Während Arvid Algunde aufrecht hielt, rollte Selissa eine Decke auf dem Boden aus. Gemeinsam legten sie die Magd nieder und schlugen sie in die dicke Decke ein. Arvid streichelte ihr behutsam die Wange. »Ich sehe, daß sie lebt«, sagte er, »und ich fühle es, aber - bei allen Zwölfen - ich kann es nicht glauben.« Er schaute zu Gerion hinüber, der ein paar Schritt entfernt noch immer reglos auf dem Rücken lag und zu den Sternen hinaufblickte. »Was er getan hat«, raunte er Selissa zu, »das vermögen nur die ganz Großen. Wer ist dieser Mann?«

Während der Nacht kam Arvid nicht dazu, Gerion diese Frage zu stellen, denn als er sich ihm später zuwandte, war der Zauberer fest eingeschlafen, und er wachte auch nicht auf, als Arvid und Selissa ihn zu einem kleinen Feuer trugen, das sie rasch aufgeschichtet und entzündet hatten, um Algunde, Gerion und den kleinen Erborn vor dem Erfrieren zu bewahren.

Auch am Morgen ergab sich keine Gelegenheit zum Fragen, denn es waren andere Dinge zu tun. »Wir müssen einen Platz für sie suchen«, sagte Gerion mit einem Blick auf Algunde. »Dem gierigen Golgari

konnte ich sie stehlen, aber sie ist nicht wirklich geheilt. Sie braucht ein Bett, in dem sie ruhen kann, gutes Essen und Pflege. Und all das muß hier in der Nähe zu finden sein, denn ein zweiten Ritt wie diesen würde sie nicht überstehen. Und ein zweites Mal« - er verzog schmerzvoll das Gesicht - »läßt sich Borons Diener niemals überlisten.«

»Und auch du, Gerion, brauchst Ruhe«, stellte Arvid fest. »Dein Gesicht ist weiß wie ein Laken, und sieh dir deine Hände an!«

Gerion faßte mit der Rechten nach der zitternden Linken und preßte beide Hände in den Schoß. »Das ist nichts«, versicherte er mit einem schiefen Lächeln, »ich komme zurecht.« Um das Thema zu wechseln, wies er mit dem Kopf zu den Pferden, die in ein paar Dutzend Schritten Entfernung mit gefesselten Vorderbeinen beisammenstanden und gemächlich gelbes Herbstgras rupften. »Fünf Pferde, und alle tragen so prächtige blaue Satteldecken. Mir scheint, wir sind reich. Auf welchem bin ich eigentlich geritten, und wie habt ihr sie alle hierherbekommen? Ich muß bekennen, meine Erinnerung an die vergangene Nacht ist lückenhaft.«

»Weißt du überhaupt, wem sie gehören?« fragte Arvid grinsend.

»Diesem Aasfresser von einem Bauern, oder?«

»Nein, dem Wengholm persönlich! Selissa hat sie gefunden, als sie dem flüchtenden Schurken nachsetzte. Sie konnte ihn zwar nicht einholen, aber immerhin ist sie auf die Rösser gestoßen - sie standen in dem Gestrüpp auf dem Hügel, mutterseelenallein. Du bist übrigens auf dem schicken Fuchs da geritten, zwei habe ich am Zügel mitgeschleift, und überdies hatte ich den kleinen Quengelbengel auf dem Rücken. Da war es gar nicht leicht, die Übersicht zu behalten, das kann ich dir versichern.«

»Habt ihr meinen Packen noch?« fragte Gerion unvermittelt.

Arvid wies auf ein zusammengerolltes, etwa eineinhalb Schritt langes Bündel, das in der Nähe der Pferde im Gras lag. »Da ist es. Sei ohne Sorge. Was ist eigentlich drinnen in der geheimnisvollen Rolle?«

»Ich werde es dir bei Gelegenheit zeigen«, antwortete Gerion.

»Jetzt...«

»Jetzt werden Arvid und ich losreiten«, sagte Selissa dazwischen, »und ein paar gute Leute suchen, bei denen Algunde bleiben kann.«

Ohne ein weiteres Wort zu verlieren, sprang Arvid auf. Als die beiden wenig später losritten, führten sie ein weiteres Pferd am Zügel, mit Sattel, aber ohne die leuchtendblaue Decke.

Gerion schob einige glühende Holzscheite vorsichtig näher an Algunde heran. Dann legte er sich den leise weinenden Erborn auf den Schoß, suchte in dem schmal gewordenen Proviantbeutel die letzten harten Brotbocken, zerkaute sie und stopfte dem Kleinen den weichen Brei in den Mund. Erborn schmatzte und schluckte, aber sobald die Nahrung ausblieb, begann er wieder zu weinen.

»Sing ihm das Lied von den kleinen Pferdchen«, bat Algunde leise und ohne den Kopf in Gerions Richtung zu drehen, »das hört er gern.«

Gerion rückte mitsamt seiner kleinen Last näher an Algunde heran.

»Oh, du bist wach«, sagte er, und nach einer Pause: »Das Lied soll ich nicht wirklich singen, hm?«

»Warum nicht? Ich werde es immer wieder singen, und jedesmal, wenn ich es tue, werde ich mich darüber freuen, daß ich es singen kann.« Sie schloß die Augen und lag eine Weile stumm, während Gerion das Schlafliedchen summete, bis Klein-Erborns Köpfchen zur Seite sank und er tief und regelmäßig zu atmen begann. Der Zauberer legte das Kind vorsichtig ins Gras. »Er hat es vorgezogen, sich in den Schlaf zu flüchten, um meinem Gebrumm zu entgehen«, stellte er fest. »Nun weiß ich endlich, was es mit den Schlafliedern auf sich hat.«

Algunde lächelte matt. »Lieber Gerion«, murmelte sie, dann war auch sie eingeschlafen.

Wolken zogen auf, ein gleichmäßiger Regen setzte ein. Gerion spannte mit Hilfe von zwei Haselstecken eine Pferddecke über den Schlafen-

den auf, legte Holz ins Feuer und dachte über den vergangenen Abend nach. Er erinnerte sich an das erbärmliche Würgen, das ihm die Kehle zusammengepreßt hatte, in dem Augenblick, als er begriff, daß Algunde wirklich und wahrhaftig tot war. Er dachte an den heißen Blitzstrahl, der ihm durch Mark und Bein gefahren war, als er tief in seinem Innern eine Stimme vernahm, die ihm sagte, daß er, Gerion, und nur er allein, Algunde zurückholen könne und zurückholen müsse. Mit einem Schlag hatte alles hell und klar vor seinen Augen gestanden: Thesis und Gestus, aber auch die Einstimmung und die Selbstaufgabe. Wann immer Gerion in seinem Leben sich die Thesis für den größten aller Heilzauber, für jene Magie ins Gedächtnis gerufen hatte, die die Götter selbst herausforderte, war der große Elcarna von Hohenstein, Freund alter Tage, vor seinem inneren Auge erschienen. Elcarna hatte Gerion nicht nur die Thesis der magischen Heilung gelehrt, er hatte ihn auch vor dem Tag gewarnt, da Gerion eine Heilung in letzter Konsequenz versuchen würde, eine Heilung, die keine Heilung war, sondern ein Kampfruf, ein kecker Schlag auf den Schild des Totengottes. »Einmal im Leben wirst du diesen Zauber sprechen«, hatte Elcarna gesagt, »nur einmal, mein Freund. Denn ganz gleich, ob er dir gelingt oder ob du scheiterst, du wirst die Erinnerung an dieses Erlebnis stets in dir tragen, und die Erinnerung wird so schrecklich sein, daß sie dir die Thesis für immer aus dem Gedächtnis schlägt. Das heißt, die Thesis wird noch in dir sein, aber wann immer du auch nur nach ihr zu tasten versuchst, wird dir das Entsetzen in die Seele fahren und die Thesis verdecken. Es ist nicht unsere Sache, unser Wollen und Handeln gegen das der Götter zu stellen, und darum bewegen wir uns mit unserer Magie auf einem Feld, das die Götter, namentlich die allweise Hesinde, für uns bereitet haben. Nur Wahnsinnige oder Todesmutige verlassen dieses Feld... Wenn du den großen Heilzauber wirkst, dann wirst du zu spüren bekommen, gegen wen du in die Schranken getreten bist. Du wirst

Ihn nicht sehen, natürlich nicht, aber Er wird dich bemerken, und einen Lidschlag lang wird Er einen winzigen Bruchteil Seiner Aufmerksamkeit - sozusagen die Spur eines Hauches Seines Unwillens - auf dich lenken. Einige der Großen unserer Zunft haben in diesem Augenblick den Verstand verloren, anderen ist das Herz stehengeblieben. Weder Bücherwissen noch Erfahrung mit unserer Wissenschaft helfen dir bei diesem Zauber - nur zwei Dinge zählen: dein fester Wille und deine Lauterkeit! Wenn du auch nur einen Anflug von Angst, Zweifel oder Verzagtheit in dir spürst, laß ab von deinem Versuch, ehe es zu spät ist! Und niemals darfst du das eine vergessen: Auch wenn dir dieser Zauber gelingt, so mag es dem mächtigen und gerechten Boron gefallen, dich zu sich zu nehmen - im Austausch gegen das Opfer, das du ihm entrissen hast!«

Gerade die schreckliche Drohung, die in Elcarnas letzter Ermahnung steckte, hatte Gerion geholfen, die Furcht vor dem Schritt in den Abgrund zu überwinden. »So werden wir tauschen, wenn es Borons Wille ist«, hatte er zu sich gesagt, »und fürwahr, es ist ein guter Tausch: die wenigen Jahre, die mir noch bleiben, gegen Algundes ganzes Leben. Wann immer ich sie ansah, hatte ich das Gefühl, das Leben selbst in ihren roten Wangen, in ihrem Lachen und Weinen zu erblicken. Wie schlecht, erbärmlich schlecht paßt der Tod zu ihr und wieviel besser zu einem alten Zauberer, der mit seinen Tagen schon lange nichts Rechtes mehr anzufangen weiß. Ja, ich will, daß Algunde lebt, ich will es um jeden Preis, ich will...!«

Und dann war Gerion in tiefe Dunkelheit gestürzt. Trudelnd, kreiselnd durch undurchdringliche Schwärze, ohne daß ein Wind an Kleidern und Haaren zerrte. Immer tiefer hinab. Ja, daß es ein Oben und ein Unten gab, das hatte er in jedem Augenblick seines Sturzes gespürt, und auch, daß oben alles war - Glück und Schmerz, Hoffen und Bangen, Lust und Leid - und unten gar nichts, nicht das Nirgendmeer, nicht Boron

und nicht Alveran. Sein Sturz würde an all dem vorüberführen, weil er endlos war. Nichts würde von dem Stürzenden übrigbleiben als der ewige und für immer vergebliche Wunsch, daß es enden möge, ewiges Grauen...

Dann war etwas ganz und gar Merkwürdiges geschehen: Eine Wesenheit hatte sich flüchtig zu Gerion umgeschaut. Die Wesenheit hatte keine Gestalt, sie mochte ebensogut die Form eines riesigen Kraken wie die eines Baumes oder einer Wolke gehabt haben - Gerion hatte keine Körperform feststellen können. Er hatte nur eine Geste gesehen, eine freie, an nichts gebundene Bewegung. Diese Geste aber war ihm so gut vertraut, daß er sie sofort erkannt hatte. Das Erkennen war mit atemberaubender Heftigkeit geschehen, und es hatte die heiß aufflammende Hoffnung mit sich gebracht, daß womöglich doch noch nicht alles verloren war. Gerion kannte die Geste aus den Akademiestudienstuben seiner Jugendzeit: So mancher Gelehrte hatte auf eben diese Weise unwillig über die Schulter zurückgeblickt, wenn er, von einer Lektüre aufschauend, eine unwillkommene Störung tadeln wollte. Das nächste, woran Gerion sich erinnern konnte, waren Selissas tateschelnde Hand auf seiner Wange und ihr aufgeregtes Rufen: »Gerion, Gerion, komm zu dir! Oh, was hast du getan? Was hast du getan?« Und er hatte geantwortet: »Wer hätte gedacht, daß Borons Zorn zugleich Seine Gnade ist...« Aber Selissa war schon aufgesprungen und davongestürmt.

Als Arvid und Selissa von ihrem Ritt zurückkehrten, lag auch Gerion unter einer Decke dicht am niedergebrannten Feuer und war eingeschlafen. Sie weckten ihn und Algunde vorsichtig auf und halfen ihnen, auf die Pferde zu steigen. Anschließend wurde Erborn wieder auf Arvids Rücken und die Ausrüstung auf dem verbliebenen freien Pferd verstaut. Nach einem kurzen Ritt durch den herbstlich lichten Wald stießen sie

auf einen schmalen Pfad, der nach Nordwesten führte.

Gerion lenkte seinen Fuchs neben Selissas Braunen. »Mag ja sein, daß diese Köhlersleute aus Jergenquell stammen - aber was macht dich so sicher, daß Algunde bei ihnen in guten Händen ist? Auch in Jergenquell gibt es ängstliche oder goldgierige Menschen...«

Selissa sah ihn ernst an. »Das ist mir klar, aber Traviane Krafindel und ihre Leute sind aus anderem Holz geschnitzt. Sie ist keine Köhlerin von Geburt. Sie hat bei meinem Vater als Jägerin gedient und ist auch als Jägerin auf die Angenburg gekommen, als Erlans Vater, Graf Hakan, sie gerufen hat. Traviane muß eine gute Jägerin gewesen sein, denn nach ein paar Jahren hat Hakan sie zu seiner Leibjägerin ernannt, aber einmal hat sie ihm den Speiß abgewehrt, als der Graf einen weißen Wolf niederstechen wollte. Travianes Vorfahren stammen aus dem Nivesenland - mag sein, daß sie den Wolf für ein heiliges Tier hielt. Graf Hakan hat sie verstoßen, und er hat ihr die rechte Hand abschlagen lassen, jene Hand, mit der sie seinen Speiß abgelenkt hatte... Du kannst also ohne Sorge sein: Niemals würde die Köhlerin irgendein Wesen an einen Wengholm verraten. Ich möchte es fast für ein Geschenk der Götter halten, daß wir auf der Suche nach einem Unterschlupf für Algunde ausgerechnet auf Travianes Hütte stießen.«

Gerion nickte bedächtig mit dem Kopf und ließ sein Pferd wieder an das Ende des kleinen Zuges zurückfallen.

Bald darauf endete der schmale Waldpfad auf einer kreisrunden Lichtung. Einige Meiler und eine niedrige, mit Grassoden gedeckte Blockhütte standen in dem Kreis. Hellblauer Rauch stieg in einer sich gemächlich drehenden Fahne senkrecht in den Himmel. Noch bevor die Reiter die Hütte erreicht hatten, schlüpfen die Köhlerin, ihr Mann und drei kleine blonde Kinder heraus. Während die Kinder sich angesichts der vielen Fremden angstvoll hinter dem Rock der Mutter zusammendrängten, grüßten die Eltern die Reiter mit bescheidenen Verbeu-

gungen und bedrängten sie, ins Haus und an das warme Feuer zu kommen.

In einer Ecke der Hütte war eine saubere Bettstatt bereitet - offensichtlich das Bett der Eheleute, die für sich ein Strohlager auf dem Boden eingerichtet hatten. Ansonsten war noch ein kleines Kastenbett für die drei Kinder vorhanden, eine Truhe, ein paar Hocker und Stühle und eine große, aus groben Steinen gemauerte Feuerstelle, über der an einem Haken ein Eisentopf hing, aus dem der würzige Duft einer mit viel Speck angereicherten Graupensuppe aufstieg und den ganzen dunklen Raum erfüllte.

Nachdem man Algunde, die sofort seufzend in einen tiefen Schlaf fiel, auf das weiche Lager gebettet hatte, wandte man sich, ohne viele Worte zu verlieren, der heißen Suppe zu - unter den stolzerfüllten Augen des Köhlers, der das Essen bereitet hatte und sich nun darüber freute, wie gut es den hohen Gästen schmeckte.

Nach dem Mahl wurden die Besucher bedrängt, von der weiten Welt zu erzählen. Besonders die Kinder lauschten gebannt und quietschen bisweilen vor Aufregung, wenn Arvid berichtete, daß er schon einmal einem Waldschrat Auge in Auge gegenübergestanden hatte, oder wenn Gerion mit zusammengepreßten Lippen allerlei militärische Hornsignale aus Tobrien nachahmte.

Am Nachmittag ging Arvid der Köhlerin bei den Meilern zur Hand - die Abdeckung aus Reisig und Erde mußte abgetragen, die Kohle nach dem Abkühlen in grobe Säcke gefüllt werden - und beobachtete mit wachsender Bewunderung, wie geschickt die Frau den rechten, mit einer eisenbeschlagenen Lederkappe geschützten Armstumpf einzusetzen verstand.

Vor dem Abendessen versuchten die Gäste vergeblich, den Köhlerleuten eine Gabe für das Essen und für die an Algunde zu leistende Pflege aufzudrängen. Arvid hatte den Leuten eines der Wengen-

holmer Pferde zgedacht, aber sie wollten es nicht annehmen - nicht deshalb, weil es gestohlen war, sondern weil sie keine Verwendung für das Tier hatten und es wohl kaum in Wengholm verkaufen konnten. Und schlachten mochte die Köhlerin das Pferd auch nicht, weil »es noch jung und kräftig ist und sich an den Göttern versündigt, wer so etwas tut«. Von den wenigen Silberstücken, die Arvid geblieben waren, weigerten sich die Köhler, auch nur eines anzunehmen, weil »Gastfreundschaft nichts ist, das ein Jergenqueller verkaufen tut, nicht wahr, Frau Baronin?«, worauf Selissa mit feuchten Augen nickte. Nach dem Mahl hätten die Köhler wohl gern noch eine Menge Geschichten von fremden Ländern und Menschen gehört, aber ihren Gästen wurde bald das Sprechen schwer, auch fielen ihnen immer wieder die Augen zu. So schüttete man noch etwas Stroh vor dem Feuer auf, und während von Selissa und ihren Gefährten bald nur noch tiefe regelmäßige Atemzüge zu hören waren, tuschelten die Köhlerkinder bis tief in die Nacht hinein.

Nach dem Frühstück am nächsten Morgen verabschiedeten sich Selissa, Gerion und Arvid von Algunde, deren Gesicht über Nacht wieder etwas Farbe gewonnen hatte und die nun kaum dazu zu überreden war, in ihrem Bett liegenezubleiben. »Aber... aber ihr braucht doch jemanden, der für euch das Feuer hütet und für euch kocht...«, drängte sie. »Es wird nun nicht mehr viel gekocht werden«, erwiderte Selissa, schroffer als beabsichtigt.

Algunde wandte sich an Gerion: »Ich darf mitkommen. Du hast es mir versprochen.«

Während der Zauberer nach Worten suchte, beugte sich Arvid über Algunde und drückte ihr einen Kuß auf die Stirn. »Hör auf, ihn zu bedrängen!« murmelte er. »Er hat alle seine Kraft hergegeben, und ich glaube sogar, er hat sein Leben aufs Spiel gesetzt, um dich zu retten... Wenn du mit uns reitest, kann alles umsonst gewesen sein. Du wirst

jetzt brav bei diesen lieben Leuten bleiben und wieder gesund werden - das ist das Beste, das du für uns tun kannst.«

Erborn, der still an Algundes Seite gelegen hatte, wachte auf und begann sofort aus vollem Hals hungrig und zornig zu brüllen, so daß niemand im Raum hörte, was Algunde entgegnete, aber alle sahen die dicken Tränen, die ihr über die Wangen rollten.

»Wir kommen wieder«, versprach Arvid mit lauter, fester Stimme. »In zehn Tagen stehen wir wieder vor deinem Bett - wir alle, wenn die Zwölfe gerechte Götter sind.«

Jeder umarmte Algunde noch ein letztes Mal, dann gingen sie hinaus, wo die Köhlersleute wartend bei den Pferden standen. Die Gefährten drückten ihnen die Hand und nahmen stumm ihre guten Wünsche entgegen, dann saßen sie auf und sprengten davon. Die Köhlerkinder rannten, umtanzt von dem bellenden Gurvan, noch ein paar Schritte neben den Pferden her, fielen aber schnell zurück, als die Reiter einen scharfen Galopp anschlugen.

Am Abend suchten sie recht zeitig und sehr sorgfältig einen Lagerplatz aus. Gerion hatte mit knappen Worten darauf hingewiesen, daß er »unbedingt neue Kräfte sammeln« müsse und daß er dabei auf tiefen ungestörten Schlaf angewiesen sei. Selissa hatte keine Einwände erhoben. Am nächsten Tag würde man sowieso die Baronie Jergenquell erreichen, auf eine oder zwei Stunden käme es dabei nicht an. Die drei waren auf Gerions Drängen übereingekommen, zunächst nicht weiter nach Wengenhalm vorzudringen, wo Graf Erlan, umgeben von seinen Schergen, wie ein Tatzelwurm in seiner Höhle auf sie wartete, sondern für eine Weile in Jergenquell unterzuschlüpfen. In der Baronie kannte Selissa sich aus, sie wußte viele Verstecke, und außerdem könnte man vorsichtig nach ihrem Bruder Ulfing suchen, der sich nach den Vermutungen der Köhler immer noch im Jergenquellschen verborgen hielt.

Als sie ernst und still beim Feuer saßen, sprach Arvid aus, was alle dachten: »Algunde fehlt, hm? Sie ist ein Mensch, an den man sich schnell gewöhnt. Mir ist, als würde sie schon seit vielen Jahren zu meinem Leben gehören, und nun erwarte ich dauernd, daß sie mit einem Bündel Reisig auf dem Arm in unseren Kreis tritt und losplappert...« Er warf ein wehmütiges Lächeln in die Runde. »Ihr könnt sie jedenfalls nicht ersetzen. Irgendwie fehlt euch das Drollige, nein, wie soll ich sagen, diese besondere Art der Lebendigkeit... Hmhm ja, die habt ihr nicht.«

»Mir ist nicht nach Scherzen zumute«, erwiderte Selissa trocken, »und mit ein paar Witzchen können wir Algunde nicht ersetzen.« Arvid war damit beschäftigt gewesen, die Klinge des langen Schwertes, das er von den Wengenhölmern erbeutet hatte, zu reinigen und zu fetten. Jetzt hob er abwehrend die Hand. »Ist ja schon gut. Ich habe nur versucht, die Stimmung ein wenig aufzulockern. Düstere Tage werden wir demnächst zur Genüge erleben, denke ich.«

Selissa lächelte versöhnlich. »Morgen werde ich euch an einen wahrhaft düsteren Ort führen: zu einem Geisterdorf. In meiner Kindheit haben die Jergenqueller den Flecken jedenfalls stets so genannt, obwohl mir nicht bekannt ist, daß dort jemals ein Gespenst gesichtet wurde.«

»Was hat es mit diesem Dorf auf sich?« warf Gerion ein.

»Es ist verlassen, schon seit hundert Jahren oder länger. Damals wurden viele Leute krank in Borrestock so heißt das Nest auf den alten Karten. Bald glaubten die Bewohner, der Flecken sei mit einem Fluch belegt, und zogen nach und nach alle fort. Schließlich war nur noch der Müller dort, der erst wenige Jahre zuvor eine neue prächtige Windmühle hatte erbauen lassen. Ohne Korn zum Mahlen geht es einem Müller natürlich schlecht, und so hat er die Mühle, seinen ganzen Stolz, eines Nachts angezündet. Manche erzählen, er habe sich mit-samt seiner Familie in der Mühle verbrannt, aber das weiß man nicht

so genau. Jedenfalls hat man ihn und die Seinen niemals mehr gesehen. Die Mühle sieht heute aus wie ein riesiger hohler Baumstamm, ganz schwarz. Wenn der Wind über sie hinwegweht, dann fängt er sich in der Röhre und macht ein Geräusch, so klagend und dumpf, daß auch der Mutigste eine Gänsehaut bekommt. Als Kind bin ich mit meinem jüngeren Bruder ein paarmal in Borrewald gewesen, und einmal haben wir - als Mutprobe - sogar eine Nacht dort verbracht. Borrestock steht heute mitten in einem dichten Wald; die alten Äcker und Wiesen sind längst zugewachsen. Niemand geht dorthin, die meisten Jergenqueller kennen es nicht einmal oder halten es für den erfundenen Hintergrund von allerlei Spukgeschichten. Ich bin seit mindestens sechs Jahren nicht mehr dort gewesen, aber ich glaube nicht, daß der Platz sich sehr verändert hat. Wir werden dort eine Zeitlang in Sicherheit sein.«

»Eine Windmühle mitten in einer Waldrodung«, stellte Gerion nüchtern fest. »Warum haben sie keine Wassermühle gebaut?«

Selissa zuckte die Schultern. »Was weiß ich - vielleicht kam der Müller aus der Fremde, vielleicht gibt es dort keinen Bach, der genügend Wasser führt... Meine Geschichte scheint dich ja nicht sonderlich beeindruckt zu haben.«

»Oh, doch, aber ich habe mich schon immer sehr für Windmühlen interessiert - meine Familie besitzt selbst eine...«

»Eine Windmühle...?« Arvid sah Gerion aus großen Augen an. »Wenn das ein Scherz sein soll, dann verstehe ich ihn nicht... Aber ich wollte dich ohnehin längst bitten, uns etwas von dir zu erzählen. Vielleicht fängst du bei der Windmühle an?«

Gerion rieb sich verlegen die Nase. »Ich habe seit Ewigkeiten niemandem von mir erzählt - es ist kein Thema, das mir gefällt... und euch wahrscheinlich auch nicht.«

»Das laß nur unsere Sorge sein«, erwiderte Selissa. »Findest du nicht,

wir haben ein Recht darauf, zu erfahren, wer du bist?«

»Wer ich bin...«, wiederholte Gerion leise. »Das wüßte ich selbst gar zu gern... Aber gut, ich will es versuchen. Beginnen wir meinetwegen mit der Windmühle: Die Mühle meines Vaters stand in einem Dorf an der tobrischen Küste, nicht fern von Ilsur. Ich hatte fünf Geschwister. Thalia, die älteste von uns, sollte einst die Mühle übernehmen. Was aus mir, dem Zweitältesten, werden sollte, wußte niemand so recht, zumal ich bei meinen Leuten als ein merkwürdiger Geselle galt. Ich erschuf nämlich manchmal - wann genau, konnte weder ich noch sonst jemand vorausahnen - Bilder von Dingen, die ich mir sehr wünschte. Das heißt, nicht nur von Dingen, auch von Personen. Das erste Bild habe ich wohl als Fünfjähriger erschaffen, als meine stockbetrunkene Mutter wieder einmal meinen Vater verprügelte. Plötzlich stand mein Elternpaar ein zweites Mal im Zimmer, und dieses zweite Paar stritt und prügelte sich nicht, sondern es hielt sich still lächelnd in den Armen.« Gerion schaute seine Gefährten an. Diese erwiderten erwartungsvoll seinen Blick. Offenbar mochte niemand eine Frage stellen. Er fuhr fort: »Wie man sich denken kann, hörten meine Eltern sofort auf zu streiten. Sie waren fassungslos. Dieses Bild gelang mir übrigens nie wieder, aber später schuf ich andere: Ich ließ an einem Regentag die Sonne zum Fenster hereinscheinen, stellte einen Korb mit Zuckerstangen auf den Tisch und ähnliche Dinge. Meine Familie wußte meine Kunst nie zu schätzen, sie war ihr unheimlich, aber immerhin nahm mich mein Vater eines Tages mit nach Mendena, wo es in jenen Tagen eine kleine Akademie gab, um mich dort vorzustellen. Obwohl es mir an jenem Tag nicht gelang, auch nur die kleinste Mohrrübe oder Stubenfliege erscheinen zu lassen, glaubte mir der graubärtige Mann, vor dessen Tisch mein Vater und ich saßen, daß ich zu solchen ›Zaubereien‹ fähig sei. Ich war dem Alten von Herzen dankbar. Er hieß Rakaton der Ältere und nahm mich als seinen

persönlichen Schüler an. Rakaton war ein freundlicher Mann, aber überaus zerstreut und von einer großen Unruhe erfüllt. Es hielt ihn nur selten lange in Mendena. Wir waren dauernd unterwegs, häufig in Ysilia - vor dem Überfall der Oger eine wunderschöne Stadt -, zogen kreuz und quer durch Tobrien, aber auch nach Nordmarken, Darpatien und einmal sogar ins Bornland. Um nicht das Opfer seiner eigenen Zerstreutheit zu werden, mußte mich Rakaton sehr früh sehr tief in viele seiner Kenntnisse der Zauberkunst einweihen. Er war nämlich stets darauf angewiesen, daß ich die Bücher und Paraphernalia, die er benötigte, beschaffte beziehungsweise beisammenhielt. Rakaton nahm nie viel Rücksicht darauf, ob er mich mit seinen Wünschen und Anweisungen überforderte. So wurde ich, ohne es zu wollen, zu einem sehr guten Schüler. Etliche Jahre später, als Rakaton endlich seinem Alter Tribut zollen mußte und nicht mehr reisen konnte, kehrten wir an die Akademie in Mendena zurück. Rakaton lehrte noch einige Jahre, dann starb er. Ich nahm seinen Platz im Kollegium ein. Im selben Sommer lernte ich eine wunderschöne Frau kennen. Sie hieß Winja und stammte aus dem Bornland. Wie ihr das widerfahren konnte, weiß ich nicht, aber sie verliebte sich in mich, ebenso heftig, wie ich sie liebte. Nein, das stimmt wohl nicht, heftiger... Sie liebte mich mehr...« Gerions Stimme war bei den letzten Sätzen rauh geworden. Er räusperte sich, dann sagte er hastig: »Sie starb, und ich ging aus Mendena fort.« Er hielt wiederum inne und starrte schweigend in die Flammen. Endlich hob er den Kopf. »Also gut, ich habe eben einiges weggelassen, aber nun will ich es so erzählen, wie es gewesen ist: Ich arbeitete sehr fleißig an der kleinen Akademie. Die Forschungen gingen mir gut von der Hand. Ich hatte Glück bei allem, was ich begann, und ich war dennoch beliebt bei meinen Kollegen, den alten und den jungen. Als die Direktorin starb, wählte das Kollegium mich zur Spektabilität. Ich fühlte mich sehr geehrt und vertiefte mich noch mehr in meine Arbeit:

Ich wollte das kleine Haus in Mendena zu einem berühmten Institut machen, und vieles deutete darauf hin, daß ich dieses Ziel in wenigen Jahren erreichen könnte. Zwischendurch schenkten die Götter mir zwei Kinder, Zwillinge, zwei Mädchen. Da hatte ich eine schöne, kluge Frau und zwei schöne, kluge Kinder, aber ich verbrachte nicht allzu viel Zeit mit ihnen. Häufig schliefen alle drei schon, wenn ich spät in der Nacht von einem Disput mit einem Gastdozenten nach Hause kam. Nun verhielt es sich nicht so, daß ich meine Familie nicht zu schätzen gewußt hätte - ganz im Gegenteil, ich betrachtete sie geradezu als meinen Schatz, und ich behandelte sie so, wie ein reicher Mann seinen Schatz vermutlich behandelt: Ich freute mich an ihm und ich bewahrte ihn für später auf. Ja, das tat ich. Wenn ich zum Beispiel meine Familie schlafend vorfand, dann ging ich mit einer Kerze von Bett zu Bett, betrachtete die Schlafenden verzückt und sagte mir, daß da drei sehr kostbare Menschen auf mich warteten und daß ich mich ihnen eines kommenden Tages von ganzem Herzen widmen und daß dann die schönste Zeit meines Lebens beginnen würde.

Kurz nachdem die Zwillinge sechs Jahre alt geworden waren, segelten sie gemeinsam mit meiner Winja nach Festum. Das Schiff geriet in einen Sturm, und nur ein Mann überlebte, ein reicher Schmied aus Mendena. Die Götter hatten mir ihr Geschenk genommen, das ich offenkundig nicht geachtet hatte. Es war wohl ihr Wunsch, daß mir durch den Verlust klarwerden sollte, wie hoch ich in ihrer Gunst gestanden hatte und wie blind ich gewesen war... Ich habe meine Lektion gelernt. Einige Monate später sagte die Magisterin Felinda wohlmeinend zu mir: Du hast einen schrecklichen Verlust erlitten, aber sieh auch die gute Seite: Du kannst dich jetzt ganz deiner wertvollen Arbeit widmen. An diesem Tag verließ ich die Akademie für immer. Meine Arbeit war mir längst widerwärtig geworden, und der Ekel war gewachsen mit jedem Tag. Die hohe Kunst war niemals mein wahrer Schatz gewesen,

und nun erwies sich, daß sie mir gar nichts ersetzen konnte. Sie hatte mich mit Blindheit geschlagen, so daß ich nicht gesehen hatte, wo das wahre, warme Leben sich regte, während ich im Limbus der Wissenschaft umhergeirrt war... Ich verschenkte mein Haus an meine Diener und meine Bücher an meine Kollegen und zog in die Welt. Das ist jetzt siebzehn, nein, achtzehn Jahre her. Das wahre Leben habe ich nicht wieder gefunden, aber ich denke, ich nehme mehr daran teil, als wenn ich noch in meiner Studierstube in Mendena hockte. Die Akademie dort gibt es seit vierzehn Jahren nicht mehr. Ist nicht schade drum...«

Gerion warf einen Holzsplitter so heftig in die Flammen, daß Funkenwolken nach allen Seiten stoben. »Nun sagt etwas! Zum Beispiel: Daß wir es mit einem Narren zu tun haben, war uns die ganze Zeit klar, aber wir hätten nicht gedacht, daß der Fall so schlimm...«

Selissa ergriff ihn bei der Schulter. »Hör auf, Zauberer!« sagte sie leise. »Wozu willst du dir weh tun - oder uns? Deine Geschichte war traurig genug. Du brauchst dich nicht selbst zu verspotten. Wenn alles so gewesen ist, wie du es erzählt hast, dann hast du dich zu keiner Zeit lächerlich verhalten. Niemand kann den Willen der Götter erraten. Sie geben und nehmen ihre Gunst, wie es ihnen gefällt. Und das wahre Leben, so glaube ich, muß man nicht suchen. Es ist immer da und immer in deiner Nähe, und nur die Dummen und die Verbitterten sehen es nicht.«

»Dann gehöre ich wohl zur zweiten Sorte«, sagte Gerion.

»Ich würde eher sagen, zur ersten«, erwiderte Selissa mit einem versöhnlichen Lächeln. »Du machst dir selbst etwas vor, wenn du dir einredest, du nimmst nicht mehr am Leben teil und wärst nichts als ein Beobachter... Das mag irgendwann einmal so gewesen sein, aber inzwischen sind dir die Dinge wieder viel zu nahe. Du mußt dich hineinmengen in das Chaos ringsumher, du kannst gar nicht anders. Und ich danke den Göttern, daß du so bist.«

Auch Gerion lächelte. »Vermutlich hast du recht. An dem Abend, da Algunde weinend in meinem Karren saß und mir erzählte, was dir geschehen war, da habe ich schon gespürt, daß sich etwas geändert hatte und daß für mich nichts mehr beim alten bleiben würde, wenn ich mich in deine Geschichte einmischte. Ich will dir etwas verraten: Natürlich hatte ich Angst bei dieser nächtlichen Befreiungsaktion in Ferdok. Wie leicht hätte etwas mißlingen können, und dann... Aber gleichzeitig hat die Sache mir auch großen Spaß gemacht - ich habe mich lebendig gefühlt wie schon seit Jahren nicht mehr.« Er stand auf. »Wie es scheint, sind die Tage des Scharlatans einstweilen vorüber; mein Karren ist ohnehin verbrannt. Das soll wohl ein Zeichen sein.« Gerion trat zu den Pferden hinüber, wo das Gepäck der drei Reisenden auf einem Haufen beisammenlag, und zog unter den Packen der anderen die längliche Deckenrolle hervor, die er seit der Flucht von Hensels Hof mit sich führte. Er schulterte die Rolle und verschwand in der Dunkelheit. Arvid und Selissa sahen ihm nach. »Was er wohl vorhat?« fragte der Graf. »Ich mag ihn sehr, aber er ist ein seltsamer Mensch. Doch andererseits - ich habe noch keinen der Magier verstanden, denen ich bisher begegnet bin. Sie leben in einer anderen Welt, glaube ich.« »Mir waren bisher auch alle Magier fremd«, murmelte Selissa, »fremd und nicht wenig unheimlich, aber Gerion ist der erste, den ich verstehe, und ich verstehe ihn allzugut...«

Die letzten Worte hatte sie so leise gesprochen, daß Arvid sie nicht gehört hatte, aber er kam nicht dazu, nachzufragen, denn eben war Gerion aus dem nächtlichen Dunkel in den Feuerschein getreten. Er trug einen spitzen schwarzen Hut mit breiter Krempe und hatte einen langen Mantel aus feinstem silbergrauen Bausch um die Schultern gelegt. Am Kragen und vor der Brust, wo der Mantel aufgeschlagen war, sah man das Futter des Mantels: glänzende Seide in der Farbe des mittnächtlichen Himmels. Eine Vielzahl von glitzernden Zeichen war

mit Goldfäden auf die Seide gestickt. In der Rechten hielt Gerion einen einundeinhalb Schritt langen Stab aus poliertem, fast schwarzem Holz, das am oberen Ende, kunstvoll beschnitzt, den geöffneten Fuß eines Raben nachformte. Eine gläserne Kugel, milchig grau, von der Größe eines Apfels, steckte in den gespreizten Krallen.

»Morgen werden wir die Baronie Jergenquell betreten«, sagte Gerion mit einem feinen Lächeln, »ein guter Grund, so dachte ich, wieder einmal ein feines Gewand anzulegen.«

In der Nacht überzog Firuns Atem das Land mit dem ersten scharfen Frost. Als Arvid, Gerion und Selissa am Morgen erwachten, waren jedes bunte Herbstblatt, jeder kahle Zweig und jeder gelbe Halm mit einem Pelz aus dickem Reif überzogen. Die Nebelschwaden, die bisher den Beginn eines jeden Tages begleitet hatten, waren verschwunden. Ein makellos blauer Himmel wölbte sich über das Land. Als die Sonne sich über die östlichen Hügel erhob, war ihr Schein heller denn je, und das frostbereifte Land begann zu gleißen, als bestünde es aus lauterem Silber.

Hoch am Himmel stand rüttelnd ein einsamer Falke. Selissa grüßte lachend zu ihm hinauf.





16. Kapitel

Graf Erlan von Wengenhalm brach seinen eiligen Marsch quer durch die Halle der Angenburg auf halbem Wege ab und wies mit der Rechten durch ein Fenster ins Land hinaus. »Sie können sich nicht in Luft aufgelöst haben, Vogt! Deine Leute sind unfähig oder blind, sonst müßten sie sie längst entdeckt haben.«

Der Angesprochene knetete ein schwarzes Federbaret, das er vor dem Bauch hielt, mit beiden Händen. »Wir tun, was wir können, Euer Hochwohlgeboren. Ich habe Posten rings um Wengenhalm verteilt. Eine Truppe von acht oder neun Leuten kommt da niemals ungesehen durch. Aber, mit Verlaub, was macht Euch eigentlich so sicher, daß die Verräter hierherkommen werden? Sie müßten verrückt sein, wenn sie es täten...«

Der Graf schnitt ihm das Wort ab. »Vielleicht sind es weniger als acht oder neun. Mag sein, sie haben sich aufgeteilt, aber sie kommen - das spüre ich! Sie waren die ganze Zeit auf dem Weg hierher, seit sie aus Ferdok geflüchtet sind. Natürlich erscheint es verrückt, daß sie ausgerechnet auf die Angenburg zu marschieren, aber vielleicht haben sie einen geheimen Plan: Vielleicht gibt es hier einen Verräter, der sie in die Burg führen wird.« Unwillkürlich ließ er den Blick durch die von der Nachmittagssonne hellerleuchtete Halle schweifen.

Vogt Kurek hob abwehrend die Linke. »Ein Verräter - niemals! Für jeden meiner Leute...«

Er brach ab, weil etwas ganz Außerordentliches geschah: Rauschend

wie ein Katapultgeschoß flog mit angelegten Schwingen ein großer Falke durch eines der hofseitigen Fenster. Mitten in der Halle spreizte der Vogel die breiten Flügel und minderte flatternd seinen Schwung. Schließlich ließ er sich in der Nähe der langen Tafel auf den Dielen nieder. Dort reckte er sich auf und drehte den Kopf zur Seite, um die beiden Männer mit starren gelben Auge zu mustern.

Der Vogt hatte, einem Reflex gehorchend, sein Schwert aus der Scheide gerissen. Auf einen Wink des Grafen schob er es langsam wieder zurück. »Nicht so hastig!« mahnte Erlan. »Der Vogel scheint nicht gefährlich zu sein. Vielleicht bringt er uns eine Botschaft. Schauen wir ihn uns einmal näher an.«

Während die beiden Männer die ersten Schritte in Richtung auf den Falken taten, durchlief den Vogel ein heftiges Zittern. Die dunklen Federn auf dem Kopf und auf dem Rücken stellten sich auf, und auch das hell gesprenkelte Brustgefieder sträubte sich. Graf Erlan und der Vogt blieben stehen. Der Falke riß den Schnabel weit auf und schloß ihn mit einem lauten Klacken.

»Das ist kein gewöhnliches Tier!« murmelte der Graf, als über dem stachlig gesträubten Gefieder des Vogels die Luft plötzlich zu flirren begann - ein ähnliches Flimmern, wie man es an heißen Sommertagen über einer gepflasterten Straße wahrnehmen kann, aber ungleich heftiger. Bald war der Falke unter dieser flimmernden Hülle kaum mehr zu erkennen. Gleichzeitig schien er an Größe zuzunehmen.

Schweigend wichen die Männer wieder zurück. Vogt Kurek zog vorsichtig sein Schwert von neuem aus der Scheide. Diesmal hielt Graf Erlan ihn nicht zurück, sondern tat es ihm gleich.

Die flimmernde graubraune Form auf der anderen Seite des Raums hatte inzwischen die Größe eines Schwans erreicht, und sie wuchs weiter, wurde dabei heller. Hin und her gerissen zwischen dem Wunsch zu fliehen und sprachloser Faszination, sahen Erlan und Kurek

dabei zu, wie das Gebilde, das eben noch ein Falke gewesen war, weiter anschwell und sich verfärbte. Es hatte nun die Farbe sehr heller Menschenhaut, nur eine Wölbung auf seiner Oberseite wurde zusehends dunkler. Wiederum einige Zeit später - totenstill war es in der Halle - hatte die Erscheinung eine vollständig neue Form gewonnen: Unter der wieder durchsichtiger werdenden flimmernden Hülle erkannte man den nackten Körper einer am Boden kauernenden Frau. Langsam wandte das unheimliche Wesen den Männern das Gesicht zu.

»Ismene!« stammelte der Graf.

Die Magierin erhob sich geschmeidig, streckte die Arme aus und räkelt sich, als ob sie soeben einem Bett entstiegen wäre. Ungeschützt bot sich ihr schlanker Körper, sehr hell und mit kleinen, festen Brüsten, den Blicken der immer noch fassungslosen Männer dar. Auch als Ismene jetzt geräuschlos auf nackten Sohlen den Raum durchmaß, hob sie keine Hand, um ihre Blößen zu bedecken. Dicht vor dem Grafen blieb sie stehen und streifte den Vogt an seiner Seite mit einem raschen Blick. »Sehe ich so gefährlich aus, Hochwohlgeboren, daß Ihr mich mit dem blanken Stahl bedrohen müßt? Und haltet Ihr es für sinnvoll, daß Kurek unser Gespräch mithört? Mir kann es gleich sein, aber...«

Graf Erlan rang noch immer um Fassung. Es dauerte eine Weile, bis er sein Schwert zurück in die Scheide geschoben, den Vogt entlassen und einen Diener gerufen hatte, der der Magierin wenig später einen Hausmantel brachte. Ismene streifte sich das Gewand über und berichtete mit knappen Worten, wie sie von ihrem Quartier auf Burg Albumin - nachdem ihre Späher Selissa und ihre Begleiter auch nicht fanden - in Vogelgestalt zu Erkundungen aufgebrochen war. »Und nun weiß ich genau, wo sie sind!« verkündete sie triumphierend. »Es gibt keinen Zweifel: Sie sind zu dritt und haben fünf Pferde. Von den anderen Schurken, die Ihr neulich erwähntet, Hochwohlgeboren, entdeckte ich allerdings niemanden.«

»Sie werden sich getrennt haben«, warf Graf Erlan ein.

»Möglich, aber auf diese drei kommt es an. Die Baronin und der Riese aus dem Bornland sind dabei. Der dritte dürfte der Gaukler sein, aber der unverschämte Tropf hat sich das Kostüm eines Magus übergezogen. Ich war tatsächlich anfangs verunsichert, als ich ihn sah, dann aber begriff ich, was dieser Mensch im Schilde führt: Mit seiner albernen Verkleidung wird er Eure Soldaten beeindrucken wollen. Ich brenne darauf, diesem Scharlatan gegenüberzutreten. Ich werde ihn bestrafen - das bin ich der hohen Kunst schuldig.«

»Oh, in diesem Augenblick möchte ich nicht in der Haut dieses Schurken stecken!« versicherte Erlan schmeichlerisch. »Ich bin noch immer beeindruckt von der Demonstration Eurer außergewöhnlichen Fähigkeiten...«

»Ich danke Euch, lieber Graf. Aber nun wollen wir nicht länger säumen. Es wäre gar zu ärgerlich, wenn wir das Geschmeiß noch einmal aus den Augen verlören.« Sie beschwichtigte den Grafen, der etwas einwerfen wollte, mit einer knappen Geste. »Schon gut, schon gut, wir werden sie stellen, das kann ich Euch versichern. Denn ich kann mir auch denken, welches Versteck sie wählen werden. Aus der Luft sah ich den Flecken genau, auch wenn der an den Boden Gebundene ihn für einen geheimen und sicheren Ort halten mag.«

Eine knappe Stunde später waren Graf Wengenholms Schergen abmarschbereit: zwanzig Leute zu Fuß und fünfzehn Berittene - mehr waren so schnell nicht zusammenzutrommeln; für den Grafen und die Magierin stand ein leichter Zweispänner bereit. Gräfin Ilma, Stiefmutter Erlans und Witwe des alten Hakan, sollte in wenigen Tagen ein paar hundert Bewaffnete in die Baronie Jergenquell führen - nur für den Fall, daß es bei der Kunde vom Tod der Baronin Selissa zu irgendwelcher Unruhe unter der Bevölkerung kommen sollte.

Fanfarenstöße schallten in die klare Frostluft. Der Zug der Wengen-

holmer setzte sich in Bewegung.

Selissa hatte ihre Begleiter durch einen dichten Wald und hinaus auf einen breiten, von tiefen Wagenspuren zerfurchten Weg geführt. Nach wenigen Meilen gab sie das Zeichen zum Halten. Sie sprang vom Pferd. »Hier ist es!« verkündete sie. »Seht nur den alten Stein!« Sie trat ein paar Dornenranken zu Boden, und jetzt entdeckten auch ihre Gefährten einen grob behauenen Felsstein, der, tief in den Boden eingesunken, unmittelbar am Waldrand stand. Auf einer Seitenfläche war ein Pfeil eingemeißelt, der geradewegs in den Wald hineinwies, darüber ein paar Vertiefungen, von Moos überwachsen. Selissa fuhr mit dem Finger über das Moos. »›Borrestock, unter Peraines Schutz, 6 Meilen‹ steht hier. Früher habe ich das Moos immer abgekratzt, wenn ich hierherkam. Scheint so, als habe sich lange niemand darum gekümmert.« Schon krallten sich ihre Finger in das grüne Geflecht, und sie schabte es von dem Stein, bis auch für ihre Gefährten die schlichte alte Inschrift sichtbar wurde. »Nun, so ist es besser«, stellte sie fest und blickte auf. »Ihr solltet ebenfalls absteigen. Genau an dieser Stelle hat sich früher die Straße nach Borrestock befunden, auch wenn man das dem Wald heute nicht mehr ansieht. Wenn wir von hier aus genau nach Westen gehen, müßten wir das Geisterdorf leicht finden. Auf dem Pferderücken kann man diesen Wald allerdings nicht passieren. Ihr müßt also die Rösser am Zügel führen.«

Nachdem Gerion widerstrebend seinen weiten Prachtmantel abgestreift, ihn mitsamt dem Hut zu einem Packen verschnürt und auf einem Pferd verstaut hatte, drangen die Gefährten durch eine Lücke im Buschwerk in den Wald ein. Selissa ging zielstrebig voran, so als ob sie sich tatsächlich auf einem festen Weg befände, der mit allerlei lästigen Hindernissen vollgestellt wäre. Wie ein eiliger Städter sich ohne viel Umstände einen Weg durch eine belebte Gasse bahnt, so wich sie Sträuchern und Dornbüschen aus, wischte mit den Armen hohe Farnwedel zur Seite

und führte die zwei Pferde, deren Zügel sie hielt, um gestürzte Bäume herum. Dabei hielt sie sich jedoch stets auf einer geraden Linie, die stetig in die Tiefe des Waldes wies.

»Früher erkannte man den Weg besser«, sagte sie über die Schulter hinweg.« Da standen hier die Bäume nicht so hoch wie an den Seiten. Das letzte Stück der Straße bis hin zum Dorf war gepflastert, da werden wir besser vorankommen.«

Als sie fast eine Stunde später die gepflasterte Strecke erreichten, erkannten auch Gerion und Arvid die ehemalige Straße. Zwar waren die Pflastersteine auch hier fast überall von Moos und Humus bedeckt, aber der Weg war noch immer als eine buschbewachsene Schneise in den Hochwald zu beiden Seiten geschnitten. Nach einer weiteren halben Wegstunde erweiterte sich die Schneise zu einem weiten Rund, in dem der Wald jünger war und die Stämme lichter standen als anderswo. Auf der fernen Seite der alten Lichtung erhob sich ein flacher Hügel, von dessen höchster Stelle ein schwarzer, sich nach oben verjüngender Turm in den Himmel ragte. Selissa blieb stehen. Sie wies nicht auf den Turm, sondern zur Seite auf ein Dickicht aus Birken und Holunder und sagte: »Dieses Borrestock muß einst ein reiches Dorf gewesen sein - jedenfalls gab es hier ein paar große Gehöfte.«

Jetzt erst bemerkten Gerion und Arvid die ein bis eineinhalb Schritt hohe Mauer aus verwittertem Felsstein, die sich als großes Viereck zwischen den Birken verbarg. Innerhalb und außerhalb des Mauergevierts wuchsen die gleichen Sträucher und Bäume, und die Steine waren vielfach von Brombeerranken überwuchert, aber wenn man genau hinschaute, erkannte man in dem Gemäuer recht gut die Reste einer alten Hausfassade. Und, wie es im Leben manchmal geschieht, nachdem Arvids und Gerions Augen erst einmal für diesen besonderen Anblick geöffnet waren, entdeckten sie an vielen Stellen zur Rechten und zur Linken, wo sie bisher nur Gestrüpp wahrgenommen hatten,

ähnliche Gebilde aus Fels- oder verwitterten Ziegelsteinen: scheinbar sinnlos gezogene Mauern, die nichts mehr schützten oder umgrenzten und die mit der Vegetation unzertrennbar verschmolzen waren. Auch andere Dinge waren zu sehen: Hier und da staken rostige Zaungitter aus dem kniehohen, gelben Gras. Einige Hausmauern ragten höher auf, ein paar schlanke Erlen wuchsen durch das schwarze Gerippe eines halb zerfallenen Dachstuhls. Die breite, teils von Gestrüpp überwucherte, teils mit schenkeldicken Birken bestandene Bahn, auf der sich die Gefährten bewegten, war die ehemalige Hauptstraße des vor vielen Jahrzehnten von den Göttern verlassenen Dorfes Borrestock. Sie zog sich hin bis zu dem fernen Hügel, auf dem sich der Stumpf der ehemaligen Mühle erhob. Bis zu diesem Hügel, der vor allem mit hohem Gras, kaum aber mit Büschen oder Bäumen bewachsen war, führte Selissa ihre Freunde. Dort sattelten sie die Pferde ab und verbanden ihnen die Vorderhufe mit Stricken, damit die Tiere zwar nicht davonlaufen, aber doch gemächlich das Herbstgras auf dem Hügelhang abweiden konnten. Dann stiegen sie über herabgefallene Mauerstücke, die den Eingang bis auf einen schmalen Durchschlupf versperrten, zu dem dicken Turm hinauf und standen schließlich im Innern des Bauwerks. Der kreisrunde Raum hatte einen Durchmesser von etwa sieben Schritt. Der Eingang war dem Dorf zugewandt, ihm gegenüber wies die Wand ein schmales Fenster auf, durch das man in den Wald schauen konnte. Alle Decken, die die Mühle einmal gehabt haben mochte, waren von dem Feuer fortgerissen worden, so daß man, wenn man durch die düstere Röhre nach oben schaute, ein kreisrundes Stück des blauen Himmels sah. Der Boden der Mühle war zum größten Teil mit Trümmern bedeckt; ein dünner Efeu strang wuchs an der Innenwand hinauf. Selissa zeigte auf einige kreisförmig auf einer freien Stelle des Bodens ausgelegte Ziegelsteine. »Seht mal: die Reste einer Feuerstelle, die ich vor Jahren angelegt habe. Dies ist wirklich kein vielbesuchter Ort.«

Als der Abend nahte, hatten die Gefährten in dem Steinkreis ein munter prasselndes Feuer entfacht. Gerion hielt einen kleinen Kupferkessel an einem Stecken über die Flammen, um Wasser für einen Tee zu kochen; Gurvan hatte sich an Gerions Seite zusammengerollt und schnarchte vernehmlich; Arvid spannte den langen Bogen, den er dem Wengenhölder Jäger abgenommen hatte, und hakte die Sehne ein, um die Waffe für die Nacht schußbereit zu machen; Selissa lag auf die Unterarme gestützt, hatte den Kopf in den Nacken gelegt und sah den Funken nach, die, von den Flammenzungen nach oben geworfen, wie Leuchtkäfer durch die Turmröhre aufwärts tanzten. »Schade, daß kein Wind weht«, sagte sie versonnen. »Ihr solltet einmal hören, wie er den Turm zum Singen bringt. Manchmal, wenn der Wind zu heftig braust, klingt es sehr unheimlich, aber manchmal ist es auch sehr schön. Ich habe mir immer vorgestellt, daß ein Elf an diesem Lied seine Freude haben müßte, und mir vorgenommen, einmal einen Elf hierher zu führen. Leider bin ich bisher nur wenigen Elfen begegnet, und die hatten alle Besseres zu tun.«

»Und du bist sicher, daß es hier keine Geister gibt?« fragte Arvid, während er mit nachdenklicher Miene die Spannkraft des Bogens prüfte.

»Was heißt schon ›sicher‹«, erwiderte Selissa lächelnd. »Mein Bruder und ich sind nie einem Geist begegnet, und wir wußten nie so recht, ob wir uns darüber freuen oder ob wir es bedauern sollten.«

Weder Geist noch Mensch erschien in der Nacht, um den Schlaf der Freunde zu stören. Wie am Tag zuvor brachte auch der nächste Morgen einen klaren Himmel und Sonnenschein. Die Gefährten beschlossen, für ein paar Tage in ihrem Versteck auszuharren. Erst wenn sich draußen im Lande die Aufregung um die ›Schlacht bei Hensels Hof‹ wieder gelegt hätte und des Grafen Späher unaufmerksam geworden wären, wollte man die nächsten Schritte planen. Also machten sich Arvid und

Gerion gutgelaunt daran, im Innern der Mühle aus Tannenzweigen einen Schutz vor Regen und Schnee zu errichten, während Selissa mit dem Langbogen auf die Jagd ging und tatsächlich nach kaum zwei Stunden mit einem Rehbock auf der Schulter zurückkehrte.

Das Abendessen verging mit allerlei Spötteleien über die Jagdbeute. Gerion behauptete, der Rehbock habe sich, verbittert über die Gebrechlichkeit des Alters nach einem langen harten Leben, freiwillig in Selissas Pfeil geworfen, während Arvid die Ansicht vertrat, bei dem Bock habe es sich nicht wirklich um ein lebendes Tier gehandelt, sondern um das unverwüstliche Spielzeug für ein Trollkind, von der liebenden Trollmutter aus schierem Leder genäht und mit Büffelschwarten gestopft. Einzig Gurban hatte keine Beschwerden vorzubringen. Er schlug sich den Wanst mit den Fleischbrocken voll, an denen die menschlichen Zähne versagt hatten, bis sein Bauch rund und gespannt wie eine Trommel war.

Fortan lag der alte Hund reglos auf der Seite, zu faul, auch nur eine Pfote zu bewegen. In seinen Eingeweiden rumpelte und kollerte es - hin und wieder öffnete er den Rachen, um einen behäbigen Rülps auszustößen. Auch als Gerion mitten in der Nacht von grummelnden Lauten aus Gurbans Richtung geweckt wurde, hielt er sie zunächst für Verdauungsgeräusche. »Bist ein elender Vielfraß«, tadelte er ihn leise, »und hast ein Benehmen wie ein Fuhrknecht.« Da bemerkte er, daß der Hund den Kopf aufgerichtet, die Ohren angelegt hatte, und daß er leise knurrte. Dabei starrte er fortwährend auf die Türöffnung.

Gerion hatte sich gerade lautlos erhoben, als auch schon ein dunkler Schatten in der Öffnung erschien. Gedankenschnell schleuderte der Magier dem Eindringling einen grellen Blitz entgegen. Die Gestalt schrie erschreckt auf und prallte zurück. Schon war Gerion heran und stieß seinen Stab, das stumpfe Ende voran, mit aller Wucht durch das Türloch. Die Glaskugel am Ende des Stabes bohrte sich in eine Magen-

grube. Der Fremde knickte zusammen und rollte stöhnend den Hügelhang hinab. Am Fuß des Hügels entdeckte Gerion zwei weitere Gestalten. Ihre Helme und blanken Klingen schimmerten im Mondlicht. Die beiden zerrten ihren gestürzten Gefährten auf die Beine und schleppten ihn mit sich fort.

Bei der Mühlentür drängte Arvid Gerion zur Seite und sandte den Flihenden einen Pfeil hinterher. Ein Aufschrei, gefolgt von einer Reihe lästerlicher lauter Flüche, kündete davon, daß das Geschoß sein Ziel gefunden, aber vermutlich keine allzu schwere Wunde geschlagen hatte.

»Hier drüben im Wald sind auch welche!« meldete Selissa von dem rückwärtigen Fenster. »Vier oder fünf! Alle tragen Helme - also können es keine Räuber sein.«

»Unsere Pferde sind fort!« stellte derweil Arvid fest. »Sie müssen sie heimlich weggeführt haben!«

»Die Wengenholmer...?« murmelte Gerion.

»Wer sonst?« zischte Selissa.

Sie huschten von der Tür zum Fenster und spähten abwechselnd in die Dunkelheit. Nach und nach zählten sie knapp zwanzig Leute. Die meisten standen in einer Gruppe auf der ehemaligen Dorfstraße zusammen, aber auch im Wald hatten sich mehrere kleine Gruppen verteilt. Arvid schoß einen Pfeil in die große Gruppe hinein. Ob er jemanden traf, ließ sich nicht feststellen - immerhin zogen die Leute sich weiter zurück. Wenig später huschten zwei Pfeile durch die Tür herein, prallten gegen die gegenüberliegende Wand und fielen zu Boden. Arvid rollte ein paar Steine auf die Reste des Feuers, obwohl die Glut schon so schwach geworden war, daß sie kein verräterisches Licht mehr spendete. Es war nicht völlig finster im Innern der Mühle, da das helle Sternenlicht auch in den hohlen Turm fiel, aber es war doch dunkler als draußen, so daß man in die Ruine nicht hineinschauen

konnte. Gerion wies Gurban einen Platz außerhalb der Schußlinie zu und befahl ihm, sich nicht zu rühren. Dann wendete er seinen Reismantel, so daß die mit den arkanen Symbolen bestickte Seide die Außenseite bildete, und streifte ihn langsam über. Er stülpte den Hut auf den Kopf und kauerte sich in Gurbans Nähe nieder. Den Zauberstab hatte er quer über die Knie gelegt. »Ist es also soweit«, sagte er. »Das kam schneller als erwartet. Wie dem auch sei, nun heißt es warten. In der Nacht werden sie keinen Angriff wagen, aber wir können die Mühle auch nicht verlassen. Wollen wir also sehen, was der neue Tag bringen mag.«

Wieder flog ein Pfeil durch den Raum, diesmal blieb er in einer Mauerfuge stecken. Arvid zog ihn heraus, prüfte die Spitze und steckte ihn in seinen Köcher. »Das ist nicht dein Ernst«, sagte er zu Gerion. »Wir können nicht einfach hier sitzenbleiben und darauf warten, daß diese Schurken uns den Garaus machen. Wir müssen etwas unternehmen!« Gerion zuckte die Achseln. »Schlag etwas vor.«

Für lange Zeit sprach niemand ein Wort. Auch draußen war es sehr still. Selten einmal war fernes Stimmengewirr oder das Klappern von Metall zu hören.

»Wenn wir urplötzlich losstürmen«, setzte Arvid an, »den Hügel hinab und hinein in den Wald... Vielleicht gelingt es uns, sie im Dunkeln abzuschütteln.«

»Urplötzlich losstürmen können wir nicht«, versetzte Gerion in nüchternem Ton. »Wir müssen uns einzeln durch die schmale Öffnung zwängen, und sobald der erste den Kopf durch das Loch steckt, geben sie draußen Alarm.«

Selissa sprang plötzlich auf und ging entschlossen auf die Türöffnung zu. Geistesgegenwärtig hechtete Arvid nach ihren Beinen und riß sie zu Boden. Im selben Augenblick schlug ein Pfeil gegen die Wand. »Was soll das?« polterte der Graf, der sich über Selissa geworfen hatte und

sie kraftvoll zu Boden drückte. »Hast du den Verstand verloren?«
»Ich wollte nichts Unvernünftiges tun«, keuchte Selissa, während sie sich mit aller Kraft gegen Arvids Umklammerung wehrte. »Der Wengholm will mich, nicht euch. Außerdem habe ich euch in diese Lage gebracht, indem ich dieses großartige Versteck vorschlug. Also laßt mich gehen! Alles andere ist sinnlos.«

Arvid hielt die Baronin in eisernem Griff. »Erklär du's ihr, Gerion!« schnaufte er.

Der Zauberer schüttelte den Kopf. »Oh, Selissa«, seufzte er, »wie kannst du nur solchen Unsinn faseln? Niemals wird Wengholm einen von uns als Zeugen - oder gar als Rächer - am Leben lassen. Wenn du jetzt gehst, bist du tot, aber wir sind es auch, spätestens am Morgen. Wengholms Schergen haben es dann noch leichter, weil wir um einen Kämpfenden weniger sind. Also hör auf zu strampeln und vergeude deine Kraft nicht.«

Tatsächlich stellte Selissa ihre Gegenwehr ein. »Du kannst mich loslassen«, sagte sie zu Arvid. »Ich gehe nicht hinaus. Ich versprech's.« Sie wandte sich zornig an Gerion: »Dann sag mir doch, wie wir aus der Sache herauskommen sollen, Magister Neunmalklug! Wie lautet dein listenreicher Plan?«

»Ich habe keinen Plan. Solange wir nicht hinausgehen und solange sie nicht hereinkommen, werden wir leben - das steht einmal fest. Alles andere muß sich finden. Noch ist die Nacht nicht vorüber.«

»Wie wäre es mit einem Zauber?« In Selissas Stimme mischte sich Bitterkeit mit Verzweiflung. »Nur her mit der hohen Kunst!«

Gerion sah sie ernst an. »Mit meiner Kraft ist es nicht zum besten bestellt. Sie mag gerade reichen für eine einzige magische Tat. Und wie die aussehen mag, das will gut bedacht sein. Im Moment weiß ich nicht einmal, ob ich diese Kraft einsetzen werde, um dich zu retten oder um Wengholm zu töten. Beides ist nicht möglich. Denkst du denn, wir

säßen noch hier, wenn ich uns einen Weg in die Freiheit zaubern könnte?«

»Entschuldige«, murmelte Selissa. »Ich verliere die Fassung, und ich benehme mich wie ein Kind. Versprich mir eines, Zauberer: Wenn du wirklich eine Entscheidung treffen mußt - töte Wengenhalm! Einen anderen Wunsch habe ich nicht.«

»Das mußt du schon mir überlassen«, erwiderte Gerion mit fester Stimme. »Ich bin nicht gut im Töten. Ich habe mich nie darin geübt.« Er schwieg eine Weile, dann wandte er sich Gurvan zu und kraulte ihm den Kopf. »Was wird nur aus dir werden, mein Alter? Bist du schlau genug, davonzulaufen?« Gurvan leckte ihm über die Finger. »Nein, bist du nicht, ich weiß«, setzte Gerion leise hinzu. »Du hattest niemals besonders viel Grips.«

»Red nicht so daher!« murrte Arvid. »Trübsalblasen hat noch nie geholfen.«

Gerion ließ seinen Zauberstab über die aufgestellten Oberschenkel in den Schoß rollen, schob ihn hoch zu den Knien und wiederholte das Spiel.

»Du weißt nicht, was du willst, Zauberer!« fuhr Arvid fort. »Eben redest du, als ob du uns Mut machen wolltest, und jetzt jammerst du um deinen Hund...«

»Was erwartest du von mir, Graf Arvid?« Gerions Stimme klang bitter. »Daß ich in jeder Lage ein einheitliches Charakterbild zeige? Ich befand mich, mit Verlaub, noch nie in einer solchen Situation, und ich weiß nicht, wie man sich beispielhaft verhält. Ich bin es gewohnt, stets die Wahrheit zu sagen, wenn ich mit Gurvan spreche. Und die Wahrheit lautet: Es sieht nicht gut aus für ihn... Für uns möglicherweise auch nicht, aber Gurvan ist nicht freiwillig hier, sondern weil ich ihn hierhergeführt habe. Wir dagegen haben uns aus freien Stücken entschieden, den ungleichen Kampf mit Wengenhalm aufzunehmen, und nun

sieht es ganz so aus, als ob uns das Schicksal einholt, das wir herausgefordert haben. Mit uns muß ich kein Mitleid haben, mit dem armen Gurvan schon.«

Wieder herrschte für eine geraume Weile Schweigen in der alten Mühle. Irgendwann brach Arvid die Stille: »Was denkst du, Gerion? Wie lange wird es noch dauern, bis es hell wird?«

Gerion hatte einen Beobachtungsposten dicht bei der Tür bezogen.

»Etwa drei Stunden«, antwortete er, ohne sich umzusehen.

»Also drei Stunden hat die Nacht noch Zeit, uns den rettenden Einfall zu bescheren«, brummelte Arvid. »Wenn wir...« Er brach ab. Von einem kleinen Geröllhaufen unter dem Mühlenfenster war ein Geräusch zu hören: ein leises Schaben. Von der Spitze des Haufens lösten sich zwei Steine und kollerten auf den Boden. Gurvan blickte auf und starrte das Geröll an.

»Ratten?« schlug Gerion vor.

Wieder schabte etwas, wieder rollte ein Brocken herab. Arvid nahm einen Stein vom Boden auf und schleuderte ihn gegen den Geröllhügel. Das Schaben ließ nicht nach. »Keine Ratten«, entschied Arvid, »die wären erst einmal davongelaufen.«

Irgendwo in der Tiefe unter dem Geröll war ein Pochen zu hören.

Dreimal, in regelmäßigen Abständen. Gerion, Arvid und Selissa tauschten erstaunte Blicke. Arvid sprach ihren gemeinsamen Gedanken aus:

»Wenn sich die Wengenholmer da unter der Erde hindurchwühlen würden, gäben die doch niemals Klopfzeichen!« Schon stand er bei dem Haufen und warf mit beiden Händen Trümmersteine hinter sich.

Selissa half ihm, während Gerion weiter nach draußen spähte. Im selben Augenblick, da unter dem Geröll eine glatte Steinplatte zum Vorschein kam, wurde diese auch schon um einen Spalt nach oben gedrückt. »Wer da?« fragte eine Stimme durch den dunklen Schlitz.

»Wengenholmer oder ehrliche Leut?«

»Ehrliche Leute - wer sonst?« stieß Arvid hervor und griff nach der Platte, um sie hochzuheben.

»Finger von dem Stein«, schnarrte die Stimme aus der Finsternis, »oder ich schneide sie dir ab!«

Arvids Hände zuckten zurück.

»Wenn ihr diese Klappe öffnen wollt, beantwortet mir zuerst eine Frage - dann werden wir sehen: Wo bewahrte der Baron Lechdan von Jergenquell seine kleine Sammlung erotischer Holzschnitte auf?«

»In dem Buch ›Der Medicus von Greifenfurt‹«, sagte Selissa aufgeregt, »aber wieso...?«

Mit einem Ruck wurde die Steinplatte hochgestoßen und gab den Blick frei auf einen viereckigen Schacht, in dem der von grauen Haaren umwucherte Kopf eines Zwergs eher zu ahnen als zu sehen war. Der Haarschopf nickte bedächtig. »Drogosch, Sohn des Dhurn«, sagte die Stimme. »Meine Verehrung, Frau Baronin.«

»Drogosch!« stammelte Selissa. »Ich kenne dich...«

»Gewiß kennt Ihr mich, Hochgeboren«, antwortete der Zwerg, stemmte sich aus dem Loch und verbeugte sich noch einmal tief. »Ich hatte die Ehre, von Eurem Herrn Vater ›Freund‹ genannt zu werden. Euer Herr Bruder schickt mich her. Wenn Ihr« - er schwenkte die Hand in einer einladenden Geste - »und Eure Herren Freunde mir bitte folgen möchten.« Wie selbstverständlich sammelte er das Kochgeschirr und die anderen verstreuten Habseligkeiten der Gefährten zusammen und packte sie in einen Tragebeutel.

Gerion fand als erster die Fassung wieder. Er nahm seinen Zauberstab auf und sagte: »Ich bin bereit.«

»Ulfing, der kleine Ulfing!« murmelte Selissa. »Wo ist er?«

»Er wartet draußen auf Euch«, antwortete der Zwerg. »Es geht ihm gut. Wenn wir jetzt aufbrechen könnten...«

Gerion trat an den Schacht, in dem eine hölzerne Leiter lehnte. Von

unten schimmerte ein schwacher Lichtschein herauf, aber das Ende der Leiter war nicht zu erkennen. »Wie tief geht es hinab?«

»Nicht sehr tief«, antwortete der Zwerg, »vielleicht fünf Schritt...«

Gerion packte seinen Hund um den Leib und wuchtete ihn hoch, bis er ihn mit einem Arm vor der Brust halten konnte, während Gurvan ihm die Vorderpfoten auf die Schultern legte. Dann warf er den Zauberstab in den Schacht hinab und betrat die Leiter.

Der Zwerg wartete, bis alle hinuntergestiegen waren, dann schloß er die Steinplatte wieder und sicherte sie von unten, indem er einen dicken Stecken durch zwei eiserne Halterungen auf der Unterseite schob. Nachdem er selbst nach unten geklettert war, führte er die Gefährten um eine Tunnelbiegung, hinter der in einem Wandhalter eine brennende Fackel steckte. Er nahm sie in die Hand und wies mit dem flackernden Ende in das Dunkel des kaum einen Schritt breiten Tunnels hinein. Die Wände waren teils in Stein gehauen, teils mit - mittlerweile halb vermoderten Brettern - ausgekleidet. »Habe ich selbst angelegt«, erläuterte Drogosch sachlich. »In meiner Jugend. Für einen Müller, der ein wenig gesponnen hat. Ein Fluchttunnel, weil die Bauern manchmal den Müllern ans Leder wollen, angeblich... Ist lange tot, der Mann. Aber als der Herr Ulfing mir von Eurem Versteckspiel in der Mühle erzählte, Hochgeboren, damals in den Kindertagen, und vermutete, die Baronin könnte sich dorthin zurückgezogen haben, da fiel mir der alte Tunnel wieder ein. Es geht doch nichts über ein gutes Gedächtnis, sage ich immer.«

Geführt von Drogoschs Fackel, wanderten die Gefährten durch den sacht ansteigenden Stollen, der hin und wieder in sanften Bögen einer widerspenstigen Gesteinsformation auswich, aber ansonsten schnurgerade verlief. »Der Herr Ulfing wäre gern mitgekommen, Frau Baronin«, erläuterte der Zwerg, »aber wir wußten ja nicht genau, was uns in der Mühle erwartete, und so habe ich es ihm ausgeredet, und wir ha-

ben uns die Sache mit der Erkennungsfrage ausgedacht. Lustige Frage - ist dem Herrn Ulfing eingefallen.« Er stieß plötzlich drei leise melodische Pfiffe aus. Dann wandte er sich nach hinten. »Vorsicht, hier kommen ein paar schlüpfrige Stufen!«

Die Gefährten stiegen vorsichtig die rutschigen Steinstufen hinauf - und standen plötzlich im Freien, in einer engen Schlucht, auf deren Sohle ein schmales Bächlein plätscherte. Drogosch löschte die Fackel. Als die Augen sich an die Dunkelheit gewöhnt hatten, erkannten die Gefährten im Sternenlicht eine Gruppe schattenhafter Gestalten, die sich in etwa zwanzig Schritt Entfernung auf einer kleinen Wiese versammelt hatten. Ein Mensch löste sich aus der Gruppe und hastete polternd und platschend durch das Geröll des Bachbettes. Selissa lief ihm entgegen. Sie flogen sich in die Arme, kippten zur Seite, rollten dicht neben dem Bach über den Boden, stumm, aber leise keuchend, so als befänden sie sich in einem erbitterten Kampf.

Als Arvid und Gerion hinzutraten, lösten sich die beiden voneinander, standen auf und klopfen sich den Schmutz von den Knien. »Das ist mein Bruder Ulfing«, sagte Selissa, nach Atem ringend, »wir haben uns lange nicht gesehen.«

Ulfing hatte die Linke noch immer um Selissas Schultern gelegt, die Rechte streckte er den beiden Männern entgegen. Er war um einen Daumenbreit kleiner als seine Schwester und recht zierlich gebaut, hatte aber die gleichen ungebändigten schwarzen Locken. »Du mußt Arvid sein...?« sagte er. »Und dies ist der Zauberer Gerion!« ergänzte Selissa.

Ulfing führte Selissa und ihre Freunde zu seinen Begleitern hinüber. Die Baronin unterdrückte einen Freudenschrei und warf sich einer stämmigen grauhaarigen Frau in die Arme. »Guscha, liebe gute Guscha...! Meine Amme und Fechtlehrerin - Guselinde Klahorn«, erläuterte sie ihren Gefährten. Ihre Stimme klang rauh. Tränen liefen

ihr über die Wangen. »Und das hier ist Jero, unser Stallmeister.« Sie faßte einem wohlbeleibten kleinen Mann um den Nacken und küßte ihn auf die Stirn. »Thorn und Rovenal! Bessere Hellebardiere findet ihr nirgends!« Selissa lief von einem zum anderen, schlang die Arme um sie, bedeckte Wangen und Stirne mit Küssen.

Ulfing übernahm es, eine Gruppe von sieben Angroschim vorzustellen, die ein wenig abseits beisammenstanden und die Begrüßungsszenen schweigend beobachtet hatten: »Parbosch, Sohn des Hurfing, Gurbuin, Sohn des Gorosch, Furesch, Sohn des Fagol, Ture, Sohn des Torremuin, Drugol, Sohn des Adrosch, Hammok, Sohn des Atamok, Kuruin, Sohn des Kibosch. Und Drogosch kennt ihr ja bereits.« Ein jeder Zwerg verbeugte sich tief, als sein Name genannt wurde. Alle trugen Helme und waren in mattschimmernde Kettenhemden gewandet. Doppelblatt-äxte oder kurze Breitschwerter hingen an ihren Gürteln. Vier von ihnen hatten große Armbrüste geschultert.

»Sie kommen von den Minen«, erklärte Ulfing, während er zu den Angroschim trat. »Für den Fürst oder den Grafen graben sie nicht, sagen sie. Sie sind erst vorgestern zu uns gestoßen. Sie...« Er unterbrach sich und sagte plötzlich: »Der Stein! Wie gut, daß du das Moos von dem Stein gekratzt hast, Selissa. Als ich hörte, du könntest in der Gegend sein, da fragte ich mich zwar, ob du vielleicht das Gespensterdorf aufsuchen würdest, doch erst als ich sah, daß das Moos vom Wegstein abgekratzt war - gerade so, wie du es früher immer tatest -, da hatte ich Gewißheit. Und als dann Drogosch hier noch von dem alten Tunnel erzählte... Oh, Selissa, wie freue ich mich!«

»Und ich erst, Brüderchen! Vor einer Stunde schien mein Leben zu Ende zu sein... Nicht einmal der schlaue Gerion wußte noch Rat! Und nun...! Nun werden wir uns eiligst zurückziehen. Wir werden irgendwo anders ein sichereres Lager anlegen. Wir werden weitere Kämpfer sammeln, und dann werden wir Wengenhalm...« Sie brach ab und

sah ihrem Bruder aufmerksam ins Gesicht. »Bruderherz, wie schaust du? Was soll plötzlich diese finstere Miene?«

Ulfing sprach mit leiser Stimme. »Ich habe doch schon Kämpfer gesammelt. Diese Leute sind wirklich gut, jeder einzelne, das weiß ich genau. Darum hatte ich gedacht, wenn du noch zu uns stößt...«

Selissa schlug sich so heftig auf den Mund, daß es klatschte. »Bei allen Zwölfen! Ulfing, du hast ja recht! War das wirklich ich, die da eben geredet hat? Oh, Rondra, vergib mir! Ulfing, ich sage dir, wenn du erst mit dem Fliehen angefangen hast, dann.. Dann wird dir das Davonlaufen zur Gewohnheit, dann merkst du nicht einmal mehr, wenn sich das Blatt gewendet hat! Oh, ihr Götter, wie schäme ich mich!«

Arvid trat an ihre Seite und versetzte ihr einen Stoß gegen die Schulter. »Also dann - Schluß mit dem dummen Gerede! Jetzt holen wir uns den Wengenholm!«

Im allerersten Morgengrauen ließ Graf Erlan seine Leute zusammenerufen. Nur ein paar Bogenschützen blieben vor der Mühle zurück, um den Eingang im Auge zu behalten. Er zog sein Schwert und stieß es in großer Geste in den Himmel. »Nun gilt's!« rief er. »Nun werden wir den Verrätern zeigen, wie die Wengenholmer den Verrat vergelten!«

Beifälliges Gemurmel antwortete ihm. Ohne auf ein Kommando zu warten, zogen etliche Leute ihre Waffen und schwenkten sie gleichfalls durch die Luft.

»Aber ihr müßt einstweilen Ruhe bewahren!« mahnte der Graf.

»Blindwütiges Anrennen wird uns nichts einbringen als blutige Nasen. So erwarte ich also von jedem, daß er sich strikt an die Befehle hält.«

Anschließend ließ Erlan die Schergen durch Vogt Kurek in Gruppen einteilen: Die meisten sollten sich später im Schutz ihrer Schilde so dicht wie möglich an die Mühlentür und das rückwärtige Fenster heranarbeiten, andere sollten Brander aus trockenem Gras und Tannenreisig vorbereiten, die man in die Mühle stoßen wollte. »Spätestens

dann müssen sie sich uns stellen, ob sie wollen oder nicht! Und dann bekommen sie kalten Wengenholmer Stahl zu schmecken!« Er wies einen Mann an, zur Magisterin Ismene zu laufen, um sie aufzuwecken. »Sie will diesen denkwürdigen Morgen sicherlich auf keinen Fall verpassen - und vielleicht kann sie uns auf irgendeine Weise nützlich sein.« Dann wandte er sich wieder an seine Leute: »Und nun voran, Wengenholmer! Die Zwölfe mit euch!«

Die Jergenqueller hatten einen weiten Bogen um das Gespensterdorf gemacht und näherten sich nun den Ruinen von Borrestock von der Straßenseite her. Bevor sie die Stätte erreichten, machten sie noch einmal Halt. Waffen wurden gezückt und ein letztes Mal prüfend in der Faust gewogen. Das Gerackel von Armbrustwinden war zu hören, als die Angroschim vorsorglich die schweren Bögen spannten. Viel zu reden gab es nicht. Die einfache Taktik hatte man während des Anmarsches besprochen. Selissa gab mit der Hand das Zeichen zum Ausschwärmen und nickte mit dem Kopf. Beim Weitergehen zogen sich die Leute so weit auseinander, daß etwa drei Schritt Abstand einen vom anderen trennten.

Gerion ging weit außen, den Zauberstab hielt er mit beiden Händen, um hin und wieder hinderliches Gebüsch zur Seite zu stoßen. Neben ihm stapfte der rotbärtige Angroschim Drugol, die gespannte Armbrust in den Fäusten, hin und wieder grimmig zu Gerion hinüberlächelnd. Gurvan folgte, unentwegt am Boden schnüffelnd, dem Magier dicht auf den Fersen. Hinter einem Gebüsch war eine kantige dunkle Form zu sehen. Mit einem Kopfnicken wies Drugol darauf hin. Geduckt schlichen Gerion und der Angroschim näher heran. Sie erkannten ein kleines Zelt aus dunklem Tuch. Eben trat ein Mann in blauem Waffenrock an das Zelt heran, rausperte sich und sagte so laut, daß Gerion ihn ohne Mühe verstehen konnte: »Ihr möchtet bitte aufstehen, Frau Magisterin. Der Herr Graf bittet darum. Wir werden gleich die Müh-

le stürmen.«

»Schon gut«, sagte eine Stimme aus dem Zeltinneren. »Troll dich, ich werde rechtzeitig dort sein.«

Der Mann wandte sich ab. Drugol löste die Armbrustsehne. Der Bolzen fuhr dem Wengenholmer in die Seite und schlug ihn zu Boden, wo er reglos liegenblieb. Gerion und der Angroschim stürmten aus ihrer Deckung.

Eine Frau mit schwarz-silbern gestrahntem Schöpf in einem fließenden grauen Gewand schlüpfte aus dem Zelt, warf einen flüchtigen Blick auf den Gestürzten und sah dann, aufblickend, die beiden heranstürmenden Feinde. Gedankenschnell riß sie die rechte Faust hoch, stieß sie in Richtung auf den Angroschim und sprach mit fester Stimme eine Formel. Drugols Armbrust fiel klatschend ins Gras, als der Zwerg die Hände hochriß, um die schmerzende Brust zu bedecken. Aufstöhnend kippte er vornüber, wand und krümmte sich auf dem Boden. Gurvan schnellte an seinem Herrn vorüber - da vorn galt es etwas zu bekämpfen! Ein gleißender Lichtstrahl brachte ihn zum Stehen, warf ihn auf die Seite. Aufjaulend verbiß er sich im Gras, während seine Hinterläufe die Erde aufkratzten. Dann streckte er sich und lag still...

Gerion war stehengeblieben, ein paar Schritte trennten ihn noch von der fremden Magierin. Die verzog die Lippen zu einem höhnischen Lächeln. »Genauso habe ich es mir gewünscht, Bursche! Da steht er nun, der Scharlatan, benäßt sich die Schenkel und wünscht sich viele tausend Meilen fort von hier... Nicht wahr, so ist es doch, du Stümper? Nun wünschst du dir, wenigstens einen wahren Zauber zu besitzen...« Gerion glättete eine Falte seines Mantels, der im bleichen Morgenlicht besonders prachtvoll schimmerte. »Ja, nestele nur an dem Gewand, das dir nicht zusteht, du Betrüger! Bevor du stirbst, werde ich es dir mit der

Reitgerte vom Körper peitschen, und sterben wirst du! Doch zuvor werde ich dich lehren, was wahre Magie vermag. Komm näher!« Gerion hob den Kopf und trat noch einen Schritt auf sie zu. Ismene hob die Hand. »Das reicht! Sieh mich an!« Gerion blickte auf. Die Magierin versenkte den Blick tief in die hellen Augen ihres Gegenübers. Ihre Miene straffte sich, die Haut spannte sich über Stirn und Wangen. Dann nickte sie befriedigt. »Nun geh und erschlage diese Baronin Jergenquell - ich befehle es dir!«

»Jetzt nicht«, entgegnete Gerion mit einem freundlichen Lächeln, »ich habe Wichtigeres zu tun!«

Die Magierin Ismene zuckte zusammen. »Was soll das?« stammelte sie. »Warum fängst du dich nicht? Hättest du meinen Zauber überwunden - ich hätte es wohl gespürt!« Sie hielt inne. »Er muß unter einem anderen Zauber stehen - nun gut, wir werden sehen. Komm her zu mir, ganz nahe!« herrschte sie Gerion an. Als er unmittelbar vor ihr stand, legte sie ihm beide Hände auf die Schläfen und wiederholte den Zauber. Diesmal traten dicke Schweißtropfen auf ihre bleiche Stirn, als sie die Formel sprach, die den Willen des Scharlatans unter den ihren zwingen sollte. »Und nun töte die Baronin!« Die Hand, mit der Ismene in die Richtung des Dorfes zeigte, zitterte leicht.

»Eure Pläne decken sich nicht mit meinen«, sagte Gerion, wiederum mit einem nachsichtigen Lächeln, »und auch Eure Moral ist mit der meinen nicht in Einklang zu bringen.«

Ismene hob die Hand vor den offenen Mund und wich auf unsicheren Beinen ein paar Schritte zurück. »Wer seid Ihr?« murmelte sie verzagt, doch dann flog ihre Hand hoch, die geballte Faust stieß vor, um den magischen Donnerkeil zu schleudern, der schon den Zwerg niedergestreckt hatte. Doch der schreckliche Keil flog zu spät: Schon in Ismenes kurzem Augenblick der Schwäche hatte Gerion seinen Stab durch die Luft geschwungen, ihn über dem Kopf kreiseln lassen, um

so einen magischen Schutz zu weben. Ein kaum hörbares Knistern sprang auf, als Zauber gegen Zauber prallte.

Das unheimliche Geräusch war noch nicht verklungen, da warf sich Ismene herum und rannte los. Gerion setzte ihr nach. Die Magierin streifte sich den Mantel vom Körper und bahnte sich nackt einen Weg durch das Gestrüpp: Für den letzten Zauber, der ihr noch blieb, benötigte sie kein Gewand. Obwohl Zweige und Ranken ihre Haut zerschrammten, gewann Ismene an Boden. Auch Gerion streifte seinen Mantel ab, aber da hatte die Magierin ihren Vorsprung noch vergrößert. Auf einer kleinen Lichtung kauerte sie blitzschnell nieder - ihr nackter, von roten Kratzern gezeichneter Körper begann zu flimmern.

»Oh, Hesinde, gib mir Kraft!« stöhnte Gerion, aber er wußte, er würde die Zauberin nicht mehr erreichen, bevor ihre Verwandlung beendet war. Hinter ihm erklang Gurvans helles Jagdgebell. Schon hatte sich der Hund mit einem groben Kopfstoß an seinem Herrn vorbeigedrängelt. Seine Nase wies ihm den Weg. Was scherte es ihn, ob das, was er verfolgte, flimmerte oder sich verformte, ob es ein Meister der Magie oder ein Zaubertier war? Wie es roch, darauf kam es an, und ob es groß war oder klein und ob es lange Zähne hatte und sich wehren konnte. Gurvan sah das Wesen, das er und sein Herr verfolgten, auf der anderen Seite einer kleinen Grasfläche. Es war kleiner geworden, als er es in Erinnerung hatte - um so besser! -, und sein Geruch hatte sich verändert - ein Federtier! Gurvan sollte es recht sein. Mit drei Sprüngen flog er über die Lichtung, und seine Fangzähne gruben sich in das Wesen, das sich nicht wehrte, nicht einmal zappelte. Es schrie, es schrie mit zwei Stimmen, schrill wie ein Raubvogel am Himmel und gellend vor Entsetzen wie ein Mensch. Ein jedes Wesen hat das Recht auf einen Todesschrei - es ist Sache des Jägers, für Stille zu sorgen. Gurvan setzte einen neuen Biß an, faßte nach. Etwas knackte, einmal, noch

einmal - der Schrei brach ab.

Als Gerion zu der Stelle kam, wo die Magierin Ismene gestorben war, und das blutbefleckte Etwas aus menschlicher Haut und braunem Gefieder erblickte, das dort im Gras lag, schnürte sich ihm die Kehle zu. Er packte Gurvan beim Nackenfell und zog ihn von seiner Beute fort. Dann rannten sie gemeinsam in Richtung auf den Mühlenturm. Rechts von Selissa ging Arvid, zu ihrer Linken der Zwerg Drogosch. Als sie auf die ersten Hausruinen stießen, blieben sie stehen, um nach den Wengenholmern Ausschau zu halten, aber die Mauerreste lagen still im Schein der Morgensonne. Offenbar waren keine Wachen zurückgeblieben. Von der alten Mühle wehte die Stimme Graf Erlans herüber: Er forderte die vermeintlich Eingeschlossenen zur Aufgabe auf. Selissa richtete sich hoch auf und gab denjenigen ihrer Leute, deren Köpfe sie zwischen Gestrüpp und Trümmern erkennen konnte, per Handzeichen zu verstehen, daß sie schneller vorrücken sollten. Endlich tauchte der Mühlenturm vor ihnen auf. Aus der Deckung beobachteten sie die Wengenholmer Schergen, die sich am Fuß des Hügels versammelt hatten. Von einem Feuer, das sie umringten, stieg eine dicke graue Rauchsäule auf.

»Nun gut, dann werde ich euch ausräuchern!« rief Graf Erlan mit schriller Stimme. »Ihr habt es so gewollt! Es überrascht mich nicht, daß ihr ein so feiges Ende dem ehrlichen Kampf vorzieht.«

»Ihr irrt Euch, Graf!« Selissas Stimme schallte durch die klare kalte Luft. »Ein Fehler zuviel!« Gleichzeitig mit Selissas Worten flogen die Armbrustbolzen der Angroschim und ein Pfeil von Arvids Bogen heran. Aufschreiend sanken drei Wengenholmer Schergen ins Gras. Die anderen liefen aufgeregt durcheinander. Ihre Augen suchten den unsichtbaren Gegner. Von überallher schien plötzlich das Kampfgebrüll der Angroschim zu erschallen. Breitäxte wurden mit Macht gegen eisenverstärkte Schilde geschlagen, kehlige Stimmen

riefen: »Für Ingerimm! Für Jergenquell!«

Verzweifelt mühte sich Graf Erlan, Ordnung in seine Reihen zu bringen, aber niemand schien seine Befehle zu hören. Als dann Selissas kleine Streitmacht aus Menschen und Zwergen an vielen Stellen zugleich aus dem Dickicht brach, da stürzte fast die Hälfte der Wengenholmer in wilder Flucht davon. Vogt Kurek brüllte aus vollem Hals hinter den Fliehenden drein, aber niemand kehrte um. Dann waren die Jergenqueller heran. Das helle Klirren von Stahl auf Stahl sprang auf, das dumpfe Krachen, wenn ein Axtblatt sich in einen Schild fraß.

Arvid und Selissa kämpften Schulter an Schulter. Der Bornländer focht mit äußerster Konzentration. Sein langes Schwert zerschnitt sausend die Luft und prallte auf Eisen und Holz, es stieß vor und parierte und schien überall zugleich zu sein, denn Arvid mußte sich nicht nur um die eigene Deckung kümmern: Es galt, Selissa zu schützen, die alle ihre Krieger tugenden vergessen zu haben schien. Die Baronin führte ihren Säbel mit halbem Schwung, sie hatte kaum Augen für die Schergen, die ihr in den Weg gerieten. Sie nahm ihre Gegner an, als hätte sie es mit betrunkenen Raufbolden zu tun und nicht mit Kriegern, die mörderische Waffen in den Händen hielten. Wenn einer fiel, stieg sie über ihn hinweg, ohne ihn auch nur eines Blickes zu würdigen. Sie suchte Erlan, den Grafen von Wengholm, den Mörder ihres Vaters und ihres Bruders, den nächtlichen Gefährten in der duftenden Laube, ihren ersten Geliebten...

Als sie ihm endlich gegenüberstand, fuhr ihr jener ganz besondere Zorn in Herz und Seele, den man auch Rondras Odem nennt, jenes eiskalte Feuer, das jede Verzagtheit verbrennt und dem Denken und allen Bewegungen tödliche Genauigkeit und Schnelligkeit verleiht.

In Graf Erlans Augen brannte dieses Feuer nicht. In ihnen flackerten Angst und Verzweiflung. Viel mehr als nach dem Sieg im Kampf sehnte er sich nach einem Ausweg aus diesem Zustand der Schande

und der Hoffnungslosigkeit. Und so war über Leben und Tod des Grafen von Wengholm bereits entschieden, bevor sein letzter Kampf begann. Er wußte es, als sein Blick sich mit dem der Gegnerin kreuzte - und sie wußte es auch.

Selissa wehrte gelassen Erlans verzweifelte Attacken ab und wartete, bis ihre Zeit gekommen war. Dann fiel ihr Säbel in schneller Folge zweimal herab: Beim erstenmal biß sich die Klinge tief in Erlans Schulter, beim zweitenmal fuhr sie in den Nacken des aufheulend vorwärts-taumelnden Mannes. Er stürzte zu Boden und streckte sich, während ihm Blut über Kopf und Rücken sprudelte.

Der Kampflärm ringsumher ebte nun schnell ab. Es wurde still an der Mühle von Borrestock, nur irgendwo in der Ferne krächzten ein paar davonfliegende Krähen.





Epilog

Am Abend nach der ›Schlacht von Borrestock‹ hielten Selissa und ihre Freunde triumphalen Einzug in Burg Albumin. Eine Zeit des Feierns begann. Die alten Mauern hatten wohl noch nie in ihrer Geschichte soviel Gelächter und Gesang gehört. Am vierten Tag nach der Schlacht, als man gerade beschlossen hatte, eine Kutsche ins Wengenhholmsche zu schicken, um Algunde, die hoffentlich ausreichend genesen war, gleichfalls nach Albumin zu holen, rannte die Magd - der kleine Erborn schaukelte bedenklich in ihren Armen - lachend in die Halle. Die Wiedersehensfreude war groß und das am Abend folgende Fest das ausgelassenste von allen.

Am fünften Tag aber traf schlimme Kunde aus Wengenhholm ein: Gräfin Ilma von Wengenhholm hatte in der Grafschaft und den Nachbarbaronien mehr als einhundertfünfzig Bewaffnete ausheben lassen und war bereit, auf Jergenquell zu marschieren. Sie wartete nur noch auf ein Kontingent aus Angbar: Duridan von Sighelms-Halm, Kanzler des Kosch, und eine Schwadron schwerer Reiter würden den Zug der Gräfin unterstützen, um in Jergenquell die ›Usurpation der Verräter zu beenden und Recht und Ordnung wiederherzustellen‹ (so hieß es in einer in Angbar öffentlich verlesenen Proklamation).

Einen ganzen Tag lang wurde auf Albumin Kriegsrat gehalten. Schon bald stand fest, daß man vor Fürst und Kaiser das den Jergenquells angetane Unrecht nicht würde zu Recht machen können: Die schrecklichen Schriftstücke mit den Unterschriften des alten Barons existier-

ten weiter, alle Zeugen aber, die die Wahrheit hätten berichten können, waren tot. Also blieb nur der Kampf.

Die Angroschim um Drogosch konnten - jüngere Familienmitglieder mitgerechnet - zehn weitere Kämpfer herbeiholen. Die Burg Albumin würde noch einmal zehn erfahrene Kriegersleute stellen. Etliche Bauern und Gesindeleute - so konnte man hören - würden mit Knüppeln und Hacken ihrer Baronin zur Hilfe eilen. Man würde den Angreifern eine Streitmacht entgegenstellen - fast halb so groß wie Gräfin Ilmas Schar. »Es wird ein blutiges Gemetzel werden«, stellte Selissa fest. »Unsere können zwar nicht gewinnen, aber sie können Mengen von ihrem Blut vergießen.«

»Welche Wahl bleibt uns sonst!?« rief Ulfing hitzig. »Davonlaufen?« Selissa schwieg für eine lange Zeit. Es wurde still in der Halle. In das Schweigen fiel die feste Stimme der Baronin: »Ja, ich denke, wir sollten fortgehen.«

Ulfing sprang auf. »Schwester, das ist kein guter Scherz!«

»Nie im Leben war mir weniger nach Scherzen zumute«, erwiderte Selissa.

Ulfing ergriff seinen Pokal und schleuderte ihn gegen die Wand. »Pfui, Schwester, Schande über dich! Wenn das dein Wille ist, dann kenne ich dich nicht mehr! Und die göttliche Rondra wird auf dich speien!« Auch Selissa fuhr jetzt hoch und stieß ihren Stuhl nach hinten. Ihr Gesicht war bleich wie ein Laken, ihre dunklen Augen blitzten. »Hüte deine Zunge, Bruder!« Ihre Stimme bebte vor mühsam unterdrücktem Zorn, als sie weitersprach: »Und laß die Göttin aus dem Spiel! Wir haben den Tod des Vaters und des Bruders gerächt - eine rondragefällige Tat, so hoffe ich! Nun aber geht es darum, die Folgen von Vaters Arglosigkeit oder Dummheit ungeschehen zu machen, und dafür kann ich nicht das Blut all der guten Leute vergießen. Auch die Göttin - das weiß ich im tiefsten Herzen - verlangt kein so unsinniges Opfer. Es hat

viele Tote gegeben in den vergangenen Tagen, und die meisten sind für eine Sache gestorben, die niemals die ihre war. Das Töten muß nun ein Ende haben! Burg Albumin ist mir teuer - vielleicht der teuerste Fleck auf der Welt -, aber ich opfere keinen einzigen Jergenqueller dafür, für Stein, Holz und vergangenes Glück!«

»Ist das dein letztes Wort?« fragte Ulfing mit hochrotem Kopf. Selissa nickte stumm.

»Dann trennen sich unsere Wege für immer. Ich werde mit Drogosch und den Angroschim gehen - wohin, das wird sich finden. Aber eines Tages werde ich wiederkehren, an der Spitze einer Armee. Und dann werde ich mir Albumin zurückholen, und wenn ich den ganzen Kosch in Asche legen muß!«

Ohne sich noch einmal umzublicken, schritt er aus der Halle.

Drogosch und die anderen Angroschim erhoben sich und senkten die Köpfe zum Gruß, dann folgten sie ihm schweigend nach.

Am folgenden Vormittag war Selissa in ihr Zimmer hinaufgestiegen, um ein paar Dinge zusammenzusuchen, die sie mitnehmen wollte. Gerion saß auf dem Bett und sah ihr dabei zu, wie sie immer wieder den Raum durchschritt, Gegenstände in die Hand nahm, betrachtete und wieder an ihren Platz stellte, wie sie andere Dinge sorgfältig in einer großen Reisetruhe verstaute, nur um sie Augenblicke später wieder herauszunehmen und aus den schützenden Tüchern zu wickeln. Schließlich ließ sie sich aufseufzend in einen Sessel fallen, der Gerion gegenüberstand. »Lächerlich - ich benehme mich lächerlich. Nichts von diesen Dingen brauche ich wirklich. Und ob sie mir helfen werden, die Erinnerung an Burg Albumin zu bewahren...?« Sie griff nach einer großen Puppe, deren rosig bemaltes hölzernes Gesicht von tiefen, senkrechten Rissen gezeichnet war, und zupfte gedankenversunken ein paar Haare aus der staubgrauen Perücke. »Will ich überhaupt an Albumin denken? Ich

ekele mich vor der Vorstellung, daß diese Frau hier gehaust, in diesem Bett geschlafen hat! Mir wird kalt, wenn ich mich an gestern abend erinnere, an den Bruch mit Ulfing, an seine Worte und seine Blicke... Warum soll ich da ein Bild von diesem Ort bewahren? Ach, Gerion, mein Leben ist ganz und gar in Stücken!«

Der Zauberer lächelte wehmütig. »Dein Leben, Selissa, hat gerade erst begonnen. Es wird schon wieder heil werden, wenn du erst ein paar Jahre als Herrin auf Geestwindskoje verbracht hast. Komm, erzähl mir von dort. Ist es wirklich so schön?«

Selissa sah ihn fragend an: »Du willst mich auf andere Gedanken bringen, hm? Geestwindskoje interessiert dich nicht wirklich.«

»Natürlich interessiert es mich, ich muß doch wissen, welche Fassung mein Juwel bekommen wird.«

Die Lanzerin lächelte. »Wie charmant du sein kannst... Also, meinerwegen: Ja, Geestwindskoje ist ein wunderschöner Ort. Von unserem Schlafzimmer aus kann man auf der einen Seite die Häuser des Dorfes mit dem kleinen Perainetempel sehen und auf der anderen Seite, über die Dünen hinweg, das Perlenmeer. Im Hausgarten stehen riesige Rosenbüsche und auf dem Hof uralte Eichen. Es gibt dort eine Koppel voller Pferde, sogar ein paar weiße Shadifs. Arvids Leute waren alle sehr freundlich zu mir, es wird schön sein, sie wiederzusehen... Und Arvid selbst... Er paßt so gut in dieses Haus, zu der Halle mit ihrem behaglichen Feuer, den mächtigen Deckenbalken, zu den Leuten dort mit ihrem gemütlichen Dialekt... Ich weiß nicht, ob du verstehst, was ich damit sagen will?«

»O doch, ich denke schon. Du wirst dort gut aufgehoben sein, sicher und warm.«

»Sicher und warm«, wiederholte Selissa nachdenklich. »Es wird gut für mich sein, nicht wahr?«

Gerion nickte heftig.

»Warum willst du nicht mit uns kommen? Du hast es lieber unsicher und kalt, hm?«

Der Zauberer lachte. »So wird es wohl sein.« Er wurde ernst. »Ach, bedräng mich besser nicht. Du weißt, warum ich nicht mit euch kommen kann.«

Selissa antwortete nicht, mit gesenktem Kopf fingerte sie noch immer an dem verstaubten Haarschopf der alten Puppe herum. Endlich blickte sie auf. »Wohin wirst du gehen? Wirst du dich endlich irgendwo niederlassen?«

»Bei allen Zwölfen, ich weiß nicht, was ich tun werde. Nach Süden gehen und schauen, was passiert. Gurvan gefällt es so, und mir fällt nichts Besseres ein.«

»Aber das ist keine Art zu leben...« Selissa schüttelte den Kopf.

»Ich komme zurecht, und ich sehe viele Dinge.«

»Du bist ein Dickschädel und denkst nur an dich. Für dich mag so ein Leben passend sein, aber du kannst es niemand anderem zumuten. Aber wenn du nun jemanden fändest, eine Frau... Sie würde doch nicht gern wie ein Tagedieb herumstreunen und niemals wissen, wo sie zu Hause ist.«

Gerion stand auf. Gurvan, der zusammengerollt vor des Magiers Füßen geschlafen hatte, stemmte sich ebenfalls hoch. »Du hast gewiß recht«, sagte der Zauberer, »eine solche Frau werde ich wohl niemals finden, aber« - er tätschelte Gurvan den Kopf - »wir beide suchen schließlich kein Weib, sondern unsterblichen Ruhm und ewige Jugend...«

Dann ging er hinaus, um seinen Packen zu schnüren.

Kurz nach der Mittagsstunde brachen Algunde und Erborn, Selissa, Arvid und Gerion auf. Algunde lenkte einen kleinen, zweispännigen, mit einer niedrigen Plane überspannten Frachtwagen, auf dessen Pritsche der Korb mit dem kleinen Erborn und einige Dinge untergebracht waren, die Selissa dann doch nicht auf Albumin hatte zurücklassen

wollen. Die anderen ritten auf großen Jergenqueller Pferden. Gerion führte außerdem ein Maultier am Zügel. Da er und Selissa sehr schweigsam waren, übernahmen es Arvid und Algunde, für ein Gespräch zu sorgen. Algundes Wißbegier bezüglich Geestwindskoje war unerschöpflich, und der Graf gab bereitwillig Auskunft, bis Algundes Wangen vor Vorfreude auf die herrlichen Tage, die im fernen Bornland warteten, in tiefem Rot erglüht waren.

An einer Wegkreuzung, von der man über einen flachen Hügel hinweg ein letztes Mal in dunstiger Ferne Albumins trutzigen Turm sah, brachte Gerion sein Pferd zum Stehen. Auch die anderen hielten an. Der Zauberer trug einen weiten grünen Umhang, der einmal dem Baron Lechdan gehört hatte, der krause graue Kopf war unbedeckt. Die lange Rolle mit Hut, Prachtmantel und Stab hatte er zusammen mit anderen Habseligkeiten dem Maultier aufgeschnallt. Er deutete auf den Weg, der nach Süden wies. »Ich will in diese Richtung reiten. Irgendwo dort muß Almada liegen, da wächst ein vortrefflicher Wein.« Er schlug die Augen nieder und zwang sich zu einem Lächeln. »Und jenseits von Almada liegt das Liebliche Feld - dort war ich noch nie.«

»Ich muß nicht noch einmal sagen«, sagte Arvid, »wie sehr ich mich freuen würde, wenn du mit uns kämst. Geestwindskoje ist gewiß kein Kaiserschloß, aber wir haben genügend Platz für einen Freund. Im Winter mag es kalt sein im Bornland, aber niemals an unserem Kamin... Komm mit uns, guter Freund!«

Algunde nickte heftig zu Arvids Worten. Sprechen konnte sie nicht. Wenn sie die Lippen öffnete, brachte sie nichts als ein lautes Schluchzen zustande. Tränen rannen ihr über die Wangen und tropften vom Kinn auf den Kragen.

Selissa saß steif im Sattel. Auch ihre Augen schimmerten feucht. Sie räusperte sich mehrmals, bevor sie sprach. »Wirst schöne Tage haben im Süden, wirst schon wissen, warum du dorthin gehst...« Sie

brach ab.

»Sehr schöne Tage«, sagte Gerion mit rauher Stimme. »Ich werde die Kanäle von Grangor sehen und das vielhunderttürmige Vinsalt. Vielleicht zieht es mich gar zum Rahjafest in Belhanka, wer weiß...? Ich werde dich vermissen, Lanzerin«, fügte er sehr leise hinzu.

»Hab acht auf dich!« bat Selissa und riß ihr Pferd so heftig am Zügel herum, daß es schmerzvoll aufschrie und in drei, vier großen Sätzen an Algundes Karren vorüberflog. Die Karrenpferde setzten sich erschreckt ebenfalls in Bewegung, und plötzlich waren Gerion und Arvid auf der Kreuzung allein. Arvid hob die breiten Schultern. »Also dann«, sagte er.

»Also dann«, sagte Gerion und lenkte sein Pferd auf den südlichen Weg.

Als er etwa eine halbe Stunde gemächlichen Schritts geritten war, hörte er eiligen Hufschlag hinter sich. Er schaute sich um. Hinter einer Wegbiegung kam eine Reiterin zum Vorschein. Mit wehenden schwarzen Locken sprengte sie heran. Gurvan tat einen Hüpf und wedelte heftig mit dem Schwanz.

Hart vor dem Magier brachte Selissa ihr Pferd mit schlitternden Hufen zum Stehen. »Ich schulde dir noch hundert Dukaten«, sagte sie atemlos.

»Stimmt«, antwortete Gerion hölzern. Seine Zunge war wie gelähmt. Selissa ließ die Zügel fallen und hielt Gerion die leeren Handflächen hin. »Ich habe das Gold nicht.«

Der Zauberer starrte auf Selissas Hände und dann in ihr Gesicht. Er suchte nach Worten und fand keine - eine Situation, in der er sich im Leben bisher nur äußerst selten befunden hatte.

»Da habe ich mir gedacht, wenn ich dich begleite, könnte ich das Geld vielleicht abarbeiten...«

Gerion blieb immer noch stumm, also ergriff Selissa wiederum das Wort: »Ist der Wein in Almada wirklich so gut?« fragte sie. Endlich trat ein Lächeln auf Gerions Gesicht. Er hatte seine Sprache wiedergefunden: »Der beste - so sagt man. Ein Geschenk, mit dem die Götter die Menschen verwöhnen wollen. Denn die Götter sind gut: Manchmal geben sie sogar einem alten Narren eine zweite Gelegenheit - ganz ohne Grund...«

